This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

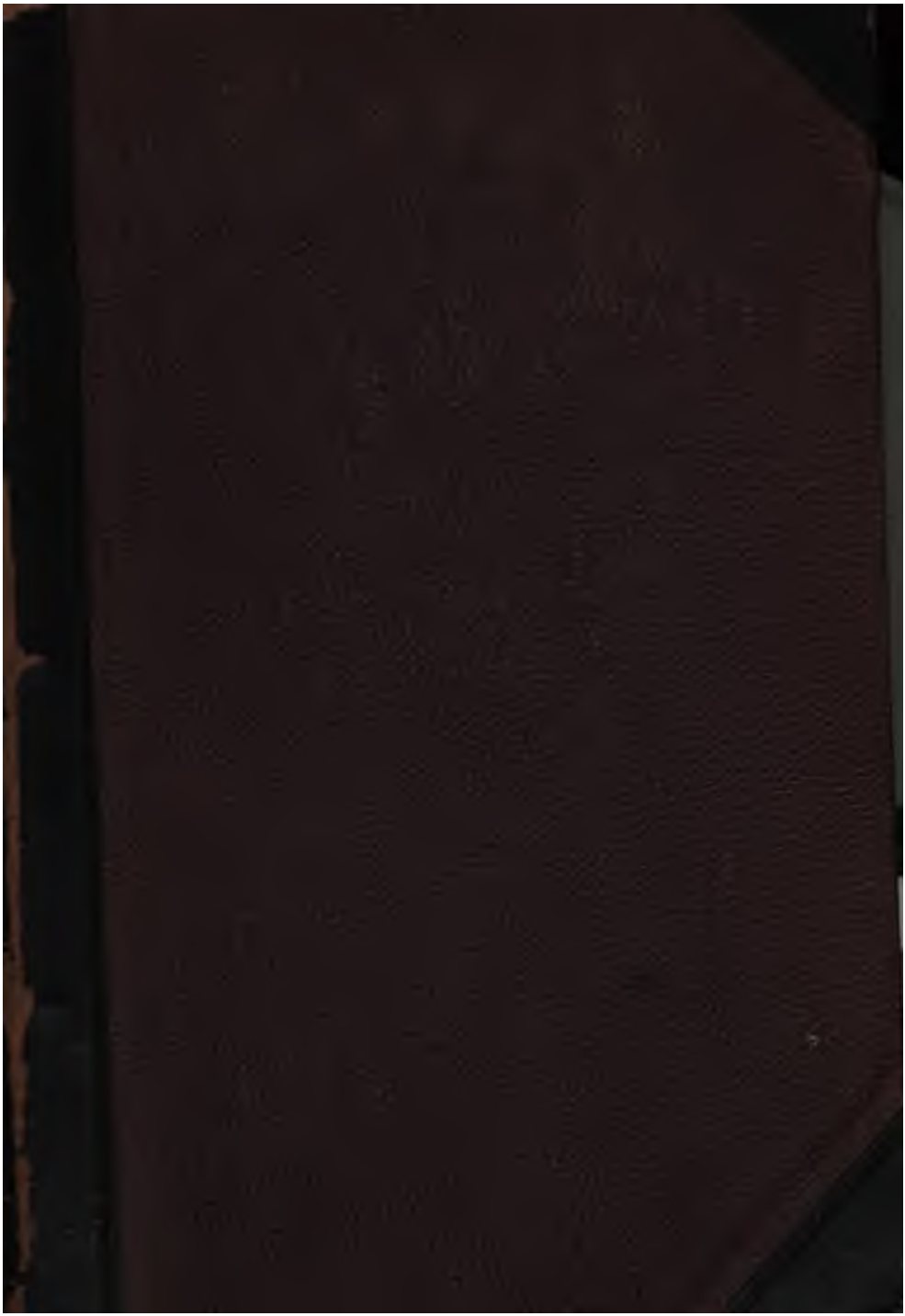
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

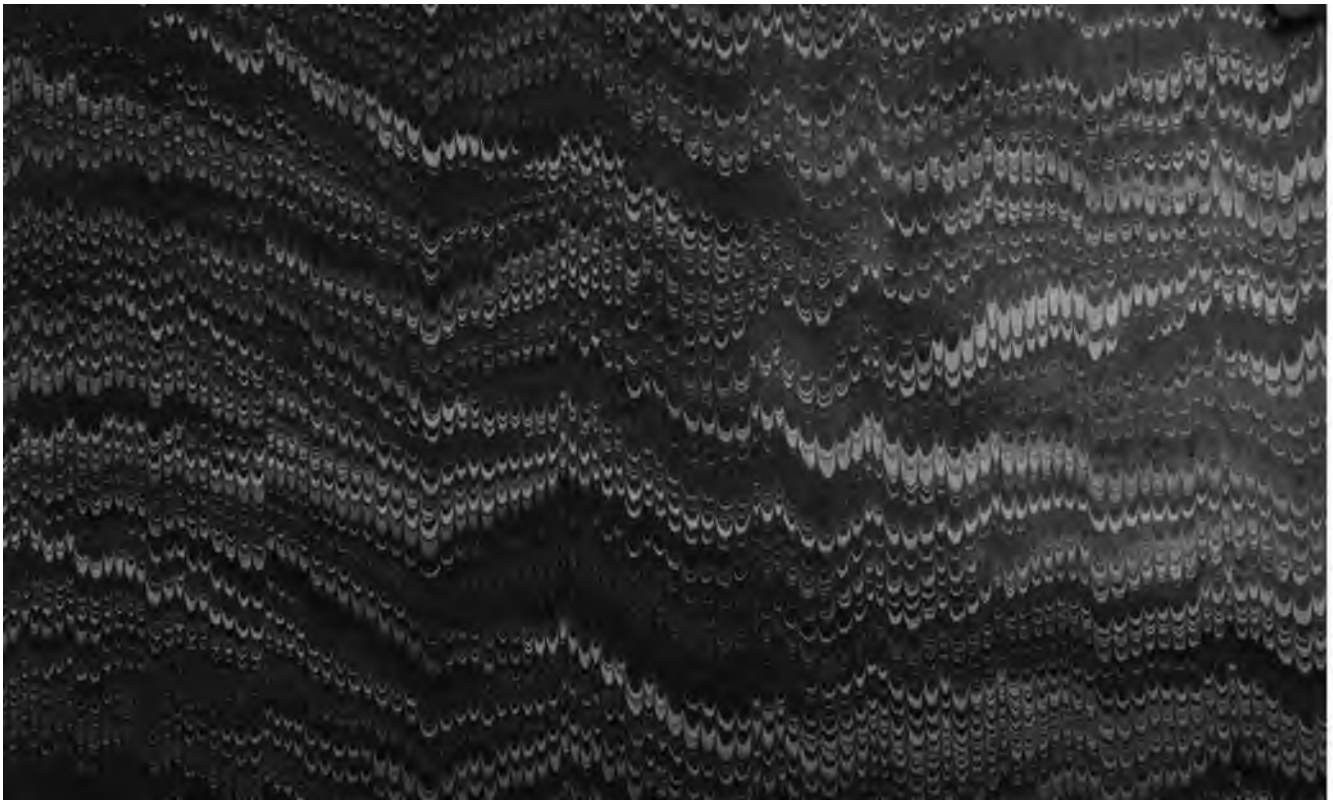
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

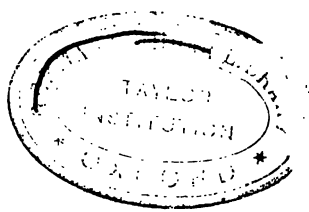
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.





238.g 16



Prof. Eduard Hildebrandt's

Reiſe um die Erde.

Zweiter Band.

Prof. Eduard Hildebrandt's

Reiſe um die Erde.

Nach ſeinen Tagebüchern und mündlichen Berichten erzählt

von

Ernſt Koſſak.

Zweiter Band.

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Berlin, 1867.
Verlag von Otto Janke.

Inhalts-Verzeichniß

des zweiten Bandes.

I.

Hongkong. Wäscher und Schneider. Die Victoriastadt. Als Freßgevatter. 1100 Pfd. Sterling Briefporto. Nach Kanton. Bocca Tigris. Whampoa. Blumenschiffe. Die innere Stadt. Die Pagode der fünf Genien. Kinderleichen 1

II.

Die Tempel auf Honam und die heiligen Schweine. Die Schicksalsstäbchen. Die Tempel der Fruchtbarkeit und der Schrecken. Das Bettelsystem zu Kanton. Die Straße ein Sterbebett. Der reiche Potingua. Medicinische Reklame 15

III.

Die Aufnahme einer Straße in Kanton. Ein Feuerwachtthurm. Ein Mandarin mit blauem Knopf. Tschau Tschau. Haifischflossen und Hachée von Raupen 29

IV.

Ein Fachgenosse und sein Atelier. Im Gefängniß und vor Gericht. Der gesetzliche Hungertod. Zwei Theaterabende. Der Kaiser als „deus ex machina“ der chinesischen Komödie. Nach Macao. Ein Wildpark von Ratten 39

V.

Die Praya grande. Der Tempel eine Theebude. Mein achtzigjähriger Enkel. Ein Nachmittag im Theater. Schreihälse. In der Spielhausstraße 57

VI.

Extrafahrten zwischen Kanton und Macao. Der erste Kunstfreund. Camoëns ohne Nase. Die Maler Ye Chung und Wo Hang. Ein Theeboster. Zur Ehre des Hauses 71

VII.

Fliegende Ameisen. Meuterei und Blattern. Die Piratenstraße. Zopftoilette und Zopfspiel. Die Barbiere und ihre Kosmetik.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
18 OCT 1926

Inhalts-Verzeichniß

des zweiten Bandes.

I.

Hongkong. Wäſcher und Schneider. Die Victoriaſtadt. Als Freßgevatter. 1100 Pfd. Sterling Briefporto. Nach Kanton. Bocca Tigris. Whampoa. Blumenſchiffe. Die innere Stadt. Die Pagode der fünf Genien. Kinderleichen 1

II.

Die Tempel auf Honam und die heiligen Schweine. Die Schickſalsſtäbchen. Die Tempel der Fruchtbarkeit und der Schrecken. Das Bettelſyſtem zu Kanton. Die Straße ein Sterbebett. Der reiche Potingua. Mediciniſche Reklame 15

III.

Die Aufnahme einer Straße in Kanton. Ein Feuerwachtthurm. Ein Mandarin mit blauem Knopf. Tſchau Tſchau. Haifiſchfloſſen und Hachée von Raupen 29

IV.

Ein Fachgenoſſe und ſein Atelier. Im Gefängniß und vor Gericht. Der geſetzliche Hungertod. Zwei Theaterabende. Der Kaiſer als „deus ex machina“ der chineſiſchen Komödie. Nach Macao. Ein Wildpark von Ratten 39

V.

Die Praya grande. Der Tempel eine Theebude. Mein achtzigjähriger Enkel. Ein Nachmittag im Theater. Schreihälſe. In der Spielhausſtraße 57

VI.

Extrafahrten zwiſchen Kanton und Macao. Der erſte Kunſtfreund. Camoëns ohne Naſe. Die Maler Ye Chung und Wo Hang. Ein Theeboſter. Zur Ehre des Hauſes 71

VII.

Fliegende Ameiſen. Meuterei und Blattern. Die Piratenſtraße. Zapftoilette und Zapfſpiel. Die Barbiere und ihre Kosmetik.

Verkrüppelte Füße. Der Fächer. Verfehlte Sprach- und Schreibstudien. Das Drachenfest. Todesgedanken und Unruhen. 85

VIII.

Eine Ladung Leichen. Der erste Teifun. Gehängte Piraten. Festfeierlichkeiten der Ankunft. Eine Riesenspinne. Immer leidender. Mein Testament. Weggetrunken. Die Gazelle kommt. Die Reisdiebe. Nach Amoy 100

IX.

Consultationen an Bord. Hundertfünfzig Ananas für einen Dollar. Die Opferdschunke. Poluſſia Mandalin. Wie schwitzen Sie? Woosung und Shanghai. Der Tapferste der Tapfern. Deserteure 115

X.

Nach Japan. Flucht vor dem Teifun. Schönes Wetter und dreißig mit dem Tauende. Der Vulkan Fusi Yama. Eine neue Höflichkeitsbezeugung. Ein Damenbad auf offener Straße. Grillen und Schreifliegen. Japanische Häuslichkeit 129

XI.

Papierne Sommerhäuser. Erdbeben. Der Nachtwächter und seine Trommel. Brillenschlangen. Nationales Mißtrauen. Ein Bonze als Liebesagent. Die Ehe als Finanzquelle. Die Theehäuser und das Herrenhaus. Unleidliche Bevormundung. Kaufleute. Lohgerber und Scharfrichter. Die Frauen Japans. Musme. Die Feuerwehr auf der Leiter 145

XII.

Erdbeben und Erbrechen. Der preußische und holländische General-Consul. Ein Dieb verbrannt. Der Itzebu und die Bestalinnen Yokuhama's. Fußbäder im Speisehause. Das Papier in der Toilette. Ein Badhaus. Nach Yeddo . . 160

XIII.

Bei Simodske. Die Burg des Taikun. Der unzugängliche Mikado. Der Rath der Dreizehn. Japan und Venedig. Schwarz lackirte Häuser. Der Tempel der Empfängniß. Ringer. Ein unbestrafter Brandstifter. Pillenpraxis. 20,000 Pfund Sterling. Eine Selbsthinrichtung. Nach Kamakura 174

XIV.

Fusi Yama-Pilger. Wallfahrtstempel. Scharfe Freudenschüsse. Dampfer-Carrousſel. Soirée im Herrenhause. Die Kneter. Prinz Oranien-Festball. Nach Nagasaki. Der Flußdampfer auf hoher See. Blaue Raketen und sechs Stunden Arrest. Mr. Lewes 189

XV.

Die Insel Desima. Nagasaki. Konsul Kniffler. Der Fisch- und

Blumenmarkt. Ein Colorist und seine Söhne. Demimonde von Nagasaki. Riesenspinnen. Nach Shanghai 204

XVI.

Gesundheitszustand, Leben und Sterben in Shanghai. Tugenddenkmale. Bezopfte Missionaire. Gastereien. Fidibus und Lunte. Dankbezeugung für ein Diner. An Bord des Argus. Nach Tientsin 218

XVII.

Der Argus und sein Karavanenthee. Ein falscher Zopf. Mittel gegen Flöhe. Hungersnoth und Leck. Die letzte Ente an Bord. Eine Seeräuber-Dschunke. Die Lebensgeschichte eines deutschen Matrosen. Am Strande von Chifou 232

XVIII.

Kriegsrath. Im Boot an's Land. Gerettet. Weih-hei-Weih. Ein Bürgermeister-Mandarin. Holzeinkauf in Liu Cung. Chinesische Dorfbewohner und ihre Sitten. Chifou. Hühner mit Entenfüßen. Fische mit Hundeköpfen. Drachen. . . 246

XIX.

Vor der Barre des Peiho. Fort vom Argus. Taku. Bom-Bom-Pidjen. Alles aus Schlamm. Nach Tientsin. Der Kaiserkanal und seine schwimmenden Dörfer. Karrenfahrt. Opiumraucher in der Halbwegskneipe. Glaube, bete und zahle! Chinesischer Pferdewechsel. In Stücke geprügelt. Kurz vor Peking 261

XX.

Durch die Vorstadt Sandneft und die östliche Bequemlichkeit in die Stadt Peking. Palast Jang kung fu. Sir Frederic Bruce. Herr Bismarck. Die verbotene Stadt. Thisbe. Die Tempel des Himmels und der Erde. Eiserne Cash. Fliegende Spielhöllen. Praxis zu Pferde 276

XXI.

Die gepanzerte Kehrseite. Himmels-, Drachen- und Tigergarde. Ein neunjähriger Kaiser. Prinz Kung. Der Adel im himmlischen Reiche. Der Staatsanzeiger von Peking. Der Sprachmeister, mein Mentor. Dejeuner in der Pagode. Eine schwarz-roth-goldene Leiche. Diebe mit falschen Zöpfen. Schlauberger. Die Koch- und Speisestraße 291

XXII.

Schlaf-Bons. Die Bettlerkaste. Sir Frederics Passepartout. Musikalische Kleinhändler. Vor Hunger gestorben. Eine Gebetmühle. Pfeifende Tauben. Ein Hochzeitszug. Yuanming-Yuan. Buddha unter Bonzen und Schweinen. Pekings Kranzler. Nicht alt genug. Dr. Lockhart und mein hohler Zahn 306

XXIII.

Aquarelle für Zahn. Schlauberger's Diener. Abgelohnt. Miſtreß Reynolds. Kutſcherwechſel. Tartarus, Inferno und Ausſpannung. Segelkarren. Ein umgefahrenes Haus. Mongoliſche Miethskleppper. Nach Chialin. Die Stinkpots bei Taku 321

XXIV.

Ein Tag auf der Schlammbank. Die Swartow. Der Rhabarber-Reiſende. Ein Laboratorium der Natur. Keine Spielkarten. Kein Schreibpapier. Concert von Rheinländern. Capitän und Matroſe. Die Ningpo-Pagode. Das Nachtmahl der Bonzen 336

XXV.

Opiumraucher. Die Wochenſtube auf der Straße. Die Cabinets d'aisance von Shanghai. Die Leber auf der Wagſchaale. Dr. Meyer und ſein Todter. Foh-Kien. Der Kaper Alabama. Unter engliſcher Flagge. Miß B. auſtraliſche Sängerin. Feuer! Fat-Jack. Eingepöckelte Chineſen. Teller oder Krone. Die Bai von Fuchow. 350

I.

Hongkong. Wäscher und Schneider. Die Victoriastadt. Als Freßgevatter. 1100 Pfd. Sterling Briefporto. Nach Kanton. Bocca Tigris. Whampoa. Blumenschiffe. Die innere Stadt. Die Pagode der fünf Genien. Kinderleichen.

Die Sehnsucht an's Land zu kommen, trieb mich schon um 5 Uhr Morgens von meinem Lager. Die Maschine des Dampfers war seit einer Stunde geheizt, die Anker wurden gelichtet, und erst einige tausend Schritte näher an der Stadt wieder ausgeworfen. Viele Hunderte von chinesischen Böten, alle mit Weibern „bemannt," hatten auf diesen Moment gewartet und boten uns in unbeschreiblichen Lauten ihre Dienste an. Die erste an Bord war eine junge kokette Chinesin in eleganter Toilette, die mit der Gewandtheit Blondin's die Schiffswand hinankletterte und uns geschäftliche Offerten machte. Mich begrüßte sie mit den Worten: „Good morning, Sir, me washi you master!" in jenem gräßlichen Kauderwälsch (pidjen English), in dem sich die Landeskinder mit den Fremden zu verständigen suchen. Das chinesische Fräulein war eine Wäscherin, und legitimirte sich durch ein Album englischer Zeugnisse, nach denen ihre Sauberkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Ihr

folgte mit gleicher Gewandtheit ein junger Mann, der sich mit den Worten: „me No. 1 Pieci (piecer Flicker) London Taylorman!“ einführte. Er war ein Bekleidungsakademiker und stellte sich uns zur Ausbesserung alter und Anfertigung neuer Gewänder zur Verfügung. Wir vermochten uns kaum aller Anerbietungen zu erwehren.

Um 9 Uhr fuhr ich mit dem Capitän an Land und stattete meinem Banquier, Herrn Wiese, dem Compagnon des Hauses Siemssen, eine Visite ab. Der liebenswürdige Millionär lud mich so zuvorkommend ein, in seinem Hause, oder vielmehr Palaste, zu wohnen, daß eine abschlägige Antwort unmöglich war. Der 10. April wurde überwiegend Reinlichkeitsbestrebungen gewidmet und erst am nächsten Morgen unternahm ich die erste malerische Inspectionstour in der Umgegend der Victoriastadt, wie sie von den Engländern officiell genannt wird. Auf den Rath meiner Hausgenossen werde ich aber jedes ähnliche Wagestück für die Zukunft unterlassen. Mit der öffentlichen Sicherheit der Umgegend soll es überaus schlecht bestellt sein. Jeder chinesische Proletarier vermuthet bei allen wohlgekleideten Europäern eine goldene Uhr, und trägt kein Bedenken, wenn es unbemerkt geschehen kann, sich eines solchen Kleinods zu bemächtigen, selbst wenn er darum einen Mord begehen müßte.

Hongkong ist eine Insel angeblich von ungefähr achtzehn bis zwanzig Quadratmeilen Flächeninhalt, und war noch vor fünf und zwanzig Jahren von Fischern und Seeräubern bewohnt. Seit 1841 Besitzthum der Engländer, ist Hongkong die Centralstelle des englischen und europäischen Handels mit China geworden. Die Victoriastadt liegt an

dem Abhange des etwa 2000 Fuß hohen Victoriapiks, und die Häuser sind meistentheils in einem gefälligen italienischen Stil gebaut. Zu den ansehnlichsten Bauwerken der Stadt gehören: der Gouvernementspalast, die Post, das Hospital für kranke Seeleute, das Gericht und das Missionshaus, sowie die großen Speicher. Das Klima der Stadt wird leider durch den Gebirgszug in ihrem Rücken verschlechtert, der die Seebrise absperrt und dadurch die Hitze auf eine unleidliche Weise steigert. Von Süden nach Norden streicht durch die Insel Hongkong ein schönes grünes Thal (the happy valley), in dem die englischen Sportsmen Armadille, Schlangen und Landschildkröten erbeuten.

Als günstiges Omen durfte ich es wohl ansehen, daß am 11. April Nachmittags im Hause meines gütigen Wirthes ein junger Europäer die Weihen der Taufe empfing. Der neue Erdenbürger war in dem benachbarten Macao einem Hamburger Schiffscapitän geboren worden, und Herr Wiese hatte das Lokal zum Tauffeste hergegeben. Obgleich der Täufling erst acht oder neun Tage zählte, war die Wöchnerin, eine kerngesunde Hamburgerin, doch schon bei dem um 6 Uhr stattfindenden Festmahle zugegen und betheiligte sich mit deutscher Ausdauer an den bis Mitternacht währenden Champagnerlibationen. Wenn schon eigends als „Freßgevatter" geladen, hatte ich mich aus Furcht vor einer Indigestion schon um 9 Uhr in meine Gemächer zurückgezogen. Die officiellen Gevattern und Gäste bestanden nur aus Landsleuten. Der Tag wurde außerdem durch die Ankunft eines englischen Schiffes verherrlicht, das, mit Kohlen beladen, die von selbst in Brand gerathen waren,

im Hafen von Hongkong durch ein Paar scharfe Kanonenschüsse in den Grund gebohrt werden mußte.

Vorläufig wird mein Aufenthalt in Hongkong nur von kurzer Dauer sein. Wer vermöchte bei der Nähe von Kanton der Versuchung eines Abstechers nach der südlichen Hauptstadt China's zu widerstehen? Ich besorgte am 12. April meine Correspondenz mit den Lieben in der fernen Heimath, machte mit einigen Herren eine Promenade nach dem Rennplatze, welcher in dem glücklichen Thale liegt, und fiel, als wir um 7 Uhr Abends nach Hause kamen, gleich wieder in die Schlingen eines gastfreien Landsmannes, der mich zu einem abermaligen Diner preßte. Sein neues Quartier sollte heute eingeweiht werden. Unser munterer Gastgeber zahlt für ein zweistöckiges Haus von fünf Fenstern Front mit einem kleinen, aber reizenden Garten nicht weniger als 12,000 Dollars Jahresmiethe. Der Schluß von solchen Ausgaben auf die Einnahmen ist leicht. Mein Wirth und seine Firma (Siemssen u. Comp.) zahlen u. a. jährlich elfhundert Pfd. Sterling Briefporto. Die Zahl der Domestiken in unserem Hause beläuft sich auf vierzig Köpfe, unter denen sich eine chinesische Wittwe als „Jungfer" der Frau vom Hause befindet. Das ganze Corps steht unter dem Commando eines „Comprador's" (Kellnerpräsidenten), der für das Betragen seiner Untergebenen alle Verantwortlichkeit übernehmen muß.

Am 13. April Morgens acht Uhr stachen wir auf dem nordamerikanischen Dampfer Hankow mit militärischer Pünktlichkeit in See. Die Verbindung zwischen Hongkong und Kanton wird von einer Yankee-Gesellschaft unterhalten. Die Fahrt kostet in erster Klasse incl. des Frühstücks nur sieben

Dollars, und das schnelle Schiff bringt es bis zu sechszehn Knoten in der Stunde. Die Einrichtung ist wahrhaft fürstlich; das Boudoir einer Prinzessin ist nicht sauberer und einladender, als die Kajüte. Mit dem Frühstück hätte sich ein auf englischen Postdampfern heruntergehungerter Passagier wieder für acht Tage verproviantiren können, so reichlich waren die solidesten Nahrungsmittel vorhanden. Als Würze wurde u. a. wieder Syrup herumgereicht, dessen sich zwei nordamerikanische Passagiere als Zuthat zu den Fischen und Beefsteaks bedienten. Nach Monate langer Entbehrung rührten mich die nach dem Dessert präsentirten Wassernäpfe und Zahnstocher fast zu Thränen. Meine Tischnachbaren, drei englische Opiumhändler, unterhielten sich damit, die neue, am Hofe der Königin Victoria übliche Methode: Fische zu essen, einzuüben. Nach ihrer Behauptung bediene man sich nicht mehr ausschließlich der Gabel, sondern auch — des Löffels. Nicht recht im Einklange mit dem sonstigen Comfort der Hankow steht die große Anzahl scharfgeladener Büchsen, Revolver und Korbsäbel, mit welchen die ganze Langseite der Kajüte decorirt ist. In der Bai von Hongkong und auf dem Perlflusse, an dem Kanton liegt, muß man jedoch stets auf einen Angriff der chinesischen Piraten vorbereitet sein. Unser Steuermann steht, um einen besseren Ueberblick zu haben, in einem Glashause vorn auf dem Schiffe, und setzt von hier aus durch einen Mechanismus das Steuer in Bewegung.

Nachdem wir vier Stunden lang zwischen zahllosen kleineren und größeren, aber immer kahlen Inseln durchgefahren waren, erreichten wir um 12 Uhr die Bocca Tigris, d. h. die Mündung des Perlflusses. Hohe schwarze,

spärlich mit Moos bedeckte Felsen bilden die Ufer, doch werden diese weiterhin flacher und nehmen einen prosaischeren Charakter an. Um ein Uhr zeigt sich die erste, auf einem Hügel gelegene, siebenstöckige, chinesische Pagode. Das niedere Land verschwindet wieder und das Terrain wird welliger. In der blauen Ferne zeigen sich Berge von 1000 Fuß Höhe; um 2 Uhr erreichen wir die erste Station Whampoa, eine Art Vorstadt von Kanton, durchweg aus Bambusrohr erbaut. Wir halten hier einige Minuten lang, schiffen Passagiere aus und nehmen andere ein, dann setzt sich der Dampfer langsamer von Neuem in Bewegung; die Menge der Dschunken versperrt fast das Fahrwasser, trotz der majestätischen Breite des Flusses. Nahe am Ufer wird eine zweite Pagode sichtbar und um drei Uhr gehen wir nach einer Fahrt von zwanzig deutschen Meilen in sieben Stunden, zwischen Kanton und der Insel Honam vor Anker. Das Gedränge der stets von Weibern geführten Böte war beängstigend. Viele von ihnen hatten ihre kleinen Kinder bei sich, von denen die Jüngeren mit einer Schnur an das Boot gebunden waren, um im Falle eines Sturzes in das Wasser gleich herausgezogen zu werden. Bei meiner Abneigung, Koffer und Aquarellensammlung in diesem wilden Getümmel auf's Spiel zu setzen, blieb mir Zeit genug, das armselige Volk zu beobachten. Ihre Säuglinge tragen die Bootsweiber in einer Bandage, wie die Frauen der Flissaken, auf dem Rücken, Kindern von drei bis vier Jahren wird ein Tönnchen auf den Nacken gebunden, das sie über dem Wasser erhält. Häufig ist dasselbe aber schlecht befestigt oder durch die Balgereien der Kinder verschoben, und das fallende Kleine geräth dann mit dem Kopfe unter das

Wasser. Mehreren Kindern waren auch Schweineblasen auf dem Rücken befestigt. Nachdem die Mehrzahl der Passagiere den Dampfer verlassen hatte, miethete ich ein mit vier Weibern bemanntes etwas größeres Boot und ließ mich in mein Quartier rudern. Die älteste der Grazien sprach einige Worte englisch, und verstand, was ich wollte, die drei Uebrigen verhielten sich schweigend und erschienen durch schwere Arbeit und Noth niedergedrückt. Zwei von ihnen trugen Säuglinge auf dem Rücken. Die armen chinesischen Weiber müssen häufig ihre Männer ernähren, die früh und spät auf der Bärenhaut liegen und Opium rauchen.

Noch an demselben Abende machte ich dem preußischen Consul, Baron von Carlowitz, eine Visite, und besuchte in seiner Gesellschaft eine Anzahl sogenannter Blumenschiffe (Flowerboots). In Paris führt man den Fremden in die Gärten von Mabille oder Chateau des Fleurs: in Kanton sucht man ihm auf den Blumenschiffen eine Vorstellung von den Sitten der Hauptstadt beizubringen. Man erräth, daß die Loretten und Grisetten Kantons auf diesen Blumenschiffen ihr Wesen treiben, doch kann ich nicht umhin, das Betragen dieser Damen zu rühmen. Es unterschied sich sehr zu ihrem Vortheil von der Zudringlichkeit der emancipirten Schönen, welche die modernen Tanzlocale Berlins bevölkern und sich an die Fersen der einzelnen Fremden heften.

Die gebotenen Unterhaltungen waren sehr einfacher Art, die roth geschminkten Damen sangen durch die Nase und begleiteten ihre Melodien auf einem nur einsaitigen Instrumente; wir bewirtheten sie mit Thee oder süßen Leckereien und wechselten einige Worte Pidjen-Englisch. Die

chinesischen Stammgäste, meistens ältere Herren, bewegten sich mit gleicher Zurückhaltung; auf keinem der von uns besichtigten Blumenschiffe habe ich etwas Ungehöriges bemerkt. Eben so anständig betrugen sich die in einigen öffentlichen Lokalen versammelten Männer. Sobald wir eintraten, näherten sie sich und suchten uns eine Gefälligkeit zu erweisen, hätte diese auch nur in dem Anerbieten eines trockenen Melonenkernes oder einer Prise Opium bestanden.

Der Balkon meines Zimmers im Siemssen'schen Hause, einer Commandite des Hauptgeschäfts, ragt über den Perlfluß hinaus, und das ganze Panorama des Lebens auf dem Wasser, wie der eigentlichen Stadt Kanton mit den White Cloud Bergen, welche den Hintergrund bilden, breitet sich vor meinen Blicken aus. In den Morgenstunden des 14. April beschränkte ich mich, sobald der Nebel sich zertheilt, auf einige Bootdétailstudien, später wurde über den Fluß gesetzt und ein Rundgang durch die Stadt unternommen. Zuerst besichtigte ich die vor mehreren Jahren im Kriege von den Chinesen niedergebrannten Factoreien der Holländer, dann durchkreuzte ich die Südvorstadt und gelangte durch das bei den Seeleuten so beliebte Schweinegäßchen und Südthor in das Weichbild Kantons selber. Mein Begleiter, der Agent des Hauses Siemssen, übersetzte mir die Namen der Straßen; da gab es eine Südstraße, Drachenstraße, Himmelsgasse, geflügelte Drachenstraße, martialische Drachenstraße, goldene Blumenstraße, Apothekerstraße, Schatzstraße, Seidengasse und Goldstraße. Man ließ uns im Ganzen unbehelligt, nur hier und da beehrte man uns, wenn wir den Rücken kehrten, mit dem Schandtitel: „Fanquei" (rothe Teufel). Die Unterschiede zwischen

der Physiognomie Kantons und großer europäischer Handelsstädte sind so beträchtlich, und die Eindrücke so eigenthümlich, daß ich fast verzweifle, sie mit der Feder zu fixiren. Die Straßen sind nur schmal und mit Ziegeln oder Fliesen gepflastert; von Kanalisirung habe ich nichts bemerkt. Der besondere Reiz einer Stadt, wie Kanton, in der so viele Reichthümer angehäuft sind, liegt in den Häuserfronten und den Schildern der Läden. Der Chinese liebt bunte Farben in grellster Zusammenstellung und geht bei der Ausschmückung seines Hauses und Geschäftslokales mit Gold und Silber keineswegs sparsam um. Strenge genommen besteht die Außenseite der Häuser nur aus einer Combination von schmalen Schildern, die, etwas abstehend von der grauen Backsteinmauer, in chinesischen Schriftzeichen den Beruf der Bewohner und ihr Waarenverzeichniß ankündigen. Der Anblick ist von unbeschreiblicher Pracht. Alle Läden stehen weit offen, und Niemandem wird es verwehrt, einzutreten, die Waaren zu besichtigen und, ohne etwas zu kaufen, sich wieder zu entfernen. Der höfliche Chinese empfängt und entläßt seinen Gast mit den beiden Worten: „Tschin, Tschin!" Diese sind ein Ausdruck absoluter Höflichkeit und bedeuten alles Gute, das ein Individuum dem andern wünschen kann. „Tschin, Tschin" hat mich durch ganz China begleitet, mich am ersten Tage begrüßt und am letzten verabschiedet. Nicht selten tränkt der gastfreie Kaufmann den Ankömmling mit Thee oder erquickt ihn mit Mandarinen-Orangen, auch erlaubt er, seine Waaren zu berühren. In den größeren und besseren Geschäften sind die Preise fest, den Kleinhändlern mag man getrost den dritten Theil der geforderten Summe bieten und wird ihnen doch nicht Un-

recht thun. Viele Schilder tragen die draſtiſche Inſchrift: „In meinem Geſchäft wird nicht betrogen.“ Die betreffenden chineſiſchen Signaturen prägen ſich dem Gedächtniß ein, und ich habe dieſelben am häufigſten vor den Läden der Tuchfabrikanten und Seidenwaarenfabrikanten wiedergefunden. Das Gewimmel in den ſchmalen, aber durchſchnittlich überaus reinlich gehaltenen Straßen gleicht dem Treiben der Ameiſen. Der betäubende Wirrwarr trieb mich von Zeit zu Zeit immer in einen Laden, wo ich einige Minuten ausruhte. Wo etwas mehr Spielraum iſt, z. B. an den Landungsplätzen der Böte, ſind meiſtens Kuchenbuden mit Glücksrädern aufgeſtellt, in denen die kleinen Leckermäuler ihr Geld verſpielen. Fortuna lächelt den jungen Kantoneſen nicht freundlicher, als den Pointeurs auf dem Berliner Schützenplatze.

Die innere alte Stadt, in die wir durch das erſt ſeit drei Jahren dem Fremden eröffnete Kantonthor gelangten, iſt von Feſtungswerken umgeben. Wir erſtiegen ungehindert die Wälle und genoſſen die herrliche Ausſicht auf das Innere Kantons, die große neunſtöckige Pagode, die ſchon 1700 Jahre ſtehen ſoll, ihr fünfſtöckiges Seitenſtück, von wo aus ſich eine Totalanſicht auf den Fluß, die Stadt und ihr Hinterland eröffnet, und ruhten im oberſten Stockwerk der letztgenannten Pagode von unſeren mehrſtündigen Anſtrengungen aus. Hier befand ſich fünf Jahre vor meiner Ankunft eine Kaſerne der franzöſiſchen und engliſchen Truppen. Man erblickt von der Höhe im Hinterlande ſieben Hügel, die Todtenäcker der Bewohner von Kanton. Nachdem wir noch einen benachbarten Hügel erklettert, der das bisherige Panorama beträchtlich erweiterte, traten wir den Rückweg

an, kamen bei vielen Opferhäusern vorbei, wo Papier und wohlriechende Stäbchen verbrannt wurden, und betraten einige derselben. Ueberall wurden wir höflich aufgenommen. In den gewöhnlich mit einem Gebethause verbundenen Schulen herrschte eine große Ordnung. Die Kinder saßen sittig, ein Jedes vor einem kleinen Pulte, und arbeiteten. Die geräumigen Schulzimmer waren mit vielen Blumen und kleinen Palmen geschmückt. Wenn ich diese sauberen Räume und die elegante Einrichtung mit den Klassen der Bürgerschulen und Gymnasien unseres Vaterlandes verglich, mußte ich der chinesischen Pädagogik den Vorrang einräumen. Wir begaben uns nächstdem zu der schon erwähnten großen Pagode, erhielten indessen nicht die Erlaubniß, sie zu ersteigen. Das alte Bauwerk geht dem gänzlichen Ruin entgegen, der Thurm hat sich auf eine bedenkliche Weise geneigt, aber man scheint gelassen den Einsturz abzuwarten; von Reparaturen war keine Spur zu bemerken.

So müde wir uns fühlten, meine fieberhafte Aufregung ließ mich nicht rasten, wir wanderten weiter zu der Pagode der fünf Genien und besichtigten ihre große Glocke, aus der bei der letzten Belagerung der Stadt eine feindliche Kugel ein tüchtiges Stück gerissen hat. Der Tempel liegt auf einem Hügel und umfaßt mehrere ansehnliche Baulichkeiten. Die Wände sind mit vielen allegorischen Reliefs verziert, mit vergoldeten Götzenstatuen decorirt, und roth, die Lieblingsfarbe der Chinesen, angestrichen. Die Dächer bestehen aus grünen glasirten Ziegeln. Die angrenzenden Straßen schienen immer prächtiger und stattlicher zu werden, wir passirten eine Menge von Triumphbögen und kamen an mehreren großen Mandarinenpalästen vorüber, die mit

zehn Fuß hohen geharnischten Kriegern und sechszig Fuß langen Drachen bemalt waren. Auch hier verhinderte uns Niemand am Eintritt und an der Besichtigung innerer Räume, Höfe und Gärten. Die Mandarinen selber kamen nicht zum Vorschein, doch waren uns mehrere unterweges theils in Palakinen, theils zu Pferde begegnet. Zwei von ihnen waren mit der Pfauenfeder geschmückt, eine dienstliche Auszeichnung, der bei uns eine der mittleren Klassen des rothen Adlerordens entsprechen möchte, die anderen trugen einen rothen oder blauen Knopf; ich hoffe im Verlauf der Zeit tiefer in das Verständniß dieser büreaukratischen Nüancen zu dringen. Die komisch geformte Kopfbedeckung der würdigen Beamten scheint gleichfalls eine amtliche Bedeutung zu haben. Die eleganten Damen, denen wir in dieser Stadtgegend häufiger begegneten, bedienen sich bei ihren künstlich verkrüppelten kleinen Füßen der Stöcke; sie würden, da sie auf den Zehen gehen, sonst fortwährend in Gefahr schweben, niederzufallen. Ich habe mehrere sehr hübsche, wenn auch bei den lang geschlitzten Augen etwas seltsame Gesichter bemerkt.

Den Charakter dieser Damen lehrte mich mein unermüdlich aufmerksamer Begleiter unterscheiden. Man hat nur die Haartracht zu beachten. Unverheirathete Frauen tragen eine Menge kleiner, über die Breite der ganzen Stirn nebeneinander geklebter, zolllanger Zöpfchen; zwei hinten herabhangende lange Zöpfe sollen überdies noch große Heirathslust bedeuten. China ist einmal das Land der Wunderlichkeiten. Was würden z. B. unsere Nachtschwärmer zu den polizeilichen Verfügungen von Kanton sagen? Nach dem Wortlaut des Gesetzes hat ein loyaler

Unterthan des himmlischen Reiches Nachts gar nicht das Haus zu verlassen, doch giebt es eine mildere Observanz. Erstens muß er mit gehöriger schriftlicher Legitimation versehen sein, zweitens eine Laterne tragen, auf der sein Name angebracht ist. Es versteht sich von selbst, daß ihn nur die allerdringendste Nothwendigkeit zu einem nächtlichen Ausgange zwingen kann.

Den phantastischen lichten Bildern, die an diesem Tage an mir vorübergezogen waren, fehlte es nicht an Schattenseiten. Schon auf der ersten Ueberfahrt waren mir mehrere im Strome schwimmende Kinderleichen nicht entgangen. Später bemerkte ich in einem düstern Winkel der städtischen Fortification einen kleinen Schädel und ein Häuflein Knochen, zuletzt kamen wir an einem in zerrissene Matten gewickelten Päckchen vorüber, aus dem die herrenlosen Hunde ein Füßchen hervorgezerrt hatten. Schon in Hongkong hatte man mich auf diese schauerlichen Symptome der chinesischen Unsittlichkeit vorbereitet, Angesichts der Wirklichkeit verlor ich jedoch beinahe die männliche Fassung. Bei der Uebervölkerung des Landes und der Schwierigkeit, die nöthigen Subsistenzmittel für die Familie herbeizuschaffen, ist der Kindesmord an der Tagesordnung. Gemeinhin fallen ihm die neugeborenen Mädchen zum Opfer; namentlich wenn sie von schwächlichem Körperbau und von unansehnlicher Gesichtsbildung sind. Die unnatürlichen Eltern werfen die Kinder in den Strom, oder setzen sie lebendig aus, eine Beute der Hunde und Schweine. In größeren Städten, die nicht am Wasser gelegen sind, wirft man die Leichen in einen aufgemauerten Behälter, in den von Zeit zu Zeit ungelöschter Kalk geschüttet wird. Unsere Missionäre geben

sich zwar alle erdenkliche Mühe, diesen Gräueln zu steuern, allein ihre Anstrengungen verschwinden in der Menge der täglichen Unthaten. Es bleibt ihnen nichts übrig, als neugeborene Mädchen, wenn der Mord derselben zu befürchten steht, den Eltern für eine Kleinigkeit (einen Shilling) abzukaufen und auf eigene Kosten zu erziehen. Bei den überaus geringen Bedürfnissen des Volksstammes sind sie schon im zwölften Lebensjahre im Stande, für sich selber zu sorgen. Der Lohn der Missionäre ist die schwache Hoffnung, durch die christliche Erziehung der geretteten Kinder allmälig auf Weltanschauung und Sitten der Chinesen veredelnd einzuwirken.

II.

Die Tempel auf Honam und die heiligen Schweine. Die Schicksalsstäbchen. Die Tempel der Fruchtbarkeit und der Schrecken. Das Bettelsystem zu Kanton. Die Straße ein Sterbebett. Der reiche Potinqua. Medicinische Reclame.

Am 15. April begann ich mit einem Frühmarsch durch die Insel Honam, dem gegenwärtigen Wohnsitz der in Kanton handeltreibenden Europäer. Einige malerisch gelegene Hügel hatten schon von unserem Hause aus meine Aufmerksamkeit erregt, und ich trug kein Bedenken, sie zu erklettern, da ich mich, der in Hongkong erhaltenen Warnungen eingedenk, wohlbewaffnet hatte. Meine Vorsicht war unnöthig gewesen, jene Hügel waren nur mit zahllosen Grabstätten der Chinesen bedeckt, und keine sterbliche Creatur begegnete mir in der frühen Morgenstunde. Nachdem ich von einem hervorragenden Punkte aus die schönste Aussicht über den Strom nach Kanton und östlich nach Whampoa betrachtet hatte, begab ich mich zu dem auf der Insel befindlichen Tempel und seinen zahlreichen Seitengebäuden. Strenge genommen ist es eigentlich falsch, von einem Tempel zu reden, denn die gottesdienstlichen Gebäude bilden, genauer betrachtet, einen beträchtlichen Complexus von Kapellen und

Wohnungen der Bonzen. Erstere liegen in kleinen Entfernungen hintereinander und nehmen mit den seitwärts ein Spalier bildenden Wohnungen der Geistlichen den Raum einer kleinen Stadt ein. Vor dem Eingange einer jeden dieser Tempelparzellen sitzen auf niedrigen Postamenten abscheuliche Thierfratzen, bald Löwen, bald Drachen ähnlich, dem Eingange gegenüber steht der Hochaltar Buddha's, die Wände sind theils mit kleineren Statuen dieser Gottheit, theils mit alten Waffen und Marterwerkzeugen, Trommeln und Tamtams, oder ähnlichen Sinnbildern des Krieges und der Macht ausgeschmückt. Vor der Pforte des Haupttempels, der sich hinsichtlich seiner Größe kaum von den anderen unterschied, saß ein Unterbonze mit der Gelassenheit eines Oelgötzen und hielt eine brennende Kerze in der Hand. Die Andächtigen zündeten ihre Lichter oder Opferstäbchen an und schritten in den Tempel, um die grellgefärbten vergoldeten oder versilberten Opferpapiere vor dem Altar zu verbrennen. Die Mehrzahl dieser großen Bogen von denen ich eine Auswahl mitgebracht habe, ist von einem so brennenden Mennigroth tingirt, daß ein europäisches gebildetes Auge kaum die Gluth erträgt. Jeder Bogen, der hier und da mit echtem Schaumgold oder Silber bedeckt ist, zeigt in der Mitte eine Menge feine paralleler Durchschnitte, die einen symbolischen Sinn haben mögen. Die Façaden der Tempel sind mit vielfachen Stuccaturarbeiten und moralischen Sprüchen und Sentenzen aus dem Schicksalsbuche mit Gold, rother, blauer, gelber und schwarzer Farbe geschmückt. Die chinesische Sprache ist, wie die Hieroglyphensignatur des alten Aegyptens, eine Begriffssprache und gestattet mithin eine unglaubliche Knappheit des

Ausdrucks. Der Himmel mag wissen, wie viele Schriftsätze auf diesen Wänden eng aneinandergereiht stehen. Das Innere aller Tempel ist mit bunten Lampen, hängenden reich betroddelten Laternen und Porzellanvasen überladen. Auf dem Altar stehen in einem Becher die sogenannten Schicksalsstäbe. Noch war ich über ihre Anwendung in Zweifel, als mein junger Wirth, der mir gefolgt war, in den Tempel trat und auf meine Bitte: den priesterlichen Cicerone um Auskunft zu ersuchen, sogleich den Becher ergriff und von den Schicksalsstäbchen Anwendung machte. Der Bonze, ein toleranter Mann, schien durch die Dreistigkeit des ungläubigen rothen Teufels höchlich belustigt zu werden. Mein Freund schwenkte den Becher leicht in der Luft, so daß einige Stäbchen über den Rand zu Boden fielen; das ihm zunächst Liegende wurde aufgehoben und aufgerollt. Es trug eine Nummer, diese wurde in dem auf dem Altar liegenden Schicksalsbuche aufgesucht und ihm der dabei stehende Spruch mitgetheilt. Ich mußte an das Versestechen in der Bibel und die Betschwestern in unserem Vaterlande mit ihren Stopfnadeln denken.

Wir schritten, nachdem der Bonze durch einen Schilling für seine Mühe entschädigt worden, wieder ins Freie und wurden zu einem etwas stallartigen, zoologisch duftenden kleinen Seitentempel zur Rechten geführt, in dem acht heilige Schweine es sich wohl sein ließen. Wir mußten von verborgenen Beobachtern umgeben sein, denn als wir das Gemach der Sauen verließen und lachend einige, den Frommen vielleicht anstößige Bemerkungen machten, flog uns ein Dutzend Steine von allen Seiten um die Köpfe, und wir hatten nichts eiliger zu thun, als uns aus der gefährlichen

Nachbarſchaft zu entfernen. Unſer Führer, der Bonze, der, wie alle ſeine Amtsbrüder, einen grauen Rock trug und einen rattenkahl geſchornen Schädel präſentirte, ſpannte einen Sonnenſchirm über ſein unbedecktes Haupt und ſchritt voran in einen kleinen Garten, der mit den wunderlichſten Zwerggewächſen angefüllt war. Dieſe Gärtnerei ſchien die Mußeſtunden der Kloſterbewohner auszufüllen. Meiſtens waren dieſe Pflanzen reichbelaubte Myrthenſträucher, die in der Form von Elephanten, Hirſchen, Hunden, Vögeln und Vaſen ſauber zurechtgeſchnitten waren. In der Nähe befand ſich ein mit wunderſchönen Goldfiſchen gefüllter Teich. Der große Newfoundländer meines Wirthes, der uns ohne Weiteres in den Tempel begleitet und alle Buddha's argwöhniſch beſchnüffelt hatte, unterließ nicht, in den Teich zu ſpringen und zum höchſten Entſetzen der Fiſche ein kaltes Bad zu nehmen. Die erſchrockenen Thiere gewährten ein prächtiges Schauſpiel, als ſie aus dem Waſſer in die Höhe ſpringend im Schimmer der Sonne über dem Spiegel des kleinen Teiches einen Augenblick hindurch einen goldenen Schild bildeten. Die kleine Waldung uralter Bambusbäume, welche die Kloſteranlagen begrenzt, war durch den letzten Teifun am 27. Juli des Jahres 1862 ſtark gelichtet worden. Das Unwetter hatte nach der Angabe der Europäer überhaupt in der Umgegend Kantons und auf dem Perlfluſſe furchtbar gehauſt. Viele Tauſend Familien, die kein anderes Obdach hatten, als ihre auf dem Fluß ſchwimmenden Böte, waren elendiglich zu Grunde gegangen. Die ſtromab getriebenen Leichen hatten am Tage darauf den Umſchwung der Räder des von Hongkong kommenden Dampfers gehemmt. Nachdem wir

für unser Geld eine Tasse Thee in der benachbarten Bonzenwohnung getrunken, aber den Ankauf einer Partie Goldfische abgelehnt hatten, mit denen von den Klosterleuten ein sehr einträglicher Handel getrieben wird, trennten wir uns von den frommen Männern in bester Freundschaft. Durchschnittlich habe ich, um zu Ehren des Buddhaismus, dessen Entartungen im himmlischen Reiche auf sich beruhen mögen, die Wahrheit zu gestehen, in den chinesischen Priestern aufgeweckte und gut genährte Männer gefunden. Besonders wohl aussehend und von gefälliger Tournüre fand ich die Bonzen in dem Tempel der Fruchtbarkeit, den ich erst einige Tage später besuchte, aber gleich hier erwähnen will. Die Andächtigen in dieser Oertlichkeit bestanden nur aus jungen hübschen Chinesinnen, auf deren überaus zierliche Händchen ich alle Touristen aufmerksam mache, und schienen mir die erwähnten Bonzen, so viel ich in der kurzen Zeit meiner Anwesenheit zu ergründen vermochte, ernstlich bestissen zu sein, die Bittstellerinnen in ihrem Kummer über den bisher mangelnden Ehesegen zu trösten und bei behaarlichem Besuche ihres Tempels auf eine bessere Zukunft hinzuweisen.

Am Morgen des 16. April ließ ich mich stromauf nach dem Macao-Fort rudern. Nur in Begleitung eines chinesischen Kuli, meines Lohnbedienten, der etwa ein Dutzend kaum verständlicher englischer Vocabeln inne hatte, ging ich ohne Jemand um Erlaubniß zu fragen, in die Festung und skizzirte flüchtig Einzelheiten, ohne von der Mannschaft behelligt zu werden. Der Wachtdienst war mit mehr Comfort, als ihn europäische Wachtstuben aufweisen, verbunden. Mehrere Soldaten lagen in ihren Betten und schliefen

hinter Mosquitonetzen, andere saßen bei Tisch und verzehrten mit Eßstäbchen ihr Frühstück. Man behandelte mich sehr zuvorkommend. Eben so freundlich gesinnt fand ich die Besatzung des Südthors (south gate) von Kanton; ich wurde sogar mit dem landesüblichen Thee erquickt, den ich oft in den elegantesten Gesellschaften des europäischen Continents nicht so fein und wohlschmeckend erhalten habe, als inmitten diesen abenteuerlichen Soldateska. Der Sonnenbrand vertrieb mich jedoch bald von der schattenlosen Stadtmauer, die ich der bessern Umsicht halber erstiegen hatte. Am Abend desselben Tages unternahmen wir Hausgenossen noch eine Excursion nach dem den Europäern neuerdings eingeräumten Stadttheile im Westend von Kanton. Man ist fleißig mit dem Häuserbau beschäftigt, aber der sumpfige Boden macht den Grundbesitzern viel zu schaffen. Nach einer Menge vergeblicher Versuche, Gebäude haltbar herzustellen, hat man sich zu ordentlichen Pfahlrosten entschlossen. Die neue englische Kirche, bei der man diese Vorsicht nicht beobachtet hatte, stürzte nach meiner Abreise sammt ihrem Thurme in Trümmer, nachdem noch eine halbe Stunde vorher darin Gottesdienst gehalten worden war.

In Begleitung eines Reisvogels — mit diesem Spottnamen bezeichnen die hiesigen Deutschen die Reiskaufleute — besuchte ich am 17. April die an das Ostthor Kantons grenzende alte Stadtmauer und eine Anzahl Tempel, unter ihnen die Pagode der fünfhundert Genien der Götzen. Das an den Wänden aufgestellte vergoldete und gut erhaltene Bataillon reichte hinsichtlich der Größe des einzelnen

Götzenmannes nur um wenige Zoll über das preußiſche Militärmaß hinaus. Neben den meiſten Tempeln befanden ſich Gärten voller Zwerggewächſe und Fiſchteiche; im Ertrage beider ſcheint ein Theil der Einkünfte der Geiſtlichkeit zu beſtehen. Die Gegenſätze rücken aber in aſiatiſchen Landen hart neben einander; noch von dem heiteren Eindruck dieſer Oertlichkeit erfüllt, wurde ich in der nächſten Straße durch ein melancholiſches Schauſpiel an die von den Anſichten und Empfindungen europäiſcher Völker ganz abweichende Weltanſchauung der Chineſen gemahnt.

Durch den prachtvollen Anblick eines auffallend bunten Ladenſchildes gefeſſelt, ſtolperte ich über einen am Boden liegenden Gegenſtand und wurde nur durch den kühnen Griff meines Reisvogels vor dem Fall bewahrt. Beinahe in der Mitte der Straße lag ein alter Mann, beide Arme kraftlos von ſich ſtreckend. Mit einem unſäglich dürftigen und ſchmutzigen Gewande bekleidet, ſchien er aus Schwäche niedergeſunken und eingeſchlafen zu ſein. Als ich, ſo weit es mir der vorüberfluthende Menſchenſtrom geſtattete, ihn näher in Augenſchein nehmen und mitleidig etwas bei Seite an die Wand des Kaufmannsladens ſchieben wollte, entdeckte ich meinen Irrthum. Der bräunlich gelbe Teint, der ſich über Geſicht, Stirn und Schädel bis an den ſchneeweißen Zopf erſtreckte, zeigte einen Stich ins Leichenfarbige, die Augen hatten eine ſeltſame Starrheit angenommen, der zahnloſe Mund war halb geöffnet; der Alte lag offenbar im Sterben. Ich prallte entſetzt zurück, aber Niemand von den Vorübergehenden warf auch nur einen Seitenblick auf den Sterbenden, ja mit heitren Lächeln trat der Ladenbeſitzer aus ſeinem Lokal und lud uns mit freundlichen

Handbewegungen ein, die Waarenvorräthe zu besichtigen. Wir traten ein, kauften eine unbedeutende Elfenbeinschnitzerei, und mein Begleiter erzählte mir, wie es oft genug vorkomme, daß hochbejahrte entkräftete Leute, wenn sie die Annäherung des Todes fühlten, sich mitten auf die Straße legten und mit heroischer Resignation das Ende ihrer Tage erwarteten. Die sittliche Motivirung dieses Verfahrens blieb der Berichterstatter mir schuldig. Ob die jammervolle Beschränktheit der chinesischen Wohnungen, oder die unwiderstehliche Sehnsucht: Angesichts des freien Himmels die Trümmer des sterblichen Leibes dem Walten der Elemente zurückzuerstatten, die Unglücklichen zu diesem Entschlusse treibt, wage ich nicht zu entscheiden. Die Polizei mag, außer Stande, die Lebensüberdrüssigen daran zu verhindern, doch mit ihrem Verfahren nicht einverstanden sein. Mir wurde später ein eingepferchter Raum in einer etwas freier gelegenen Stadtgegend gezeigt, wo die Sterbelustigen unter amtlicher Billigung ihr Lager wählen dürfen. Die Vorübergehenden können hier durch den Stacketenzaun, wie durch das Gitter der Morgue zu Paris, die Todescandidaten betrachten, und es soll vorkommen, daß Verwandte und Freunde hier alte Angehörige und Bekannte wieder erkennen und sich zuweilen bemühen, sie ihrem verzweifelten Entschlusse abwendig zu machen und am Leben zu erhalten. Wir achten das Dasein dem Golde gleich; in den Augen der Ostasiaten ist es nur ein unedles Metall.

Ein anderer Gräuel ist zu Kanton der polizeilich geduldete, ja organisirte Bettel. Die Zahl der von Almosen lebenden Einwohner übersteigt angeblich hunderttausend. Wohl die Hälfte derselben ist blind; dem Vernehmen nach werden

sogar viele Kinder armer Leute von ihren Eltern absichtlich geblendet, um durch Betteln zur Erhaltung der Familie beizutragen und den Alten die Arbeit zu ersparen. Unter Anführung eines noch leidlich Sehenden ziehen kleine Trupps durch die Straßen und lassen sich durch das festgehaltene Stockende des vor ihnen gehenden Gefährten leiten. Sie treten in die offenen Läden und Hausflure und klappern oder blasen auf einer schrillen Pfeife so lange, bis der Eigenthümer sie durch eine kleine Gabe zum Abzuge bewegt. Selten erhalten sie mehr als einen Cash, eine durchlöcherte schlechte Kupfermünze, den fünfhundertsten Theil eines Dollars, oft müssen sie selbst die Hälfte, ein Bruchstück herausgeben. Alle diese Bettler stehen unter einem Chef und bilden mehrere Associationen. Ihr Geschäft wird planmäßig betrieben, sie treten am Morgen auf bestimmten Sammelplätzen an und begeben sich von da nach verschiedenen Stadttheilen von Kanton. Die Nacht bringen diese Unglücklichen, falls sie ganz obdachlos sind, in großen scheunenartigen Gebäuden zu. In der kühlen Jahreszeit wird auf die reihenweise ausgestreckten Schläfer eine große Decke herabgelassen, durch deren Schlitze jeder, um nicht zu ersticken, den Kopf zu stecken hat. Am Morgen wird die Decke wieder in die Höhe gezogen und die Hausgenossenschaft vertrieben. Der Anblick dieser Unglücklichen ist häufig erschütternd. Einst begegnete ich einen noch jungen Menschen, in dessen leeren Augenhöhlen zwei blutige Charpiebündel steckten. Er schien erst vor Kurzem geblendet zu sein.

Auf die Denkungsart der Chinesen erlaubt ihr kaufmännisches Verfahren Rückschlüsse. Im Kleinhandel ist

auch für den Fremden eine Waage unentbehrlich. Erhält der Chineſe beim Ankauf einer Waare einen Dollar, ſo wirft er ihn zuerſt auf den dünnen Stein, der auf keinem Ladentiſche fehlt, dann wird das Geldſtück ſorgfältig gewogen, zu mehrerer Sicherheit ſchickt er den Dollar wohl noch zu einigen Nachbarn und bittet um ihr Gutachten. Natürlich nimmt er keinen Anſtoß daran, wenn man ihn beim Herausgeben klingender Münze mit gleichem Argwohn behandelt. Iſt ein Dollar von ihm als vollgewichtig anerkannt, ſo prägt er ihm ſeinen Stempel auf. Das Gepräge des mir vorliegenden Geldſtücks iſt durch zahlloſe winzige Stempel nicht nur total zerſtört, ſondern auch die Platte durch die heftigen Schläge ſo entſtellt, daß in der Mitte eine tiefe Aushöhlung entſtanden und der Rand brüchig geworden iſt. Die Fragmente zerbrochener Dollars werden als Scheidemünze benutzt, da nur der gemeine Mann plumpe, auf einen Riemen gezogene Kupferſtücke bei ſich führt. Die Zahl der Leihhäuſer iſt beträchtlich; in allen Stadtvierteln zeigte man mir großartige Speicher, in denen die verſetzten Waaren aufbewahrt werden. Je nach der Jahreszeit trägt der arme Mann bald ſeine Sommer-, bald ſeine Wintergarderobe dorthin; der geringe Zinsfuß der Anſtalten ſoll ihm dies Verfahren erleichtern.

In den ſpäteren Nachmittagsſtunden ſegelten wir den Perlfluß eine Viertelmeile weit oberhalb Kanton hinauf und beſuchten den berühmten Garten eines reichen Chineſen, des Herrn Potingua, einer kaufmänniſchen Notabilität von Kanton. Das Grundſtück dieſes Gentlemans iſt ein ſeltſames Sammelſurium von Paläſten, Brücken, Fiſchteichen, Pagoden, Blumenbeeten und Irrgängen, es fehlt ſogar

nicht an einem Theater und einer Holzschneidewerkstatt nebst Druckerei. In einem geschlossenen Raume wird ein zerbrochener Wagen als Rarität aufbewahrt. Die schmalen Straßen Kantons, wie der Sumpfboden seiner Umgegend, verbieten den Gebrauch des Fuhrwerks; reiche Personen bedienen sich der Palankins und der Reitpferde. Potingua, ein überaus beleibter, von Fett glänzender Handelsherr, sah bei unserer Ankunft eine Menge (nur männlicher) Gäste bei sich, die von hundert bezopften Dienern umgeben waren, und feierte ein Gelage. Wir zogen uns rasch zurück, doch nickte uns der Gastgeber von seinem Sitze aus freundlich zu, als wollte er uns ermuntern, sein reiches Eigenthum gründlich zu betrachten. Wohl eine Stunde bedurften wir, um uns nur flüchtig in den Gärten umzusehen. Die Promenade war zudem mühselig genug, da die schmalen mit Fliesen gepflasterten Fußsteige uns zwischen den bewässerten Reisfeldern oft zum Balanciren nöthigten. Es blieb uns nichts Anderes übrig, als im Gänsemarsch vorzugehen. Die Pfade waren bisweilen nicht viel breiter, als die Schärfe eines Rasirmessers.

Die Besichtigung der chinesischen Läden hat für mich unbeschreibliche Reize; ich kann mich an diesen phantastischen Theeservicen, den Schnitzereien aus Ebenholz, den Stühlen, Sophas, Tischen und Bettstellen aus den kostbarsten Hölzern und einer Mosaik von rothen oder weißen Marmorstiften und Platten gar nicht satt sehen. Die Preise, selbst für Kleinigkeiten, sind abschreckend hoch; ich habe durch meine späte Ankunft die beste Zeit zu Einkäufen verfehlt. Kurz vor Neujahr läßt der Chinese am leichtesten mit sich handeln, da er um diese Zeit, wie auch andere Leute ohne

Zopf, viel Geld braucht. Einige renommirte Vasen wurden mit im tiefsten Vertrauen von Landsleuten als Manchester- und Birminghami-Fabrikat bezeichnet, das von englischen Speculanten nur nach Kanton geschickt worden war, um durch den chinesischen Stempel die Bürgschaft der Echtheit zu erhalten. Minder anziehend als diese prachtvollen Bazars sind die Wohnungen der Aerzte. Der bei uns wildwachsende Pfuschdoctor hat hier noch nicht Platz gegriffen; die chinesische Medicin führt unumschränkt das große Wort. So viel ich zu ermitteln vermochte, bestehen die Medicamente meistens aus Pillen und Pflastern. Von letzteren wird die sonderbarste Anwendung gemacht. Fällt das lange getragene Pflaster endlich von dem Patienten ab, so bedient sich der Arzt seiner als Reclame. Unsere wilden Medicinen, die Daubitze, Hoffs, Jacobi's, Popps, Lampe's und Dubarry's drucken zu ihrer Empfehlung die Dankbriefe der Genesenen für schweres Geld in den Zeitungen ab; die chinesischen Heilkünstler wissen dergleichen billiger herzustellen. Sie kleben oder nageln die Pflaster an die Fronten ihrer Häuser. Angehende Aerzte, deren Praxis noch in den Kinderschuhen steht, beginnen mit der Hausthür; die Wohnungen renommirter Doctoren sind bis an den ausgeschweiften Giebel, der widerwärtigste Anblick von der Welt, mit Pflastern bedeckt. Billionen Fliegen machen den Aufenthalt in der Nachbarschaft unerträglich. Die gelehrten Herren verstehen auch hier, sich äußerlich ein Ansehen zu geben. Sie tragen große Brillen und bauen ihre Häuser im Stile der Tempel.

Auf meinen Spaziergängen, über denen die künstlerischen Arbeiten leider gar arg vernachlässigt werden, lernte ich

täglich etwas Neues. Gewiß erinnert ſich ſo Mancher, wie lebhaft ihrer Zeit die Frage der Bedürfnißanſtalten erörtert wurde, wie uneinig man noch jetzt in der preußiſchen Capitale über die Kanaliſation oder die ſyſtematiſch geordnete Abfuhr der Dungſtoffe iſt. In Kanton hat man längſt den Werth derſelben eingeſehen. Die Beſitzerinnen der ſogenannten „Cabinets d'Aiſance" in Paris laſſen ſich von ihren Gäſten einen Entgelt von fünfzehn Centimes zahlen; in Kanton verhält es ſich umgekehrt. Der Inhaber jedes Erleichterungsinſtitutes fühlt ſich verpflichtet, alle bei ihm vorſprechenden Perſonen ihren Leiſtungen gemäß zu honoriren. Für die Lieferung zahlt er, je nach ihrem Aggregatzuſtande und ihrer Subſtanzialität, einen bis vier Cash. So geht der Landwirthſchaft kaum ein Atom der ſtädtiſchen Dungſtoffe verloren, und die chineſiſche Gärtnerei zieht daraus die außerordentlichſten Vortheile. Im Großen und Ganzen verdient die Straßenreinigung Kantons das höchſte Lob. Die ſchmalen Straßen werden ſehr ſauber gehalten, und ſelbſt die Fußpfade vor der Stadt ſind mit Granitplatten gepflaſtert, da man bei dem fetten Erdreich bei anhaltendem Regenwetter gleich knietief in den weichen Boden ſinken würde.

Iſt die Hitze nicht zu erdrückend, ſo beſuche ich auch Werkſtätten und Fabriken und bewundere den raſtloſen Fleiß und die Geſchicklichkeit der Bevölkerung. Schon Kinder von ſechs Jahren gehen ihren Eltern zur Hand und verrichten den Tag über unverdroſſen irgend eine leichte, aber für das Geſchäft unerläßliche Arbeit. In jedem Winkel Kantons, oft in Oertlichkeiten, die nur noch für den Aufenthalt des Ungeziefers geeignet zu ſein ſcheinen, wird geſponnen, ge-

webt, geschnitzt, gemalt und gefärbt. Der Chinese ist unermüdlich; was Erholung heißt, ist ihm vollkommen unbekannt.

Am 17. April wurde schon um 7 Uhr Morgens in Gesellschaft von fünf Landleuten eine Wanderung in die Straßen der Stadt angetreten. Wir besuchten den „Tempel der Schrecken." Als abmahnendes Beispiel sind in diesem, um der Geschäftsüberhäufung der Criminaljustiz nachdrücklich vorzubeugen, die furchtbarsten Todesstrafen durch Holzfiguren vergegenwärtigt. Ein Delinquent wurde zwischen zwei Brettern zersägt; ein anderer saß in einem mit Wasser gefüllten Kessel, unter dem Feuer brannte. Eine mir vollkommen neue Todesstrafe war das haarsträubende Verfahren, den Verbrecher zu Tode — zu läuten. Eine große Glocke wird über ihn herabgelassen und einen halben Fuß hoch über dem Erdboden schwebend erhalten; nun bearbeiteten die Schergen das Metall so lange mit gewaltigen Hämmern, bis das Opfer, von dem wüsten Lärm innerlich vernichtet, zu Boden sinkt und endlich den Geist aufgiebt. Sind diese Illustrationen zum chinesischen Strafgesetzbuch maßgebend, so werden im himmlischen Reiche Verbrecher auch wilden Thieren vorgeworfen. Bei meinem langen Aufenthalte in China werde ich mich genöthigt sehen, auf das Capitel der Rechtspflege, des Gefängnißreglements und der starken Nervensysteme der Chinesen wiederholt zurückzukommen.

III.

Die Aufnahme einer Straße in Kanton. Ein Feuerwachtthurm. Ein Mandarin mit blauem Knopf. Tschau Tschau. Haifischflossen und Hachée von Raupen.

Nach mehrtägigem Müssiggange mußte endlich daran gedacht werden, die Erndte für meine Aquarellensammlung zu beginnen. Unser Consul, Herr v. Carlowitz, geleitete mich zu einer vorzugsweise pittoresken Straße und verschaffte mir die Erlaubniß, vor einem Hause niedersitzen und malen zu dürfen. Der betreffende Viertelsmandarin würde dieselbe wahrscheinlich verweigert haben, hätte er ihre Folgen voraussehen können. Ueber meine persönliche Lage erlaube ich mir keine Bemerkung weiter; die Straße war nur vier bis fünf Fuß breit und die Hitze überstieg 30 Grad Réaumur. Kaum hatte ich Platz genommen und meine Utensilien ausgepackt, als die Neuigkeit sich wie ein Lauffeuer verbreitete. Die Ladenbesitzer traten vor die Thüren, die jüngeren Familienmitglieder erkletterten die Schilder, alle Fenster und Dächer waren besetzt; der Verkehr stockte und die Straße wurde von Seiten der Behörde für zwei Stunden abgesperrt. Nachdem es mir gelungen war, durch handgreifliche Pantomimen und Rippenstöße unter den Umstehen-

den eine Gasse zu öffnen, machte ich mich an die Arbeit, aber immer von Neuem drängte die schaulustige Menge heran. Ein kleiner Chinese trieb die Frechheit so weit, sich mit dem Ellenbogen auf meine Schulter zu stützen, um die Malerei zu betrachten. Meinen chinesischen Lohnlakay oder Cicerone hatte ich zwar bei mir, allein auch diesem gelang es nicht, mich vor den Zudringlichen zu schützen. Ich war froh, als ich nach zweistündiger Arbeit die Skizze vollendet und nach einstündigem Rückzuge durch die engen Straßen das Ufer des Flusses und mein Boot erreicht hatte. Der Janhagel war mir in der süßen Hoffnung, der Tuschkasten könne noch einmal geöffnet werden, bis an das Wasser gefolgt. Ich ließ die Bootsleute eine halbe Stunde weiter zu einer malerischen Gruppe von Blumenböten rudern, und gedachte, diese zu Papier zu bringen, doch erregte mein Beginnen auch hier gerechtes Aufsehen. Alle in den Zwingern der Galanterie aufbewahrten Damen wurden sichtbar und schnatterten unter einander über den dreisten Fremdling, ich bedauerte nur, einige der jüngsten nicht zum Sitzen bringen zu können; es befanden sich Schönheiten ersten Ranges d. h. nach chinesischem Geschmack unter ihnen. Als ich ihnen durch zugeworfene Kußfinger meine Huldigung darzubringen suchte, brach der gesammte Chorus der Vestalinnen von Kanton in ein schallendes Gelächter aus. Ich darf nicht vergessen anzuführen, daß der Inhaber des nächsten Blumenbootes einen Diener zu mir herüberfandte und mich mit Thee labte. Es war drei Uhr, als mein Werk vollendet war, ich dinirte bei Herrn von Carlowitz, dann mietheten wir ein, von den Damen geräumtes Blumenboot, fuhren den Perlfluß eine Strecke hinauf, gingen dort vor Anker,

zündeten die Cigarren an und ſchloſſen den Tag im Genuß der mild fächelnden Abendbriſe. Um elf Uhr kehrten wir nach Hauſe zurück.

Am nächſten Morgen unternahm ich die Beſteigung eines Feuerwachtthurms, von deſſen Höhe ich mir eine treffliche Ausſicht verſprach, da alle dieſe Inſtitute ſtets an einem, ihrem Zweck entſprechenden Punkte erbaut ſind, doch war es nicht leicht, hinaufzukommen. Zuerſt mußte von einem nahen Gurkenhändler eine hohe Bambusleiter geborgt und das Dach des Hauſes erklettert werden. Der mich begleitende Feuerwehrmann hatte außerdem eine kürzere Leiter mitgenommen und leiſtete mir dienſteifrig alle nöthige Hülfe. Noch kletterten wir über mehrere angrenzende Dächer, als ſich auch ſchon Schaaren von Zuſchauern verſammelt hatten. Die beſten Plätze aller Dächer waren beſetzt, Jeder wollte wiſſen, was der rothe Teufel im Schilde führe. Ueber ſchwankende Leitern auf die Spitze des Thurmes gelangt, wurden meine Erwartungen nicht getäuſcht, mit jeder neu erkletterten Leiter geſtaltete ſich die Ausſicht ſchöner; oben entfaltete ſich ein wahres Panorama von Kanton. Der Wachthabende empfing mich, froh, einer unerwarteten Erheiterung theilhaftig zu werden, höchſt zuvorkommend, ich richtete mich in ſeinem Zimmer ſehr comfortabel ein und brachte in vollkommener, nach der Beläſtigung des geſtrigen Tages doppelt ſchätzenswerther Abgeſchiedenheit mehrere Bilder zu Stande. Das Hinabſteigen vom Thurme war auffallend ſchwierig. Ich war mit Mappe und Schirm beladen, die Zuſchauer hatten in der geſpannten Erwartung, noch müſſe ſich irgend etwas Unerwartetes zutragen, ihre Plätze nicht verlaſſen und begrüßten mich ſchon bei meinem

Erſcheinen auf der oberſten Leiter mit einem wilden Hohngeſchrei; mich überfiel eine peinliche Befangenheit. So mag einem Trapezgymnaſten, wenn er ſeine öffentliche Laufbahn beginnt, zu Muthe ſein. Abgeſehen von einigem Stolpern auf den brüchigen Leiterſproſſen, kam ich jedoch glücklich hinab und conſervirte auf dieſer bedenklichen Promenade ſogar mein Uhrglas, deſſen Einbuße mir am ſchmerzlichſten geweſen wäre, da ich hier an einen Erſatz nicht denken konnte. Die Zuſchauerſchaft verabſchiedete mich mit einem vocalen Mißtrauensvotum; ihre Erwartungen waren getäuſcht worden. Einmal in dem Revier eines Feuerwachtthurms, darf ich nicht verſchweigen, daß Feuersbrünſte in den chineſiſchen Städten trotz der engen Bauart und der verfänglichen Beleuchtung von Papierlaternen zu den Seltenheiten gehören. Verſicherungsgeſellſchaften ſind im ganzen Reiche unbekannt, und jeder Hausbeſitzer, auf deſſen Grundſtück Feuer auskommt, muß nicht allein eine Geldſtrafe zahlen, ſondern auch den etwaigen Schaden ſeiner Nachbaren erſetzen. Der Chineſe wird mithin von Kindesbeinen an zur Behutſamkeit im Umgange mit Licht und Feuer erzogen.

Wieder auf ſicherem Grund und Boden, denn der Wachtthurm, ein lockerer Aufbau von Bambusſtäben, war zugleich ein Wackelthurm, ſchlenderte ich langſam durch die Straßen und freute mich der heutigen Ausbeute und der raſch vollbrachten Arbeit, als ſich plötzlich der Himmel verdunkelte und zehn Minuten ſpäter ein Platzregen losbrach. Es blieb mir nichts anderes übrig, als auf dem Flur des nächſten Hauſes ein Unterkommen zu ſuchen. Mein Regenſchirm war dieſer Sündfluth nicht gewachſen. Mein Zu-

ſluchtsort war ohne Ladeneinrichtung, alſo auch ohne lebhafteren Verkehr, doch entging ich nicht der Aufmerkſamkeit der Hausgenoſſen. Emiſſäre aus den oberen Stockwerken erſchienen am unteren Ende der Treppe und ſtatteten dann in der höheren officiellen Region Bericht ab, endlich erſchien ein kleiner alter Herr mit unbeſchreiblich heitrem Geſichte, und bat mich, ihm in ſeine Wohnung zu folgen. Man reicht in China einander zum Gruß niemals die Rechte, mein gaſtlicher Greis faltete nur beide Hände, drückte ſie inbrünſtig an die eigene Bruſt, verdrehte ſalbungsvoll die Augen, flötete „Tſchin, Tſchin", und machte mit dem Haupte eine Wendung nach der Treppe. Ich konnte ihn nicht mißverſtehen. Als wir in ſeinen reizend geſchmückten Zimmern es uns bequem gemacht und die Pfeifen geſtopft hatten, erſchien die unvermeidliche Theekanne, und die Unterhaltung begann. Unglücklicherweiſe ſtellte ſich ſogleich heraus, daß mein Wirth im Engliſchen nicht beſſer unterrichtet war, als ich im Chineſiſchen, doch hinderte dieſer mißliche Umſtand das geſchwätzige Männlein keineswegs, ſeine Plauderei fortzuſetzen. Er ſchwadronirte chineſiſch, ich antwortete ihm in deutſcher Mundart, und dennoch verſtändigten wir uns durch Geberden, bejahende oder verneinende Grunzlaute und andere rhetoriſche Elementar-Hilfsmittel ganz leidlich. Die reiche Ausſtattung des Gemaches imponirte mir, ich dachte an die Apartements unſerer Banquiers und Geh. Commerzienräthe, und fragte den Alten in wohlgeſetztem Deutſch: „Mit wem ich die Ehre hätte ....?" Zugleich fügte ich, die Pantomimen heimiſcher Solotänzer zum Muſter nehmend, eine Gebehrde und Stellung hinzu, die ich von den Abenteurern Flick und Flock gelernt, als der Bergkönig mit

ſeinem Gefolge ſich ihnen näherte. Mein Wirth ſchien zu begreifen, er tippte mit dem Zeigefinger auf die Bruſt, zog die ſchrägen Augenbrauen in die Höhe, ſah mich fragend an und verließ das Zimmer. Nach einigen Secunden kehrte er zurück; er trug in der Rechten einen hohl ausgeſchweiften, trichterartigen Hut, deſſen Spitze mit einem blauen glänzenden Knopf und einer leichten Troddel-Garnitur verziert war. Vor mir ſtand demnach ein Würdenträger des himmliſchen Reiches, ein Mandarin vom blauen Knopfe. Der gute Alte konnte der Verſuchung nicht widerſtehen, ſich einen Augenblick lang mit dem Rangſymbol zu bedecken, ich machte eine reſpectvolle Verbeugung, dann brachte er den amtlichen Hut wieder in ſicheren Gewahrſam und holte allerlei nationale Curioſitäten, hingehaucht zarte Porzellanſchalen, Bilderchen, Schnitzereien, Schriftproben u. dgl. m. hervor, um mir die Zeit zu vertreiben. Ich öffnete ein wenig das Fenſter, da die hieſigen Scheiben, geſchliffene und polirte Muſchelſchalen, wohl Licht durchlaſſen, aber keine Ausſicht geſtatten; der Regenguß hielt an. Der Mandarin errieth meine Abſicht, ihm nicht länger beſchwerlich zu fallen und mich nothgedrungen auf den Weg zu machen, er ſchüttelte unwillig das Haupt und prononcirte im „Pidjen Engliſch“ die erſten europäiſchen Sylben. „Chow, Chow!“ (Tſchau, Tſchau) rief er mit kreiſchender Stimme und deutete auf die Nebengemächer, in deren einem ein Tiſch ſervirt wurde. „Tſchau Tſchau“, heißt „Eſſen!“ er lud mich zum Diner ein. Alle Sprößlinge von Culturſtaaten verſtehen einander; ich deutete auf meine Garderobe, deren urſprünglich ſchon abgeſchwächter Glanz bei der Ueberſteigung der Dächer nicht gewonnen hatte. Der artige Beamte — ich verzichte nur

ungern auf die Bezeichnung „Geh. Rath", so liebevoll anheimelnd war sein Betragen — beruhigte mich durch Gebehrden, aus denen ich zu errathen glaubte, er stelle mir die eigene Garderobe zur Disposition; ich beschloß zu bleiben. Der würdige Mandarin sah einige Gäste bei sich, es war kein großes Diner, keine Universal-Abfütterung, sondern nur eine jener zwanglosen Mahlzeiten, die wir rothen Teufel: „Junggesellenessen" nennen. Bald darauf fanden sich die sechs Gäste ein, lauter alte Standespersonen von dem Range meines lieben Wirthes, nur einer schien einen noch höheren Posten zu bekleiden; in seinem Benehmen, so zuvorkommend es war, lag etwas von Herablassung; er erinnerte mich an unsere alten Aristokraten, die, wenn sie endlich in den Besitz eines Ordenssterns gelangen, sich das Air von Prinzen geben. Zugleich sah ich, daß die Hypothese eines Junggesellendiners falsch war. Sämmtliche Herren trugen schneeweiße Schnurr- und Knebelbärte, ein Beweis, daß sie im heiligen Ehestande lebten oder doch Wittwer waren. Nach dem chinesischen Code civil ist es nämlich den Landesangehörigen erst gestattet, sich den Bart stehen zu lassen, wenn sie sich als „Großväter" legitimiren können. Der Bart ist das Zeichen höchster männlicher Würde, doch wächst er bei diesem Volksstamm nur am Kinn und auf den Oberlippen; Backenbärte sind mir nirgends zu Gesicht gekommen. Der Chinese bringt es nur zu dürftigen Stoppeln. Meine Verlegenheit in dieser Gesellschaft war nicht gering, keiner der Gentlemen verstand Englisch, ich war mit den Landessitten noch nicht vertraut und hatte bisher überwiegend nur mit dem Volk verkehrt; ich schwebte in Gefahr, mich lächerlich zu machen. Dazu kam meine geheime Besorgniß vor den

Ingredienzien der Nationalküche. Unterwegs hatte ich nur bei chinesischen Restaurants gespeist, die theilweise schon in die Schule der Franzosen und Engländer gegangen waren; jetzt erinnerte ich mich aller jener schauderhaften Substanzen, von denen ich in Reisebeschreibungen gelesen hatte. Die Carricatur eines Gesandten, dem der chinesische Minister eine scharfgebratene Ratte auf der Gabelspitze anbietet, erschien vor meinem inneren Auge. Die Furcht, durch Unkenntniß der Sprache und Tafelgebräuche lächerlich zu werden, war indessen unnöthig, die Unterhaltung der Gäste beschränkte sich auf lakonische, fast orakelhafte Sätze, und ihre feine Bildung verbot ihnen, etwaige Unschicklichkeiten von meiner Seite zu belächeln oder auch nur zu beachten. Messer und Gabeln waren nicht vorhanden; ich sah mich genöthigt, zu den Eßstäbchen zu greifen und ahmte meinen Nachbarn nach, die mit den ungefähr bleistiftlangen, rothgefirnißten und vergoldeten Hölzchen die kleinsten Bissen sicher zum Munde führten. Das „Tschau, Tschau" bestand aus wenigstens 30 bis 35 Gängen, und Gäste wie Lakayen hatten, da Teller und Stäbchen fortwährend gewechselt wurden, mit dem Angebot und der Nutznießung der Speisen alle Hände voll zu thun.

Erst später wurde ich mit der chinesischen Küche vertrauter, ich begnüge mich demnach nur mit der Anführung der nationalen Leckerbissen, die mir im Hause eines deutschen Landsmannes, des Herrn Schütze, analysirt wurden, oder die ich selber erkannte. Die diesseitigen Feinschmecker vermag ich in soweit zu beruhigen, als alle jene wunderlichen animalischen und vegetabilischen Substanzen, die der Chinese zu sich nimmt, stets in kleine Stücke zerschnitten

auf den Tiſch kommen, und dadurch ſowohl, wie durch farbige Saucen und vielfache Würzen, ganz unkenntlich werden. Gleich in einem der erſten Gänge erſchienen nächtlich ſchattirte Scheiben von ſeltſamem barſchem Geſchmack in einer ſchwarzen Sauce. Arglos nahm ich mehrere zu mir, doch überfiel mich ſpäter ein gründliches Mißbehagen, als Herr Schütze mir betheuerte, es ſeien hartgekochte Eier geweſen, die, vier bis fünf Jahre lang unter der Erde aufbewahrt, einen der Entwickelung alter Käſe ähnlichen Umbildungsprozeß durchgemacht hätten. Die unnatürliche Speiſe war mir ſo ſchlecht bekommen, daß ich für alle Folgezeit darauf verzichtet habe. Ein an Hauſenblaſe erinnerndes Gericht waren indianiſche Vogelneſter. Haifiſchfloſſen, eine große Delikateſſe, mundeten mir bei ihrer pikanten Zubereitung, doch bin ich noch heute ungewiß, ob dieſe Schüſſel oder die als Salat zubereiteten jungen Bambusſproſſen, die entſetzliche Indigeſtion, mit der ich am anderen Morgen zu kämpfen hatte, vollendet haben. Zwei problematiſche Aſſietten, denen die Tiſchgenoſſen ſtark zuſprachen, ließ ich unberührt vorübergehen; eine Ahnung warnte mich. Nach meiner Beſchreibung und Herrn Schütze waren die in einer blauen Sauce ſchwimmenden Nudeln geſalzene und getrocknete Regenwürmer, und die Beſtandtheile eines mit Bouillon ſervirten Hachées große und kleine Raupen. Der Durſt wurde mit leichtem, etwas erwärmtem Weine geſtillt; die Chineſen ſind keine leidenſchaftlichen Zecher, auch reizen die meiſten Schüſſeln nicht zum Trinken. Eine Menge Süßigkeiten, bildeten das Deſſert, dazu gehörte Marzipan, angefertigt aus Zucker, Mandeln und — Schweineſchmalz.

Sobald der Regen aufhörte, verabſchiedete ich mich unter

vielen Dankſagungen, miethete vor dem nächſten Tuſchladen einen Palankin und gelangte trockenen Fußes in mein Boot. Der Magen eines Fiſches, von dem ich kurz vor Aufhebung der Tafel auf Empfehlung des Gaſtgebers genoſſen, lag mir ſchwer im Magen; was hätte ich darum gegeben, wäre mir eine Gelegenheit geboten worden, mich gleich den Nobili's in Bangkok, nach dem ſchweren Diner auf einem Sopha auszuſtrecken und von den Sclavinnen kneten zu laſſen. Ich durfte mich nur an dem Anblick meiner Skizze weiden.

Das Südthor iſt der liebſte Zielpunkt meiner Ausflüge; mit der Beſatzung habe ich Freundſchaft geſchloſſen und ſogar ſchon das Talent eines Schülers erweckt. Bei meiner letzten Ankunft brachte mir einer der Soldaten, ein Unteroffizier, eine von ihm angefertigte Skizze der Umgebung, die ungeachtet der chineſiſchen Perſpective Anlagen verrieth. Ich corrigirte, da ich mich mit ihm nicht weiter verſtändigen konnte, die ärgſten Fehler, und die Veränderungen des intelligenten Geſichtes zeigten, daß der Menſch mich verſtanden habe. Vom Südthor aus begab ich mich in das Innere der Stadt, und ſtattete einem dort wohnenden Fachgenoſſen einen Beſuch ab.

IV.

Ein Fachgenoſſe und ſein Atelier. Im Gefängniß und vor Gericht. Der geſetzliche Hungertod. Zwei Theaterabende. Der Kaiſer als „deus ex machina“ der chineſiſchen Komödie. Nach Makao. Ein Wildpark von Ratten.

Wir leben jetzt in der Jahreszeit, wo die Kantoneſen ihre Sommerwohnungen beziehen, d. h. auf dem Dache ein Mattenhaus errichten und darin die Nächte zubringen. In vielen Straßen waren die Bewohner der Häuſer mit dem Bau dieſer Zelte beſchäftigt. Es iſt das einzige Mittel für eine ſo arbeitſame Bevölkerung, ſich in dieſen enggebauten Stadtvierteln und niedrigen Häuſern etwas friſche Luft zu verſchaffen. Nach einigen Nachforſchungen fand ich den mir bezeichneten Künſtler, eine Notabilität der chineſiſchen Malerei. Er bewohnte ein zweiſtöckiges Haus und empfing mich mit großer Würde in einem kleinen Zimmer des erſten Stockwerkes. Ein lang herabhangender grauer Schnurrbart verrieth ſeine Großvaterwürde, zwei Hauptſchüler oder Famuli leiſteten ihm Geſellſchaft Ein Schach- und Dominoſpiel bewies, daß die Künſtler gelegentlicher Erholung nicht abhold ſeien. Nur der Meiſter malte an einer Staffelei, ähnlich der bei uns gebräuchlichen, die Schüler ſaßen vor

kleinen Tiſchen und führten ihre Malerei an einem ſchrägen Brette aus, auf dem die zu illuſtrirende Fläche von Holz, Leinwand oder Papier ausgebreitet lag. Neben Jedem ſtanden dicke Holzſcheiben mit den erforderlichen Farbenmixturen. Der Chef allein bediente ſich einer halbmondförmigen Palette; ſeine Pinſel waren von ungleicher Feinheit. Einige beſtanden aus Borſten, andere aus Marderhaar oder feingeſpaltenem Bambus. Er beſchäftigte ſich eben mit der Vergrößerung einer kleinen weiblichen Photographie, die durch ein Quadratnetz in Lebensgröße und zwar in Oel überſetzt werden ſollte. Die chineſiſchen Maler ſind in dem letzten Decennium mit den Oelfarben bekannt geworden und arbeiten darin noch äußerſt ſchülerhaft. Was der alte Raphael mit dem glühenden Zinnober und Indigo auf ſeiner Palette im Schilde führte, war mir unerklärlich. Weislich hütete ich mich, mein Handwerk zu verrathen, und gebehrdete mich lediglich als Kunſtfreund und Kunde. Der Kopf des Portraits näherte ſich der Vollendung, war aber durchaus unähnlich; die Halskrauſe und der Faltenwurf des Kleides in ihrer ſclaviſchen Nachahmung konnten wohlgerathen heißen. Ich durfte nicht länger zweifeln: die als Ladenſchild vor dem Hauſe ſtehende lebensgroße Figur des edlen Waſhington war ein Werk des Meiſters; ich erkannte die Würde der Zeichnung, vereint mit Tollkühnheit des Colorits; die Aehnlichkeit des Frauenzimmers, an dem er arbeitete, mit dem Befreier Nordamerikas, bildete ſich immer deutlicher heraus. Auf meine Bitte, mir ſeine Gallerie zu zeigen — der Meiſter war im Stande, ſich in Pidjen Engliſch auszudrücken — holten die Gehilfen eine, mit den ſtereotypen chineſiſchen Bildchen gefüllte

Mappe und breiteten ihre Schätze vor mir aus. Es waren Ansichten der Insel Honam und der dortigen Consulatsgebäude vorhanden, mit der Ausführung der viel zu großen Flaggen hatten die Maler sich die meiste Mühe gegeben. Von Perspective war wie immer keine Spur zu entdecken. Zur Erinnerung wollte ich ein halbes Dutzend dieser auf Quartblätter von Reispapier gemalten flüchtigen Veduten mitnehmen und fragte nach dem Preise. Jetzt wurde der Kunstsenior gesprächig; er forderte für jede dieser Schludereien die unverschämte Summe von acht Dollars. Auf mein skeptisches Kopfschütteln spielte ihm seine künstlerische Reizbarkeit einen Streich. Er hob die Rechte, streckte den mageren Damen aus und schrie: „Numbel one handsum“ (number one handsome) „Nummer eins, vortrefflich!“ und wiederholte die Worte „Numbel one“ im Crescendo mehrmals. Anfangs verstand ich ihn nicht gleich, dann erinnerte ich mich, daß die Chinesen nicht das R auszusprechen vermögen, und begriff, was er sagen wollte: er sei der erste Maler im Lande China. Der Abschluß des Geschäfts wurde vorläufig aufgeschoben; der Meister suchte mich durch einige an den Wänden hängende Proben seines Talents zu Bestellungen zu ermuntern. Außer einem abermaligen Washington, der jedoch mehr in Essig, als in Oel gemalt schien, waren mehrere stark decolletirte Schönheiten vorräthig, Liebesbriefe lesend, mit Spatzen tändelnd oder von bejahrten Chevaliers im Bade belauscht, sämmtlich Copien französischer Lithographien. In einem geheimen Cabinet war für ein kleines Entrée eine chinesische Venus zu sehen. Im zweiten Stockwerk hausten die geringeren Schüler oder Lehrburschen der berühmten Firma. Das

ganze Atelier war nicht größer, als ein Hühnerſtall, in der Mitte ſtand ein Kochapparat, auf dem die Theekanne dampfte, einer der unglücklichen Jungen ſaß auf dem Anderen, keiner war älter als fünfzehn Jahre. Alle arbeiteten, wie der unſterbliche Meiſter im erſten Stockwerk, an Copien. Die Theilung der Arbeit war vollkommen ausgebildet. Der Erſte malte auf den Figurenbildern den Oberleib, der Zweite den Unterleib, der Dritte den Faltenwurf, der Vierte die Schuhe, der Fünfte den Fußboden, der Sechſte die Hände u. ſ. w. Die Farben trocknen ſchnell auf dem Reispapier, die Arbeit ſchritt raſch vorwärts; nur die Geſichter fehlten auf allen Blättern. Der Geſichtermaler war an der Dysenterie erkrankt. Ich hielt mich bei der Betrachtung der Kunſtwerke nicht lange auf; das Atelier duftete nicht nach Veilchen oder Roſen.

Unten im Laden wurden die Fabrikate der Firma feilgeboten. Einem der Jünger lag der Tagverkauf ob, er ſaß in einem dunklen Winkel und malte nach einer Photographie eben den ſchwarzen Leibrock der Copie. Kein Augenblick durfte ungenutzt verſtreichen. Der Laden war jedoch nicht allein Kunſtgeſchäft; er diente auch irdiſch gemeineren Handelszwecken. Mehrere kleine Geſchäftsleute hatten ſich als Miether in den ſpärlichen Raum getheilt. Hart neben dem Bilderhändler verkaufte ein Cigarrenhändler außer Tabak: Castor oil (Rhicinusöl), links ſaß ein Verkäufer von lebenden Fiſchen und dicht an der Thür eine Geldwechslerfamilie. Im Heraustreten ſah ich erſt, daß die Straße nicht zu den ſauberſten der ſonſt gar reinlichen Stadt gehörte. Das Geſchäftsleben mochte in ihr floriren, aber das Ameiſengewimmel der haſtigen Menſchenmenge war

beängſtigend. Bald kam ein zu Pferde ſitzender Mandarin vorüber, dem Alle in die Läden auswichen, bald ein Arzt mit rieſengroßer Brille; am meiſten gemieden wurden die Exporteure, Männer, die an einem auf der Schulter balancirenden Bambusſtabe zwei geſtrichen volle Eimer friſche Dungſtoffe aus den Thoren ſchaffen und durch ein lautes Wehgeheul alle Vorübergehenden vor einer unvorſichtigen Annäherung warnen. Ich pries mich glücklich, ſobald ich durch eine Seitenſtraße, in der mir dreimal der Hut vom Kopfe gerannt worden war, den Tempel der fünf Genien erreicht hatte und erſchöpft auf den Stufen des Portals ausruhen konnte.

Das Südthor iſt erfahrungsmäßig der bequemſte Ausgangspunkt für meine Studienrundgänge; ich kehre daher häufig zu meinen militäriſchen Freunden zurück, und ſtelle von ihrem Wachtlokal aus meine Unterſuchungen der Straßen von Kanton an. Der niemals ſtockende Menſchenſtrom läßt mich nur langſam vorwärts gelangen, und ſelten entgeht ein beachtenswerther Gegenſtand meiner Aufmerkſamkeit. So erregte vor einem ſtattlichen, jedoch etwas düſter ausſehenden Gebäude, ein Haufe von Individuen, die ſämmtlich mit Ketten belaſtet waren, an denen ſie obenein etwa fünfzig Pfund ſchwere Steine hinter ſich herſchleppten, meine Verwunderung. Das Gebäude war ein Gefängniß, und die Kettenträger ſeine Bewohner. Im Gegenſatz zu dem ſonſtigen furchtbaren Criminalverfahren der Chineſen, ſchienen die Sträflinge mit leidlicher Milde behandelt zu werden. Da eine Menge von ihnen vor der Hausfront auf der Straße luſtwandelte oder auf dem Pflaſter der Höfe umherlungerte, ließ ſich nicht wohl annehmen, die Spazier-

ſtunde der Gefangenen habe begonnen; den Gefangenen mochte im Ganzen größere Freiheit gegönnt werden, als in Europa, wo die Wachtpoſten ſie nicht aus den Augen verlieren dürfen. Von Niemanden aufgehalten, durchſchritt ich mehrere Höfe und kam im dritten derſelben endlich vor die Thür der Gerichtshalle des Criminalgefängniſſes. Sie ſtand zwar offen, doch waren alle Unberufenen durch eine zwiſchen den Pfoſten ausgeſpannte ſchwere eiſerne Kette ausgeſperrt. Eben mußte eine Verhandlung ſtattfinden, denn der Saal war mit Menſchen gefüllt, und ſo weit ich ſehen konnte, lagen einige Subjecte auf dem Bauche und drückten die Naſe auf den Fußboden, muthmaßlich alſo Angeklagte. Einer der Richter, gleichviel ob Rath oder Hilfsarbeiter, in deſſen Geſichtskreis ich gerieth, durchbohrte mich mit ſo ingrimmigen Blicken, daß ich für gerathen hielt, mich zu entfernen, um ſo mehr, als meine Anweſenheit den Mob von Kanton anzog, und ein Theil der Zuhörer ſich um mich verſammelte. Es war nicht ſchwer, ſich die fernere Procedur auszumalen; die lieben Landsleute hatten mir genug davon erzählt, und ich wurde ſpäter wiederholt unfreiwilliger Augenzeuge. Die chineſiſchen Richter plagen ſich nicht mit feinen Unterſuchungen, ob in einem gegebenen Falle Gefängniß oder Geldſtrafe zu verhängen ſei. Iſt der Angeklagte ſeines Vergehens ſchuldig erklärt, ſo ergreift der Vorſitzende unverzüglich einen vor ihm ſtehenden Becher voll Schickſalsſtäbchen, wirft durch eine raſche Schwenkung eine gewiſſe Anzahl zu Boden, läßt ſie zählen und dem Verurtheilten die entſprechende Summe von Hieben mit einem Bambusrohr verabreichen. Die Prügelſtrafe iſt in China nicht mit entehrenden Vorſtellungen verbunden. Selbſt höhere Beamte werden bei geringeren

Verschuldungen nicht gleich vor einen Disciplinargerichtshof gestellt, dessen Ausspruch vielleicht ihre ganze künftige Carrière zu Grunde richten würde; der Chef des Departements läßt den straffälligen Staatsdiener auf dem Fußboden ausstrecken, jenen conservativen Körpertheil entblößen, den Eulenspiegel so oft zu höhnischen Ostentationen zu mißbrauchen liebte, und denselben in ausreichender Weise mit Bambus bearbeiten. Ob die Collegen sich vorkommenden Falls diese büreaukratischen Gefälligkeiten untereinander erweisen, oder ob man sich dazu besonderer Subalternen bedient, vermag ich nicht anzugeben. Da jede derartige Tracht Prügel die an anderen Orten landesübliche „Nase" vertritt, wird jedenfalls alljährlich eine Menge unnöthiger Schreiberei erspart. Daß dem ganzen Verfahren nur väterliche Gesinnung zu Grunde liegt, geht aus dem Schlußact der Ceremonie hervor. Der Abgestrafte hat dem Richter für richtigen Empfang seinen Dank auszusprechen. Gemeine Verbrecher werden noch anderweitig bestraft; man spannt sie in einen schweren hölzernen Halskragen (spanische Fiedel), steckt sie in einen engen Käfig, in dem sie weder sitzen noch ausgestreckt liegen können, und hängt sie mit hinten zusammengebundenen Händen und Füßen an einem leichtgezimmerten Gestell auf. In der Vollziehung der Todesstrafen theilt man nicht die Scheu europäischer Gerichtshöfe. Die im Laufe eines Jahres in Kanton vollstreckten Hinrichtungen werden auf mehr als Tausend veranschlagt. Die übliche Form ist die Enthauptung. Der Henker ergreift den Zopf des vor ihm knieenden Delinquenten, zieht den Kopf an seinen Unterschenkel und schneidet ihn mit einem breiten Schwerte vom Rumpf. Auf raffinirtere Todesarten komme ich wahrscheinlich später zurück.

Eine derselben ist die Verurtheilung zum Hungertode. Der Verbrecher wird mit einem schweren, tonnenähnlichen Holzgefäß umgeben, aus dem nur sein Kopf hervorragt, und vor eine vielbesuchte Restauration gesetzt. Bei Todesstrafe ist es allen Vorübergehenden verboten, ihn mit Speise und Trank zu erquicken. Durch den Duft der Speisen zur Verzweiflung gebracht, muß der chinesische Tantalus in dieser Lage verschmachten.

Für die Abendstunden desselben Tages wurde unter deutschen Landsleuten der Besuch eines Theaters verabredet; eine renommirte umherziehende Schauspielergesellschaft war angekommen. Die hiesigen Vorstellungen beginnen schon um sechs Uhr Abends und dauern nicht selten bis vier Uhr Morgens, wir versäumten daher nicht viel, wenn wir uns erst um acht Uhr auf den Weg machten. An einem Abende werden gewöhnlich zwölf bis fünfzehn kleine Stücke gespielt. Wir hatten eine weite Strecke zurückzulegen. Nach einer halbstündigen Bootsfahrt mußten wir noch eben so lange landein marschiren, und zwar auf nur fußbreiten Pfaden über eine Menge schmaler Steinplatten und Brücken zwischen Reisfeldern. Es war bereits stockfinster, und die vor uns her getragene Papierlaterne gewährte eine äußerst spärliche Beleuchtung. Jeder mußte sich vorsehen, nicht auszugleiten und in den Sumpf zu fallen; eines gleich unangenehmen Theaterganges wußte ich mich bis dahin nicht zu erinnern. Glücklicherweise war ich der Letzte unserer Reihe. Das Theater selbst stand mitten in einem Teiche und war auf Pfählen, unmittelbar über der Wasserfläche erbaut, wahrscheinlich in der Absicht, die Temperatur des Innern zu verbessern und den Zuschauern, wenn Feuer ausbrechen

ſollte, Gelegenheit zu bieten, ohne Weiteres aus den Fenſtern zu ſpringen und ſich durch Schwimmen zu retten. Einer Bauſtelle auf dem culturfähigen Feſtlande ſchien man das Kunſtinſtitut nicht für werth zu halten. Das Material der Wände beſtand aus Bambusſtäben von verſchiedenem Durchmeſſer, das Dach aus Matten von Palmblättern; ein Hängewerk verlieh ihm größere Sicherheit. Der Zuſchauerraum war ungemein groß und konnte, obgleich nur ein Logenrang vorhanden war, doch mehr als 5000 Perſonen aufnehmen, die ſich freilich der Mehrzahl nach in dem das ganze Erdgeſchoß umfaſſenden Parterre nnd ſtehend aneinander preſſen mußten. Das Eintrittsgeld für den erſten Rang betrug nicht mehr als 12 Silbergroſchen nach unſerem Gelde; der Stehplatz im Paterre koſtete nur einen Silbergroſchen, doch war auch im erſten Range für Sitze nur nothdürftig geſorgt. Als wir dieſe „Nobelgallerie" auf einer Bambusleiter mühſelig erklettert hatten, wies man uns ſtatt Fauteuils, niedrige, ſieben Zoll breite Fußbänkchen als Sitze an. Das Publicum unſeres Ranges war nicht ſonderlich zahlreich, deſto ſtärker war das Parterre beſetzt. Ich hockte an dem Geländer auf ein Bänkchen nieder, hielt mir weislich die Naſe zu und blickte verdutzt in den Zuſchauerraum hinab. Bis dicht an die Rampe der Bühne war der weite Raum mit kahlen bezopften Schädeln gefüllt, die an den Inhalt eines Beinhauſes erinnerten. Sämmtliche Kunſtfreunde hatten ſchon vor dem Eintritt in's Parterre die Oberkleider abgelegt, denn der Raum reichte nicht hin, im Hauſe ſelber es ſich bequem zu machen. Die nackte Menſchenmaſſe — die Orientalen tragen keine Hemden! — konnte füglich einem Kirchenmaler als Vorbild für die

Auferstehung der Todten am jüngsten Tage dienen. Aus der Tiefe stieg ein mephitischer Qualm empor, der für civilisirte Geruchsorgane nicht hätte empfindlicher sein können, wäre jeder einzelne Zuschauer zugleich Mime und von den Aengsten eines ersten Auftretens bedroht gewesen. Auf den Bambusstäben des complicirten Hängewerkes unter dem Dache ritten Hunderte von Kerlen, die zwischen den Palmblätter-Matten durchgekrochen waren und der Vorstellung gratis beiwohnten. So gefährlich die Positionen dieser zerlumpten Turnliebhaber aussahen, Unglücksfälle schienen nicht vorzukommen; die Zuschauer des Parterres nahmen von den, über ihren Köpfen baumelnden Eindringlingen nicht die geringste Notiz, sondern widmeten ihre ganze Aufmerksamkeit nur der Vorstellung. Eben so wenig bekümmerte sich das Dienstpersonal des Theaters oder die Beamten der Sicherheitspolizei um diese verwegenen Kunstfreunde; der Direktion war unverkennbar Alles an einem überfüllten Hause gelegen. Unser Laternenträger hatte, nebst den übrigen Bedienten, mit uns ohne Entrée den ersten Rang bestiegen und sich unter die Zuschauer gemischt, dann waren sie nach längeren Berathungen wieder hinabgeklettert und an die Kasse gegangen. Wie ich später erfuhr, war es ihnen gelungen, von dem Kassirer eine kleine Provision für unsere Zuführung zu erpressen. Das Publikum ersten Ranges bestand aus Bewohnern Kantons der bemittelteren Klassen. Die Herren waren mit Kochheerden und Theekesseln versehen, sie rauchten Cigarren, tranken Thee, und von Zeit zu Zeit wurde aus den mit Victualien gefüllten Buden vor dem Theater mannigfaltiger Proviant herbeigeschafft. Frauen waren weder im ersten Range noch im Parterre zugegen,

auch alle weiblichen Rollen in den Stücken wurden von Jünglingen und Knaben ausgeführt.

Nach chineſiſchem Geſchmack war die Bühne glänzend decorirt, doch entſprach nichts davon unſeren theatraliſchen Gebräuchen. Die Hinterwand, eine mit wüſten Fratzen bemalte Gardine, blieb in allen Stücken unverändert, der einzige Scenenwechſel beſtand darin, daß die auf dem inmitten des Theaters ſtehenden Tiſche liegende Decke umgedreht, die beiden rechts und links aufgeſtellten Stühle etwas näher oder etwas weiter gerückt wurden. Vor der Hinterwand iſt die Kapelle aufgeſtellt, doch hat ihre Zuſammenſetzung nichts unſeren Orcheſtern Analoges. Iſt das Streichquartett die Baſis des europäiſchen Inſtrumentale, ſo ſind die hauptſächlichen Tonwerkzeuge der Chineſen: Tamtam, Gong, Schellen und eine große Glocke. Die Kapelle begleitet mit ihnen ſowohl den Geſang, wie den Dialog der Acteure; das Stück war mithin ein Mittelding von Melodrama und Liederſpiel. Ob der Text ſich für eine derartige muſikaliſche Behandlung eignete; das zu entſcheiden, muß ich der chineſiſchen Kritik anheimgeben. Die Hauptperſon war ein Mandarin, der vielfach ſeine Amtsbefugniſſe überſchritten hatte, und nach dem dumpfen Beifallsmurmeln der Menge im Parterre ein ſtehender Typus des nationalen Theaters zu ſein ſchien. Er häufte das Maaß ſeiner Schandthaten durch körperliche Mißhandlung aller Hausgenoſſen und ſelbſt eines Ankömmlings, den er durch die anzüglichſten Redensarten beleidigte. Jetzt zeigten ſich unter unſeren denkenden Logennachbaren Spuren ſittlicher Entrüſtung, aber gleichzeitig Zeichen froher Erwartung einer ſtrengen Abſtrafung des Verbrechers. Das Stück war bekannt und

beliebt. Sehr bald gab ſich der beſchimpfte Ankömmling als Kaiſer von China zu erkennen, der nach der Sitte des Khalifen Harun Alraſchid umherſtrich, und Zuſtände und Perſönlichkeiten ſeines Reiches kennen zu lernen ſuchte. Was blieb dem gütigen Monarchen übrig, als den Verbrecher mitten durchſägen zu laſſen? Die Bitten des Schuldigen ſind vergebens, ſchon werden die Vorkehrungen zur Execution mitten auf dem Theater getroffen, da humpelt die junge Gattin des Mandarins auf ihren verkrüppelten Füßchen links aus der Couliſſe auf die Bühne. Der junge Schauſpieler bediente ſich der üblichen Krückſtöcke, und verſtand den unbehilflichen Gang der feinen Chineſinnen geſchickt nachzuahmen. Natürlich hat die Mandarine gehorcht; ſie weiß Alles, wendet ſich mit einer kläglich beweglichen Rede an das Herz des Kaiſers und macht wirklich Eindruck auf ſein Gemüth. Der Verbrecher wird begnadigt; der Kaiſer aber begiebt ſich mit der ſchönen Bittſtellerin in das Seitengemach, vermuthlich nur, um ihre Dankſagungen für die Rettung des Gemahls entgegenzunehmen. Der zurückgebliebene Ehemann hält dieſen Moment für geeignet, in mehreren Couplets ſeinen angenehmen Gatten-Empfindungen Ausdruck zu verleihen, und mit ihnen unter einem barbariſchen Lospauken auf die Inſtrumente ſchließt das Stück. Die Theaterſprache der Chineſen beſteht in einem fortwährenden widerwärtigen Fiſtuliren, das ſich mit einem eben ſo unnatürlichen Pathos vereint. Dem Stoffe lag, wie ich anfangs glaubte, ein hiſtoriſcher Vorgang zum Grunde, doch überzeugte ich mich in ſpäteren Vorſtellungen; daß ein alterthümliches reiches Koſtüm, wie es alle Mitwirkenden trugen, überhaupt zur chineſiſchen Bühnen-Etiquette

gehöre. Der Kaiſer ſuchte ſich durch auffallendes Gebehrdenſpiel vor allen minder einflußreichen Perſonen auszuzeichnen. Sobald er ſich z. B. auf einen Seſſel niederließ, ſetzte er die Beine breit auseinander und ſtemmte beide Fäuſte drohend auf die Oberſchenkel. Das nächſtfolgende Theaterſtück beſchäftigte die Section der Springer uud Athleten der reiſenden Geſellſchaft. Der Inhalt des Quaſi-Ballets blieb mir unverſtändlich, doch werde ich wohl nicht weit neben dem Schwarzen der Scheibe vorbeiſchießen, wenn ich die Vermuthung ausſpreche, es habe ſich um die Rettung einer, zwiſchen dem guten und böſen Princip bedenklich ſchwankenden Seele gehandelt, denn geflügelte Engel und Teufel kämpften unabläſſig um ihren Beſitz. Die Seele gehörte zu den Hauptſpringern und Matadoren der Truppe, auf allen Vieren laufend, machte ſie einen Satz über Tiſch und Bänke, überſchlug ſich in der Luft zwiſchen einem Spalier von Schwertern und Lanzen und warf mit unfehlbarer Sicherheit mit haarſcharfen Dolchen um ſich. Das ganze Publikum ſympathiſirte mit der Seele. Während dieſer Forcetouren ſchwebten große Flammen queer über die Bühne, ohne daß man den ſie bewegenden Apparat zu erkennen vermochte. — Das lärmende Schauſpiel hatte uns betäubt, der Knoblauchsgeruch wurde bei der ſteigenden Hitze immer unerträglicher; wir brachen auf, erſtanden vor dem Theater jeder eine brennende Fackel und gelangten ſo ohne Unglücksfall über die ſchmalen Pfade und Brückchen bis an das Ufer des Perlfluſſes und unſer Boot. Ich will hier gleich bemerken, daß unſere Geſellſchaft bei dem Mangel an anderweitigem Unterhaltungsſtoff ſchon am nächſten Abende das Theater abermals beſuchte. Mir lag vornehm-

lich daran, das seltsame Bild meinem Gedächtniß fest einzuprägen. Ich wußte noch nicht, daß die Theaterliebhaberei in den Städten Chinas eben so zu den Leidenschaften der Einwohner gehört, wie in unserem Welttheile, und daß ich auch künftig nicht der Gelegenheit entbehren würde, mir ähnliche Zerstreuungen zu verschaffen. So viel ich bei meiner Unkenntniß der Sprache begriff, war das Hauptstück des zweiten Abends eine größere Lokalposse mit Gesang, der freilich wieder, wie in ähnlichen Kunstproducten unserer Heimath, an Wohllaut und technischer Geschmeidigkeit viel zu wünschen übrig ließ. Die Hauptpersonen des Sittengemäldes von Kanton waren: ein Nachtwächter, ein Fischhändler, ein Hallunke, Riemchenstecher, Bauernfänger oder sonst etwas, drei junge Mädchen, ein schartiges Messer, ein Mann, dem das Haus durch eine schmutzige Frau verleidet wird, einige Mandarinen, ein Gerichtsbeamter und ein Chor von Gesindel. Die kräftig ausgesprochene moralische Tendenz konnte Niemandem verborgen bleiben. Nicht nur die Katastrophe entsprach den strengen Forderungen des angeborenen Rechtsgefühls; sondern auch in den meisten Einzelscenen suchte jedes gekränkte Individuum durch körperliche Züchtigung seines Gegners die Aufrechthaltung des Rechtszustandes zu fördern. In dem gesammten Don Quixote kommen nicht so viel Prügeleien vor, wie in dieser Posse. Heute nahmen wir uns die Freiheit, auf die Bühne zu gehen und Alles in der Nähe anzusehen, ohne doch etwas Ungewöhnlicheres zu entdecken.

Die Zahl der in Kanton, d. h. auf Honam ansässigen Europäer übersteigt nicht vierzig, die der deutschen Handelsfirmen nicht neun. Dazu kommen noch mehrere Missionäre

und ein englischer Geistlicher, der mit seiner permanenten weißen Cravatte und einem melodischen Baßorgan, sich zu einem Liebling der Kirchengängerinnen emporgeschwungen hat. Bei dem Sonntags-Gottesdienst spielt ein talentvoller deutscher Kaufmann die Orgel. Eine Untugend der hiesigen Europäer, die ich auf ihre isolirte Stellung und den geringen Wechsel in der Unterhaltung und im Umgange zurückzuführen geneigt bin, besteht in ihrer Vorliebe für Hunde. Ohne die im Hofe campirenden Köter ernährt jeder Haushalt ein halbes Dutzend Schooßhunde, die zudem der Hälfte nach sich lebender Nachkommenschaft erfreuen. Die Uebervölkerung von Flöhen wird man sich auszumalen vermögen.

Der 24. April war herangekommen, mit der Ausbeute an Aquarellen durfte ich zufrieden sein, die Hitze stieg, und nach meinem Reisekalender konnte ich die Fahrt nach Makao nicht länger verzögern, so schwer ich mich von Kanton trennte. Die Nähe von Hongkong und Makao, wo ich mich längere Zeit aufzuhalten gedachte, berechtigte mich zu der Hoffnung einer baldigen Wiederkehr. Die Einschiffung an Bord des kleinen nordamerikanischen Raddampfers „Spark," der die Verbindung zwischen Kanton und Makao unterhielt, bot auf dem glatten Flußspiegel nicht die sonstigen Unbequemlichkeiten und Gefahren. Zu meinem gerechten Kummer war mir nicht vergönnt, die auf dem „Spark" herrschende Musterwirthschaft länger als einen Tag zu genießen. Bis in den engsten und finstersten Winkel wetteiferte der Dampfer an Sauberkeit mit dem Nippestisch einer Dame, Mobiliar und Tischzeug der ersten Kajüte schienen einer fürstlichen Hofhaltung zu entstammen, der junge nordamerikanische Capitän war die Artigkeit selbst und der erste Steuermann

wählte offenbar den Befehlshaber zum Vorbilde ſeines Betragens. Ich war der einzige Paſſagier erſter Kajüte und nahm um zehn Uhr Vormittags mit beiden Herren das Tiffin ein. Acht Gänge: Fiſche, Braten, Eierſpeiſen, Wein, Thee, Kaffee und gute Havannah-Cigarren koſteten nur — einen Dollar. Die Tafelmuſik beſtand in einem betäubenden Gehämmer unten im Maſchinenraum, denn im Mechanismus hatte ſich wieder der gewöhnliche Schaden gezeigt, doch lichteten wir eine halbe Stunde ſpäter von Neuem die Anker. Es ging den mächtigen Strom hinunter; ich ſuchte ſo lange als möglich das maleriſche White Cloud-Gebirge hinter Kanton im Auge zu behalten. Wieder kamen wir nach Whampoa, in die Bambusſtadt, wieder durchkreuzten wir ganze Flotten von Dſchunken und Fiſcherbooten, und nochmals erquickte ſich mein Auge an dem Proſpect auf die großartige neunſtöckige Pagode.

Die maleriſchen Träumereien werden nur durch die vor der Glasthür der Kajüte auf- und abwandelnde portugieſiſche Schildwache unterbrochen. Als ich mich dem der Halbkaſte angehörigen Krieger näherte, betheuerte er mit eifrigen Gebehrden: ſein Gewehr ſei ſcharf geladen. Wollte er mich beruhigen? Weshalb überhaupt ein Poſten vor der Kajüte? Auf dem Verdeck und im Zwiſchendeck ſtanden ebenfalls Wachen mit geladenem Gewehr; die Urſache blieb mir nicht lange verborgen. Auf dem zweiten Platze befanden ſich anderthalb hundert ſecundäre Paſſagiere von chineſiſchem Geblüt, deren Gegenwart militäriſche Vorſichtsmaaßregeln bedingte. Noch vor einem Jahre war einer dieſer kleineren Poſtdampfer von den Paſſagieren zweiter Klaſſe überfallen worden. Die Raubmörder hatten alle

Europäer niedergemacht, den Dampfer hart an der Bocca Tigris auf den Strand geſetzt, Alles, was nicht niet- und nagelfeſt, davongetragen, und das Wrack in Brand geſteckt; nur ein Engländer hatte ſich durch Schwimmen gerettet. Eben ſo wenig laſſen ſich die Dampfer die größeren Fiſcherböte nahe kommen, und jede chineſiſche Handelsdſchunke iſt auffallend ſtark bemannt und mit mehreren Kanonen bewaffnet. Heute verhielten ſich die chineſiſchen Paſſagiere durchaus ruhig, und nach einer ungefähr zehnſtündigen Fluß- und Seefahrt trafen wir um ſechs Uhr Abends in Makao ein. Der königl. preuß. General-Conſul, Herr von Rehfues, erwies mir die Freundlichkeit, mich vom Schiff abzuholen und für mein Unterkommen zu ſorgen. Ich wohne ein paar Schritte von ſeinem Hauſe in einem alten portugieſiſchen Palaſte, der ſchon vor Jahren in den Beſitz der Firma Siemſſen übergegangen iſt. Das portugieſiſche Regiment, das ſich noch auf dem Küſtenſtreifen von Makao behauptet, befindet ſich in gänzlichem Verfall, und alle werthvolleren Grundſtücke werden nach und nach von betriebſamen Deutſchen und Engländern erworben. Der Palaſt beherbergt nur mich und zwei chineſiſche Diener, die für meine Bequemlichkeit zu ſorgen haben, doch überzeugte ich mich gar bald, daß die Ruine noch anderweitig bewohnt ſei. Die Chineſen hatten mein Gepäck in das Schlafzimmer getragen, deſſen Bett mitten im Zimmer ſteht, die Fenſter geöffnet, und mich mit dem Gruße „Tſchin, Tſchin!“ verlaſſen; ich nahm auf einem Lehnſtuhl neben dem Fenſter Platz, und verſank in ſtilles Nachdenken. Plötzlich wurde ich durch ein lautes Raſcheln ſtutzig gemacht, ich kannte dieſe Muſik; ſie konnte nur von Ratten herrühren. Wirk-

lich hatte der einladende Geruch meiner Koffer, deren einer durch eine todte Maus in Kanton verpeſtet worden war, eine ganze Heerde dieſer Nagethiere aus den Spalten der Wände herbeigelockt; ich ließ ſie gewähren und unbehelligt die Koffer beſchnuppern, doch beſchloß ich, meine beiden Bedienten auf die Ergiebigkeit der Rattenjagd aufmerkſam zu machen. Schon an Bord des „Spark" hatte ich aus einem Geſpräch mit dem Steuermann erfahren, daß die Ratte wirklich zu dem beliebteſten Wildprett der niederen Jagd in China gehöre. Der Beſtand der Küſtenreviere iſt ſo ſtark, und der Bedarf unter den niederen Klaſſen ſo maſſenhaft, daß die Rattenzufuhr in der zu Hongkong erſcheinenden, regelmäßige Correſpondenzen aus Makao bringenden Zeitung, eine ſtehende Rubrik des Marktberichts bildet. Die lokale Gourmandiſe unterſcheidet, wie die Zoologie, zwiſchen Land- und Waſſerratten; erſtere ſollen ſich durch ihren Wohlgeſchmack auszeichnen und werden daher theurer bezahlt. Das Hauswild wird mit einer ſauerſüßen Brühe oder Senfſauce zubereitet. Die Bedienten waren vor Freuden außer ſich, als ich ihnen meine Mittheilung machte und abſolute Jagdfreiheit im ganzen Hausbezirk gewährleiſtete. In dem alten Palaſt konnte ein geſchickter Rattenfänger durch Fleiſchausbeute und Pelzwerk viel verdienen.

V.

Die Praya grande. Der Tempel eine Theebude. Mein achzigjähriger Enkel. Ein Nachmittag im Theater. Schreihälse. In der Spielhausstraße.

Am frühen Morgen des 26. April machte ich mich, mit einem Revolver in der Tasche und einem stämmigen Bambusrohr in der Hand, auf den Weg und eine Runde um Makao. Das an der offenen Bai gelegene portugiesische Stadtviertel ruft in mir die Erinnerung an Rio Janeiro und Madeira zurück, so groß die Terrainunterschiede sonst sein mögen. Die gebirgige Bodengegend ist von malerischer Mannigfaltigkeit. Mehrere alterthümliche Forts und auf Höhepunkten gelegene Kirchen blicken finster durch die üppige tropische Vegetation auf den glühend indigoblauen Ocean herab, dessen Vorfluth zu schwellen beginnt, auf der mächtigen Wallung schwimmt ein Hauch kühler Morgenluft, die Brust des gequälten Menschen hebt sich höher, sein Auge füllt sich mit Thränen — nennt es Nervenschwäche, Einwirkung des Klimas, wenn ihr wollt — ich nenne es Religion.

Hinter der alten portugiesischen Stadt erstrecken sich weithin die chinesischen Viertel. Der verlockendste Spazier-

gang für den Touriſten iſt die „Praya granda", eine halbmondförmige Straße am Meer, auf der andern Seite von ſtattlichen palaſtartigen Häuſern eingefaßt. Einige der verwitterten Bauwerke ſollen noch aus der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts ſtammen, denn die erſte Anſiedelung der Portugieſen datirt aus dem Jahre 1539. So melancholiſch der Eindruck iſt, den dieſe, gleich den Paläſten am Canal grande zu Venedig zur Hälfte leerſtehenden Gebäude hervorrufen, findet ſich in der Praya granda gegen Abend doch der Corſo von Makao zuſammen und die portugieſiſche Muſikbande trompetet bis Sonnenuntergang. Von dem bleiernen Druck der Atmoſphären von Bangkok und Kanton befreit, ſchöpfte ich hier friſchen Lebensmuth. Gleich in den erſten Tagen meines Aufenthaltes war ich ſo glücklich, die Bekanntſchaft einer liebenswürdigen portugieſiſchen Familie hart am Hafen zu machen. Die Damen geſtatten mir, ſo manchen Tag in ihrer Geſellſchaft zuzubringen. Dann ſitze ich mit der Bleifeder am offenen Fenſter und fahnde auf pittoreske Chineſen.

Die ſtärkende Seeluft wirkt nicht allein auf den Humor des ſchönen Geſchlechts, ſondern auch der goldenen Jugend des Handelsſtandes höchſt vortheilhaft ein. Nicht nur Alles, was in animaliſcher oder vegetabiliſcher Richtung an Entartung ſtreift, nimmt in den Tropen rieſige Dimenſionen an, auch in moraliſcher Hinſicht begeht der Menſch hier leichter Exceſſe, als in der gemäßigten Region. Von der leidenſchaftlichen Verlogenheit der reichen jungen Anſiedler habe ich ſchon geſprochen; in Makao wurde alles Bisherige überboten. In Geſellſchaft zweier Gehilfen großer Firmen luſtwandelte ich Abends am Meeresſtrande; einer der jungen

Herren hatte an Wortwitzen ſchon Hervorragendes: „Je Dollar (toller), je beſſer!“ geleiſtet. Jetzt blieb er plötzlich ſinnend ſtehen und ſagte: „Wiſſen Sie, meine Herren, wir verſchreiben alljährlich für 1000 Pfd. Sterling Tinte!“ Das war dem Collegen zu arg, er packte heftig meine Schulter und rief: „Und wir erſparen durch bloße Weglaſſung der I-Punkte an 2000 Pfd. Sterling für Tinte!“ Der Reiſende, gleichviel ob er in dem engeren Bezirk einer Stadt oder in Provinzen und Ländern ſein Weſen treibt, immer eine den Menſchenbeobachter feſſelnde, wenngleich häufig auch ärgernde Geſtalt, ſchießt in dieſer Zone wild wuchernd ins Kraut. Hier verirren ſich ſeine äſthetiſchen Eigenſchaften, ſeine alle andern Urtheile niederdonnernde Redekunſt und Unfehlbarkeit bis in das Ungeheuerliche. Wer einen tropiſchen Handelstouriſten belauſcht hat, wenn er zur Mandoline ſang oder in unbewachten Momenten die Fledufe beſeelte, wird mich nicht der Verleumdung hoffnungsvoller Dilettanten bezichtigen. Da ich mich von einer, noch aus Europa ſtammenden Schwäche nicht freigemacht habe, und mit derartigen muſikaliſchen und redneriſchen Vorträgen nicht zu befreunden vermag, ziehe ich in vielen Fällen der Geſellſchaft dieſer aufſtrebenden Millionäre die der Eingebornen vor.

Die Unterſchiede zwiſchen den Bekennern der Religionen des Buddha und Confucius, die in den chineſiſchen Provinzen neben einander beſtehen, treten nach meiner Wahrnehmung hier deutlich hervor. Die Anhänger der Lehre des Confucius ſtehen in Makao nicht im beſten Geruch. Aus ihnen rekrutiren ſich Schmuggler, Piraten, Opiumraucher, Spieler, Diebe und Gauner. Begehen ſie ein

Verbrechen, so machen sie sich unverzüglich aus dem Staube und suchen auf den benachbarten kleinen Inseln eine Zuflucht. Die maritime Umgegend von Makao ist die hohe Schule der chinesischen Piraterie. Mehrmals habe ich Gelegenheit gefunden, zu Makao in die Tempel der Confucius-Bekenner zu gelangen und ihr Treiben zu studiren. Unmittelbar neben den Altären wird Thee getrunken und Kuchen dazu gegessen, Tabak geraucht und Domino oder Karten gespielt. Träte der Stifter dieser Religion in einen solchen Tempel, er griffe sicherlich, wie seiner Zeit Christus im Tempel zu Jerusalem, zur Geißel. Die Buddhaisten betragen sich in ihren Bethäusern und Klöstern ungleich sittiger.

Am 28. April besuchte ich mit meinem Malerapparat einen alten, merkwürdigen Schiffertempel. Er ist von riesigen morschen Banienbäumen beschattet und zwischen großen Felsblöcken errichtet; neben dem Tempel standen mehrere Gruppen Bambusrohr. Eine Partie derselben war mit sauber ausgeschnittenen Papierstiefeln, Geldkisten und Hüten behängt. Man erklärte sie mir als Opfer oder Weihgeschenke andächtiger Frauen. Von hier aus fuhr ich zu Wasser nach dem etwa eine Stunde entfernten Buddhakloster. Ueber wesentliche Abweichungen von der herkömmlichen Bauart wüßte ich nichts zu berichten, nur eine überdachte Gartenhalle überraschte mich. Mehrere hohe und umfangreiche Bäume reichten mit ihren Stämmen und Wipfeln weit über die offene Decke des Saales hinaus, innerhalb der reich decorirten Wände wurden köstliche Blumen in Fülle gezogen. Im blühenden, betäubend duftenden Rosengebüsch saß zwischen den Baumstämmen ein

achtzigjähriger chineſiſcher Bonze; vor ihm ſtand die dampfende Theekanne. Er war in ſein Gebetbuch vertieft, erhob aber bei meiner Annäherung das Haupt und begrüßte mich auf zuvorkommende Weiſe. Der würdige Herr, vielleicht einer der einflußreichſten Geiſtlichen des Kloſters, ſprach etwas Engliſch und ſchien hoch erfreut, ſeine Sprachkenntniſſe erweitern zu können. Ich mußte mich erſt geduldig in ſein Rothwälſch hineinhören, ehe es mir gelang, einige Sylben zu verſtehen. Die Zunge des Alten war ſchwer, ſeine Zähne hatte er ſämmtlich verloren. Ueberaus höflich, wie alle gebildeteren Chineſen, beeiferte er ſich, mich mit Complimenten zu überhäufen. Da vorgerücktes Alter das höchſte Anſehen im himmliſchen Reiche genießt, kann ein artiger Chineſe dem Anderen nichts Angenehmeres erweiſen, als wenn er ſeine zurückgelegten Jahre rühmt. Der achtzigjährige Greis entblödete ſich daher nicht, zu mir zu ſagen: „Du biſt gewiß ſchon ſehr alt?“ Die Höflichkeit gebot auf dieſe Frage die Antwort: „Nicht halb ſo alt, wie Du, mein Vater!“ Der überhöfliche Bonze ergab ſich noch nicht: „Mein theurer lieber Vater!“ fuhr er fort, „ſprich die Wahrheit, gewiß könnteſt Du mein Großvater ſein!“ Nun war nichts mehr zu ſagen, ich proteſtire nicht weiter gegen die mir octroyirte Großvaterſchaft, ſchwieg reſignirt und trank mit meinem kopfwackelnden „Enkel“ eine Taſſe Thee. In einer benachbarten Kapelle, in welche mich ein zwiſchen Geſang und Gewinſel ſchwebendes Geräuſch menſchlicher Stimmen lockte, fand ich vier jüngere Bonzen. Sie ſaßen an einer Art Tiſch vor einem vergoldeten Buddha und laſen, ſangen oder grunzten aus aufgeſchlagenen Büchern Gebete im Quartett. Der Aelteſte von ihnen

ſchlug mit einem Stabe fortwährend auf eine große Glocke, die einen dumpfen Ton ſich gab. Als ich nach Beſichtigung des Kloſtergartens, der einen ſeltenen Reichthum von Zwerggewächſen enthielt, wieder ins Freie trat, kam mir eine Schaar armer Kinder entgegen, die ſich inzwiſchen Bettelns halber verſammelt hatten. Keines von ihnen war ohne irgend ein Gebrechen. Ein Drittel war blind, die Uebrigen waren durch Haſenſcharten und Knochenfraß des Naſenbeins entſtellt. Die beiden letztgenannten Uebel ſind in ganz China verbreitet, und ich bin hie und da in Seitenſtraßen mancher großen Städte gerathen, wo man vergeblich die höchſten Preiſe auf eine unverſehrte Naſe geſetzt hätte. Ich vertheilte alle kleine Münze, die ſich in meinen Taſchen fand, an die unglücklichen Kinder, und glaubte jetzt unbehelligt davon zu kommen, aber hinter den Kleinen lauerten die herrenloſen Hunde des Kloſterreviers auf mich und ſtimmten ihr Kriegsgeſchrei an. Aus Furcht, von ihnen angefallen zu werden, zog ich den Revolver und ſpannte den Hahn; es war nicht nöthig an die Beſtien einen Schuß zu verſchwenden. Kaum hörten ſie das Knacken, als ſie ſich ſämmtlich in eine ehrerbietige Ferne zurückzogen; ihre Genoſſenſchaft ſchien üble Erfahrung mit Feuerwaffen gemacht zu haben. Sie begleiteten mich jedoch mit klagendem Geheul bis zur nächſten Hundeſtation, wo ich auf ähnliche Weiſe bewillkommnet und verabſchiedet wurde.

Mein häusliches Leben geſtaltete ſich ungleich angenehmer, als ich erwarten durfte. Morgens zwiſchen fünf und ſechs Uhr holt einer meiner beiden chineſiſchen Diener aus dem Haushalte des General-Conſuls eine Taſſe Thee und ein Brödchen, dann werden die häuslichen Angelegen-

heiten beſorgt, die Kleider und Zimmer gereinigt; um zehn Uhr begebe ich mich zu Herrn von Rehfues und nehme mit ihm und Herrn von Radowitz das Tiffin ein. Oft verleitet uns die anregende Unterhaltung, länger bei Tiſche zu ſitzen, als unſere Geſchäfte erlauben; um fünf Uhr finden wir uns zu einem Spaziergange in der Praya granda ein und kehren um ſechs Uhr zum Diner in die Wohnung des Herrn von Rehfues zurück. In Geſellſchaft der geiſtreichen und liebenswürdigen Cavaliere ſchwinden die Stunden wie Minuten. Sie ſind unerſchöpflich in charakteriſtiſchen Mittheilungen über chineſiſche Eigenthümlichkeiten und geben mir die wichtigſten Fingerzeige, wie und wo ich meine Beobachtungen anzuſtellen habe. Zuweilen beſuchen wir das hieſige, erſt ſeit einigen Tagen mit dem Beginn der Regenzeit eröffnete Theater. Es unterſcheidet ſich nicht weiter von dem zu Kanton befindlichen, und iſt wie dieſes lediglich aus Bambusrohr und Palmblätter-Matten erbaut. Von Nägeln weiß dieſe Baukunſt nichts; alle Beſtandtheile werden durch Flechtwerk und Knoten von geſpaltenem Rohr verbunden. In einer Höhe von ungefähr 50 Fuß über dem Parterre hingen auch hier wieder in dem Rohrgebälk des Dachſtuhls viel Gratiszuſchauer, ohne daß Jemand von ihnen Notiz nahm. Die hieſige Geſellſchaft liefert für ein Eintrittsgeld von 12 Sgr. im erſten Range, Vorſtellungen von ſechszehnſtündiger Dauer, die ſchon Vormittags beginnen; ich habe daher die günſtige Gelegenheit benutzt, mich ſchon um zwei Uhr einzufinden und in aller Gemächlichkeit eine Aquarelle der Bühne und des Zuſchauerraumes anzufertigen. Meine Arbeit wurde nicht durch die Zudringlichkeit der Neugierigen, ſondern allein durch die mich zerſtreuenden

Vorgänge auf der Bühne unterbrochen. Die Gesellschaft führte ein Spektakelstück auf, das mit prachtvollen Kostümen, gellender Musik und ohrenzerreißendem Fistelgesang ausgestattet war.

Die Mannichfaltigkeit der Prügel war sehr groß. Ohrfeigen, Fußtritte, Hiebe mit Bambusstöcken und flacher Klinge wechselten unaufhörlich untereinander. Ein häufig angebrachter Effect, den ich zu Gunsten der Hebung unserer deutschen Schaubühne den Theatern zweiten Ranges nicht verschweigen darf, erschien mir ebenso nachdrücklich, wie sinnreich. Sobald ein Acteur eine Maulschelle erhielt, wurde hinter der Scene ein Kanonenschlag abgebrannt, der Geschlagene stürzte jählings zu Boden, sprang aber sogleich wieder auf und floh hinter die Coulissen. Der Zusammenhang der Handlung blieb mir unverständlich, nur so viel begriff ich aus Peripetie und Katastrophe, daß die Heldin des Stückes eine treulose Gattin war, die im Finale ihre Strafe erlitt. Ihr Gemahl, der Arzt seiner Ehre, gebehrdete sich jedoch dabei nicht so romantisch, wie sein College im spanischen Trauerspiele. Die Schuldige wurde auf den Rücken gelegt und empfing eine Anzahl Hiebe mit der flachen Klinge auf den Bauch. Um die unangenehmen Empfindungen auszugleichen, kehrten sie die Schergen alsdann um und applicirten dieselbe Dosis jenem Theile, der zu ihrem Empfange physisch ungleich berechtigter war. Dabei hatte es indeß noch nicht sein Bewenden. Als die Büttel fertig waren, machte sich ein Scharfrichter über die arme Sünderin her und trennte mit einem breiten Schwerte den (künstlichen) Kopf vom Rumpfe. Ein großer rother Lappen stellte das in Strömen fließende Blut vor, doch ließ sich das Opfer dadurch nicht abhalten, aufzuspringen, einen

Burzelbaum zu ſchießen und blitzgeſchwind davon zu laufen. Während der Hinrichtung wurde ein brillantes Feuerwerk abgebrannt. Meine Aquarelle war glücklicherweiſe fertig, als ich durch einen, auf meinen entblößten Kopf fallenden kleinen Gegenſtand heftig erſchreckt wurde. Der Pinſel entfiel meiner Hand, ich griff nach dem Scheitel, fühlte aber zugleich, daß der unbekannte Gegenſtand über den Hinterkopf in wilder Eile den Rücken entlang das Weite ſuchte. Mein Nachbar, ein junger Burſche, kreiſchte laut auf und ſchleuderte die Fußbank nach dem Thiere. Ein auffallend großer Tauſendfuß war von der Decke auf meinen Kopf gefallen; mit zerſchmettertem Körper zuckte er noch zu meinen Füßen. Vor der Thür des Theaters fand ich außer anderen Sehenswürdigkeiten einen großen Guckkaſten, um den ſich eine Menge Kinder drängte. Ich warf nur einen Blick hinein, fuhr aber, empört über die Schamloſigkeit der ausgeſtellten Bilder, raſch zurück. Dieſe optiſche Beluſtigung gehörte unzweifelhaft zu den erlaubten Unterhaltungen und Bildungs-Elementen der unerwachſenen Jugend.

So oft es das zwiſchen Regengüſſen und heiterem Himmel bei drückender Hitze ſchwankende Wetter geſtattet, durchforſche ich die ſpecifiſch chineſiſchen Stadttheile Makao's. Für ein Malerauge ſind ſie, wenn gleich die ſchmutzigſten, doch immer die intereſſanteſten. Die Verarmung des Ortes, dem Hongkong längſt den Rang abgelaufen hat, ſcheint auch auf die Erwerbsverhältniſſe des chineſiſchen Proletariats ſehr nachtheilig eingewirkt zu haben. Beiſpiele einer Armuth, wie ſie hier vorkommt, ſind mir ſelbſt in den elendeſten Vierteln Kantons nicht begegnet. Viele Wohnungen, in denen ganze Familien hauſen, gleichen aus

Koth und Rohrſplittern zuſammengeklebten Vogelneſtern. Wenige Quadratfuß müſſen zum Nachtlager eines Haufens nackter Kinder hinreichen. Ein ganzes Straßengeviert beſteht nur aus Hütten, wie ſie Steinklopfer an unſeren Chauſſéen zum vorübergehenden Schutz gegen Wind und Regen errichten. Familien, die Tag und Nacht in ihren auf den Strand gezogenen Böten zubringen, ſind ſchon als wohlhabend anzuſehen. Wird das Boot ſo ſchadhaft, daß der Eigenthümer ſich deſſen nicht mehr zum Fiſchfange und Strandraub bedienen kann, ſo wird es umgekehrt, auf Pfähle geſtützt und bildet nun ein Schutzdach für die Familie. Hochbejahrte Leute, wenn ihnen die verfaulten Trümmer über dem Kopfe zuſammenſtürzen, bleiben darunter liegen und ergeben ſich, ohne eine Hand zu rühren, in ihr Schickſal. Ich verlaſſe dieſe Stätten des Jammers, von denen ich ſtets mit Ungeziefer bedeckt nach Hauſe zurückkehre, meiſtens in tiefer Niedergeſchlagenheit; erſt der benachbarte Fiſch- und Gemüſemarkt erheitert mich wieder durch die bunte Zuſammenſtellung der Producte. Bei ihrer gewiſſenhaften Bodencultur und peinlichen Sorgfalt bringen die chineſiſchen Gärtner ihr Gemüſe zur höchſten Vollkommenheit. Gleiches gilt auch von den Blumen. Die Liebhaberei für zierliche Topfgewächſe iſt unter allen Ständen und Lebensaltern verbreitet. Der ärmſte Mann, welcher nur in einem düſtern Winkel ſein Geſchäft treibt, benutzt den hellſten Punkt, um mit einem Faden ein lackirtes Näpfchen, in dem ein Reis grünt, an die Decke zu hängen; die Augenluſt des Reichen beſteht in Blumenetagèren und herrlichen Gartenanlagen. Die Fiſche werden auf dem Markte in fließendem Waſſer lebendig erhalten; oft vermag

ch mich nicht an ihrer Farbenpracht satt zu sehen. Meine ieblinge sind die in allen Tönen des Spectrums schillern- en kleinen Delphine und eine Art dunkelrosenrother Aale. Der Fischmarkt ist zugleich ein Lieblingsort der Wahrsager. Sie sitzen vor kleinen geschnitzten Tempeln und ziehen daraus egen eine geringe Geldentschädigung die Nummern, welche nan in der Lotterie besetzen soll.

Ein chinesisches Leichenbegängniß, das an meiner Woh- ung vorüberzog, konnte ich sehr bequem vom Fenster aus etrachten. Von weitem gesehen, glich das Ganze einem heatralischen Aufzuge, erst in der Nähe sah man, daß es ich um den bittern Ernst der Nothwendigkeit handle. Das Modell eines Tempels wurde vorausgetragen, ein Musik- hor folgte und ließ die nationalen Schlaginstrumente er- challen; vor dem Sarge schwang man Fahnen und Tro- häen. Die Form des Sarges glich der bei uns gebräuch- ichen, doch war er mit einer rothseidenen, goldgestickten Decke verhüllt. Vierzehn Kulis trugen ihn an Bambus- tangen auf den Schultern. Eine Frau ging nebenher und atte die Hand auf den Sarg gelegt. Nach meiner Ver- nuthung war sie Wittwe, wenn gleich kein sonstiges Zeichen er Trauer dafür sprach. Madame widmete dem Ver- lichenen auch nicht eine Thräne, dafür war eine Schaar on Klageweibern engagirt, die den Sarg umgaben und in Wehgeheul ausstießen, das im Stande gewesen wäre, inen Scheintodten zu erwecken.

Noch heute in der Erinnerung empört über diesen Spek- akel, will ich gleich einer Eigenthümlichkeit der chinesischen inder erwähnen, die zu dem Widerwärtigsten gehört, was ch in jenem merkwürdigen Lande kennen gelernt habe.

Bälger unter zehn Jahren setzen sich plötzlich mitten in eine belebte Straße und erheben aus heiler Haut und voller Brust ein lautes Geschrei. Niemals habe ich bemerkt, daß die Angehörigen, insofern sie sich in der Nähe befanden, oder die Vorübergehenden ihnen Einhalt geboten hätten. Anfangs hielt ich, da die brüllenden Geschöpfe mit Händen und Füßen strampelten, diese vocale Kraftäußerung für einen convulsivischen Anfall; die Kunstpausen der Schreier, in denen sie frech und prüfend um sich blickten, machten mich irre an meiner Diagnose. Nach einer Viertelstunde erhoben sich die Unholde und gingen erfrischt von dannen. Sollte das Verfahren vielleicht gar ein innerliches heilgymnastisches Exercitium zum Ausweiten der Lungen sein? So viel ich mich erinnere, pflegen glückliche Eltern sich über das Geschrei ihrer Baby's durch die Annahme zu trösten, denselben stehe kein anderes Mittel zu Gebote, sich körperliche Bewegung zu machen. Bewahre uns der Himmel vor Einführung dieses Verfahrens in die heimischen orthopädischen Institute und Streckanstalten.

An einem ungewöhnlich kühlen Abende begaben wir uns, die Herren von Rehfues, von Radowitz und ich, in die Spielhausstraße. Wir mußten vorher den übelriechenden Fleischmarkt durchkreuzen und die Elfuhrstraße passiren. In dieser Gegend liegt ein Spiellokal neben dem andern. Wir besuchten ihrer mehrere, in der Einrichtung herrschte jedoch, wie in den meisten Geschäftszweigen der chinesischen Industrie, eine solche Monotonie, daß wir uns den Wechsel der Lokalitäten hätten ersparen können. Der Spielsalon bestand aus einem Parterregeschoß und einer oberen Gallerie. Unten nahmen die minder angesehenen Leute, oben die

Honoratioren Platz. Der Spieltiſch ſtand in der Mitte des Salons, und zwar ſo, daß mit leichter Mühe auch von der Gallerie aus pointirt werden konnte. Der Spieler ließ in einem Körbchen an einer Schnur den jedesmaligen Einſatz hinab und verſtändigte ſich durch einen Laut oder Wink mit den Bankhaltern und hilfeleiſtenden Croupiers. Die in den verſchiedenen Räumlichkeiten betriebenen Spiele waren mir größtentheils unverſtändlich, nur das beliebteſte derſelben, ein Seitenſtück zu dem pair und impair der Roulette, war leicht zu begreifen. In der Mitte des Tiſches vor dem Banquier lag ein Haufen glänzend polirter Caſh, der niedrigſten Geldmünze des Reiches. Die Einſätze wurden gemacht, der Banquier griff mit beiden Händen in den Metallhaufen und thürmte einen Hügel Caſh vor ſich auf. Jetzt begann das Spiel. Er nahm zwei Holzſtäbchen und ſchob mit ihnen zwar raſch, aber doch nicht ſo eilig, daß ein Fehler, oder eine abſichtliche Täuſchung vorkommen konnte, immer zwei Bronzemünzen bei Seite. Für die Pointeure kam zuletzt Alles darauf an, ob ein oder zwei Stücke übrig blieben. Die Gewinne wurden ausgezahlt, die Verluſte eingeſtrichen, und die Partie begann von Neuem. An die Haſt und krallende Habgier der Croupiers in den rheiniſchen Spielbädern gewöhnt, berührte mich die Ruhe und Gemeſſenheit der chineſiſchen Bankbeamten und Spieler ſehr angenehm. Die Einſätze waren nirgends hoch, und doch muß das Hazardſpiel zu Makao für den Pächter einen erklecklichen Gewinn abwerfen. Nach der Ausſage meiner Geſellſchaften beläuft ſich die jährliche Pachtſumme auf 90,000 Dollars, aber die Zahl der Spielhäuſer ſoll auch mehr als fünfzig betragen. In einigen Lokalen bediente

man ſich der Karten, und dieſes Spiel flößte mir allerdings einiges Mißtrauen ein, ſowohl was die Phyſiognomien der Croupiers, als der Pointeurs anlangt. Die chineſiſchen Karten ſind nicht länger und breiter als der Zeigefinger einer Mannshand; in den Farben und der Signatur iſt einige Aehnlichkeit mit den groben deutſchen Spielkarten vorhanden, doch giebt es mehrere Sorten von verſchiedener Feinheit. Das Spiel ſchien ziemlich verwickelt zu ſein, und die Betheiligten folgten ſeinen Chancen mit vieler Lebhaftigkeit. In allen dieſen Salons ſtehen Cigarren, Taback und Thee den Gäſten unentgeltlich zur Verfügung. Wir ſpielten weder, noch bedienten wir uns der erwähnten Erfriſchungen. Es war ein Uhr Nachts, als wir bei taghellem Mondenſchein in Begleitung eines alten portugieſiſchen Herrn, der einen anſehnlichen Gewinn gemacht haben mochte, und aus Furcht, ausgeplündert zu werden, um Erlaubniß bat, ſich uns anſchließen zu dürfen, nach Hauſe zurückkehrten. Meine Diener waren noch munter und vortrefflich gelaunt; der Vollmondſchein hatte auf ihre Rattenjagd vortheilhaft eingewirkt. Die erlegten Thiere waren zu Zweien mit den Schwänzen zuſammengeknüpft und im Vorzimmer über ein Bambusrohr gehängt.

VI.

Extrafahrten zwiſchen Kanton und Macao. Der erſte Kunſtfreund. Camoens ohne Naſe. Die Maler Ye Chung und Wo Hang. Ein Theekoſter. Zur Ehre des Hauſes.

Für die europäiſchen Anſiedler in Kanton und Hongkong bildet Macao die nächſte Sommerfriſche. Die nordamerikaniſchen Unternehmer arrangiren in der Nacht vom Sonnabend zu Sonntag Extrafahrten, der Dampfer geht um 12 Uhr von Honam (Kanton) ab, nimmt Morgens bei guter Zeit die Paſſagiere von Hongkong ein und kommt noch früh genug nach Macao, um den in Kanton und Hongkong ausgedörrten Vergnüglingen 10 bis 12 Stunden der Erholung im Genuß der kühlen Briſe zu verſchaffen. Anderweitige Zerſtreuungen ſind nicht vorhanden, es ſei denn, die Ankömmlinge fühlten ſich gedrungen, einen Beſuch in den Blumenhäuſern, die hier die Blumenböte vertreten, abzuſtatten. Die Rückfahrt wird in der Nacht angetreten; am Montagmorgen ſind alle Kaufherren und Handlungsgehilfen wieder in ihren Comptoirs. Begütertere Chineſen haben nachgerade Geſchmack an dergleichen Sonntagspartien gefunden und nehmen keinen Anſtand mehr, ſich den Europäern anzuſchließen.

Sicherlich bringt uns der heutige Sonntag (10. Mai) bei der entzückenden Frische der Seeluft einen ansehnlichen Schub herüber. Auf den Kirchenbesuch habe ich verzichtet, da mein Unstern wollte, daß die alten katholischen Gotteshäuser Macao's immer verschlossen waren, so oft ich mich auch um Einlaß bemühte. Sie mögen schon geraume Zeit hindurch nicht mehr zum Gottesdienst benutzt werden, auch ist meine heutige Stimmung nicht von der Art, um für das Heil des unsterblichen Theiles im Menschen Sorge zu tragen. Mein Herz wird zu sehr von irdischen Drangsalen belastet. Um 8 Uhr Morgens erschien mein hiesiger Waschmann, ein schwärzlicher Chinese, und brachte mir meine leinenen und wollenen Hemden in einem Zustande zurück, der eine sofortige Renovirung des gesammten Wäschbestandes bedingte. Ich habe meine Wäsche unter den verschiedensten Himmelsstrichen des Erdballes reinigen lassen, aber in Indien, Siam und China ist mit ihr am erbarmungslosesten umgegangen worden. Die aus Europa mitgenommenen Stücke haben sich noch am besten gehalten, ein nachträglich in Calcutta gekauftes halbes Dutzend wollener Hemden war überhaupt dem asiatischen Waschverfahren nicht gewachsen. Gleich nach dem ersten landesüblichen Reinigungsprozeß waren sie dergestalt eingelaufen, daß ich kaum noch hineinzukriechen vermochte. Die chinesischen Hände haben ihnen den Rest gegeben. Jetzt bestehen sie eigentlich nur noch aus zerfaserten Knopflöchern und abgerissenen Knöpfen. Mit meinem Waschmann darf ich nicht grollen; das Hemde ist im himmlischen Reiche ein unbekannter Gegenstand.

Bei der lieblichen Temperatur war die Vormittags-

promenade auf der Praya granda ungemein angenehm; ich wurde mehreren Herren vorgestellt, deren Bekanntschaft ich bisher noch nicht gemacht hatte. Unter ihnen befand sich auch ein Publicist, wenngleich in Macao keine Zeitung existirt und die Einwohner ihre literarischen Bedürfnisse durch die zu Hongkong erscheinende Zeitung decken. Besagter Herr, ein reicher Engländer, hatte eine kleine Broschüre über ein mir nicht bekanntes Thema geschrieben und ließ diese in der portugiesischen Druckerei zu Macao veröffentlichen. Schon die Anfertigung des Satzes war jedoch mit großen Schwierigkeiten verbunden, an S und K war ein empfindlicher Mangel vorhanden, und der Verfasser äußerte gegen mich Besorgnisse, diese Buchstaben durch andere, nicht zu unähnliche ersetzen zu müssen. Das Gemüth des gelehrten Mannes war schwer belastet, dennoch drang ich mit meinem Vorschlage: die Broschüre in Hongkong drucken zu lassen, nicht durch. Er ändere täglich und müsse das zu setzende Manuscript fortwährend unter Augen behalten. Nächstdem wurde ich mit dem amerikanischen Viceconsul bekannt, so viel ich weiß, dem einzigen Kunstsammler in Vorder- und Hinter-Indien und China. Ich begleitete ihn in sein prachtvoll gelegenes und eingerichtetes Haus und nahm die dort aufgestellte Gallerie in Augenschein. Sie bestand aus einigen zwanzig schlechten Copien mittelmäßiger Bilder, stümperhaften Bleistift- und Federzeichnungen, und mehreren sechs oder acht Zoll hohen und breiten Oelskizzen, Arbeiten eines englischen Dilettanten, der sich längere Zeit in Macao aufgehalten. Die Augen des Viceconsuls verklärten sich, als wir in diesen Kunsttempel traten, die Prosa des kaufmännischen Daseins blieb

weit hinter ihm zurück; hier lebte er in der reineren Sphäre der Kunst. Es blieb mir nichts anderes übrig, als seine Schätze zu loben, und ich hatte die Genugthuung, meine Begeisterung herablassend aufgenommen zu sehen. Der neue Mäcenas erbot sich, mir die Bleistiftstümpereien eine Zeitlang zum Studium zu überlassen, und schien fast ungehalten, als ich versprach, in einer späteren Zeit von seinem gütigen Anerbieten Gebrauch zu machen. Nur mit Mühe entging ich der Einladung zum Diner. Auf die Empfehlung meines kunstsinnigen Gönners besuchte ich noch an demselben Vormittage das Atelier eines chinesischen Malers, dessen Talent mir von dem Viceconsul empfohlen worden war. Ich bereute den etwas weiten Gang um so weniger, als ich eine für mich durchaus neue Beobachtung machte. Jeder Chinese hält den Zopf, obgleich sein Stamm ihn erst seit zwei Jahrhunderten trägt, nicht allein für ein nationales Abzeichen, sondern auch für ein Attribut der Schönheit. Der Künstler, dessen Stärke in Copien alter Kirchenbilder zu bestehen schien, hatte daher für nöthig erachtet, allen von ihm nachgebildeten Aposteln und Heiligen — einen Zopf anzusetzen. Sogar das auf dem Schooß einer Madonna mit geschlitzten Augen sitzende Christkind trug ein niedliches Zöpflein, und der naive Raphael hatte außerdem die heilige Jungfrau durch die verkümmerten Füßchen der Chinesinnen zu verschönern gesucht. Selbstverständlich war in allen diesen Machwerken keine Spur von Kunstsinn zu entdecken, der gewissenhafte Copist hatte selbst den zolldicken Schmutz, der das Original des letzten Bildes bedeckte, treulich nachgeknechtet. Mein asiatischer College theilte sein Verkaufslokal mit fünf Schuhmachern, die still und zufrieden

unter den bezopften Heiligen saßen, aus Filz dicke Sohlen schnitten und das Ober- und Hackenleder daran nähten.

Die erwähnte literarische Begegnung hatte mich rechtzeitig an den großen portugiesischen Dichter Camoëns erinnert, der in Macao die traurigen Tage seiner Verbannung durch die Schöpfung seiner Lusiade, die epische Verherrlichung der Thaten des Vasco de Gama erheitert hat. Noch zeigt man ein kleines Gebäude mit einer unermeßlichen Aussicht auf den Ocean, die Stätte, wo Camoëns besonders seinen dichterischen Träumen nachgehangen haben soll. Wir wandelten in den späteren Nachmittagstunden durch den verwilderten, aber hochromantischen Garten, der den ehemaligen Wohnsitz des unglücklichen Sängers umgab, schrieben unsere Namen in das an der Pforte ausgelegte Fremdenbuch, da das Grundstück zum Privatbesitz einer portugiesischen Familie gehört, zahlten ein Eintrittsgeld von zwei Schilling für die Person und besichtigten schließlich die in einer Grotte aufgestellte Büste des Dichters. Das Mißgeschick, welches ihn im Leben unausgesetzt verfolgt, hat sich auch auf sein Abbild erstreckt. Es war nicht genug, daß Camoëns bei einer königlichen Pension von fünf und zwanzig Thalern jährlich, sein Leben nur mit Hilfe eines aus Indien mitgebrachten Sclaven zu fristen vermochte, der Nachts für seinen unglücklichen Gebieter bettelte; Jahrhunderte nach Camoëns Ableben hat sich ein Engländer seiner Büste erbarmt, den Knebelbart (ich lasse es dahingestellt sein, ob nicht auch die Nase) abgeschlagen und als Andenken an den Sänger der Lusiade mitgenommen.

Am nächsten Tage, während dessen die frische Temperatur anhielt, machten wir eine Land- und Wasserpartie zu den

ſogenannten klingenden Felſen (ringing rocks). Wir ſetzten über die innere Bai, wanderten vom Strande aus durch ein idylliſches Thal, in dem ein munterer Waldbach mehrere klappernde Reismühlen luſtig trieb und kamen endlich in eine öde Landſchaft, die weithin mit dunklen Felstrümmern bedeckt war. Es bedurfte längerer Nachforſchungen unter dem brüchigen Geſtein, ehe unſer chineſiſcher Cicerone die Stellen aufgefunden hatte, welche, heftig mit einem anderen Stein angeſchlagen, einen metalliſch hellen Klang von ſich gaben. Das akuſtiſche Phänomen gewährte keinen Erſatz für die anſtrengende Expedition. Die chineſiſchen Bootsmädchen, die nur eine Alte zurückgelaſſen und uns in das Innere des Landes begleitet hatten, ſchienen uns die Verſtimmung anzumerken. Sie entwickelten alle Künſte der Circe, um uns zu tröſten, und wir waren ſchließlich zu handgreiflichen Zurechtweiſungen gezwungen, da die Grazien im felſenfeſten Vertrauen auf ihre Reize auf eine läſtige Weiſe zudringlich wurden. Während der Rückfahrt hatten wir bei der tiefen Windſtille Gelegenheit, den Reichthum dieſer ſpiegelglatten Meerestiefe an Fiſchen zu beobachten. Sehr viel ſoll der Eifer dazu beitragen, mit dem die Chineſen den gefräßigen Hayfiſchen nachſtellen, die, keine Koſtverächter, Alles verſchlingen, was ihnen zu nahe kommt, den elenden Stint ſo gut, wie den über Bord fallenden kleinen Chineſen mit dem Rettungstönnchen auf dem Rücken. Bei der Koſtſpieligkeit der Hayfiſchfloſſen, als eines der feinſten Leckerbiſſen, iſt der Fang dieſer Raubthiere ſehr lohnend und trägt viel zur Schonung der Fiſchzucht bei, obgleich die Hayfiſche in den Gewäſſern von Hongkong und Macao noch immer ſo zahlreich ſind, daß alle Landsleute mich

dringend warnten, in offener See, sei es am Strande, sei es neben dem Boote, zu baden. Heute kam uns keines der Ungeheuer zu Gesicht, die Bewohner der Tiefe führten nur den gewöhnlichen kleinen Krieg um die Existenz, sie blieben von den Anfechtungen des Meertyrannen verschont, der sie bei seinem Heißhunger maaßweise verschlingt.

Die Ermittelung einer passenden Schiffsgelegenheit zur Fortsetzung meiner Reise forderte meine Rückkehr nach Hongkong. Am 13. Mai Mittags 12 Uhr machte ich mich auf den Weg und erreichte nach einer herrlichen, vom Monsoon beflügelten Fahrt schon um 4 Uhr den Ort meiner Bestimmung. Unterwegs hatte ich mich sehr gut unterhalten. So klein der amerikanische Dampfer war, so groß war sein Capitän. Nach den angestellten athletischen Proben schien er persönlich der Maschine seines winzigen Schiffes noch um anderthalb bis zwei Pferdekräfte überlegen zu sein. Ich habe weder vorher noch nachher einen riesigeren Mann gesehen; auf dem Verdeck lag nichts, das er nicht aufzuheben oder doch in Bewegung zu setzen vermochte. Nach den stillen Tagen in Macao überraschte mich das Leben auf der Rhede von Hongkong. Wir sind in einem dichten Walde von Schiffsmasten vor Anker gegangen, und ich selber habe wieder in dem Kreise der liebenswürdigen Familie Wiese (Siemssen und Comp.) gastliche Aufnahme gefunden. Die Neuigkeit des Tages war die eben von Kanton eingetroffene Nachricht: die neuerbaute englische Kirche sei eingestürzt. Freudiger überrascht wurde das Publikum der Abendbörse durch die Ankunft eines dänischen Pinkschiffes, das schon vor 108 Tagen von Java ausgelaufen und auf Grund seines langen Ausbleibens seit vier Wochen in

Dänemark als „todt“ gemeldet worden war. Nach dem Seemannsausdruck hatte das Schiff durch seine Zeiteinbuße eine Menge Geld „zurückgefahren“.

In Gemeinschaft mit Herrn von Radowitz, den gleichfalls Geschäfte nach Hongkong geführt, wurde am 14. Mai bei regnerischem, aber angenehmem Wetter eine große Tour um die Stadt veranstaltet. Das bunte Treiben vor dem stattlichen Tempel am Marktplatz fesselte uns fast eine Stunde, dann wurden einige bedeutende Anhöhen der Umgebung Hongkong's erklettert und die Umrisse der hohen Gebirge des benachbarten Festlandes Cowloon flüchtig zu Papier gebracht. Wir behielten noch Zeit übrig, einen Kunstgenossen in seinem Atelier zu besuchen. Den Meister selber fanden wir nicht nach gewohnter Weise im ersten Stockwerk. Die Räumlichkeit mochte ihm zu dunkel sein; er hatte nur die Eleven darin untergebracht. Die Leistungen der Jungen sowohl wie ihres Principals erhoben sich nicht über den Standpunkt der Anstreicherei. Etwas besser sah es in zwei Ateliers aus, die ich am folgenden Tage heimsuchte. Der Kunstzweig jedes Malers wurde durch große Aushängeschilder angezeigt.

Die Kundschaft der beiden Herren beschränkte sich wohl nur auf eingewanderte Kunstfreunde, denn die Inschriften waren im Pidjen Englisch abgefaßt. Herr Ye Chung war „Landschaftsmaler und Porträt“ (Landscap painter and portrait), Herr Wo Hang „Landschaftsmaler und Schiff“ (Landscap painter and ship from Canton). Letzterer war sehr stark beschäftigt. Zur Erinnerung an ihre Reise bringen alle Schiffscapitäne gern ein in China verfertigtes Bild ihres Fahrzeuges nach Europa zurück, in

dem Laden des Herrn Wo Hang war also eine Anzahl von Seestücken bis auf das Schiffsporträt selber vorbereitet. Ich unterschied zwei Klassen von Hintergründen: eine stille See und ein vom Teifun bewegtes Meer, beide wie durch die Schablone gemalt. Je nach der Bestellung des Kunden wird das Schiff desselben mit ungeheuerlich großer Flagge hineingemalt. Gewöhnlich lassen die Schiffscapitäne beide Sorten anfertigen. Wo Hang war eifrig beschäftigt und behandelte mich, nachdem er sich vergewissert, daß ich keinen Auftrag für ihn hätte, wenn auch höflich, doch etwas geringschätzig. Er lächelte verächtlich, als ich ihn auf die unbehilfliche Art der Chinesen: den Pinsel in der Faust und nicht mit dem Daumen und Zeigefinger zu halten, aufmerksam machte, und belehrte mich, sich pathetisch aufsteifend, daß dies die einzig richtige Methode sei, Gemälde „numbel one“ (Nr. 1) zu vollenden.

Bei Herrn Ye Chung gerieth ich mitten in eine Sitzung. Ein deutscher Schiffscapitän hatte sich bei ihm malen lassen und das Porträt näherte sich seiner Vollendung. Der würdige Seemann gedachte das Bild seiner Frau zu senden und erkundigte sich, wie ich damit zufrieden sei. Es wäre ein Frevel gewesen, dem Landsmanne zu verschweigen, daß die Aehnlichkeit noch Manches zu wünschen übrig lasse. Wunderſamer Weise schien mein Urtheil den Auftraggeber eher zu befriedigen, als zu betrüben. Er setzte mir auseinander, wie es durchaus nicht darauf ankomme, daß seine Frau ihn gleich im ersten Moment wieder erkenne; es läge ihm alles daran, sie zu — überraschen; die Freude sei desto größer, wenn die Aehnlichkeit erst allmälig herausgefunden würde! Die weitere Debatte über diesen neuen künstlerischen

Standpunkt und ſeine Logik ſchien mir überflüſſig. Der gute Landsmann war mit der Malerei Ye Chungs ſo zufrieden, daß er ihn bewogen hatte, auch die Ehegattin — nach mündlicher Beſchreibung zu malen. Mein Freund, Profeſſor Richter in Berlin, braucht vor der Concurrenz nicht zu zittern. In Betreff des männlichen Porträts hatte ſich Ye Chung leidlich der europäiſchen Geſichtsbildung bequemt, wiewohl in der Haltung des Kopfes und Körpers das ſteifleinene Chineſenthum durchblickte; in dem Conterfei des Ehegeſponſes war ihm die Nationalphantaſie mit dem Pinſel durchgegangen. Madame mußte von Jedermann für eine echte Chineſin gehalten werden. Das Porträt war im Ganzen fertig, nur die Augen fehlten noch. Der Ehegatte konnte ſich ihrer Farbe nicht erinnern und zögerte deshalb mit der Anweiſung; es gewährte ihm einigen Troſt, daß ſeine Gemahlin über die Farbe ſeiner Augen nicht beſſer unterrichtet ſein werde. Wir verließen das Atelier zu gleicher Zeit und ich begleitete den Capitän zu einem benachbarten Schuhmacher, der nach einem vorgelegten Muſter für ihn ein Paar neue ſchwarze Lackſtiefel angefertigt hatte. Der Koſtenpreis betrug achtzehn Dollars. Ob die Arbeit dieſem hohen Preiſe entſprach, wage ich nicht zu entſcheiden; der Lack des Leders ließ aber Alles hinter ſich, was Europa in dieſer Hinſicht zu liefern vermag. Man weiß, wie weit China und Japan uns in der Lackfabrikation überlegen ſind, aber erſt an Ort und Stelle lernt man die Bedeutung dieſes zierlichen Deckſtoffes für die Ornamentik kennen. Es iſt ein Irrthum, wenn man glaubt, daß der Chineſe ſich zum häuslichen Gebrauch des Porzellans bedient. Teller und Taſſen, Schüſſeln und Trinkgefäße werden aus Holz

angefertigt und lackirt. Der Lack ist so dauerhaft, daß er sogar unter der Siedehitze nicht leidet. In China wird Alles lackirt. Hat ein Handwerker von einigem Wohlstande es so weit gebracht, in seiner Wohnung, statt des gewöhnlichen Fußbodens von Lehm oder Bambusscheitern, einen Brettereſtrich zu erschwingen, das Ideal seines Comforts, so überzieht er ihn sogleich mit dem köstlichen Lack. Die Thüren, die Wände und Decken stehen damit überall im Einklange.

Nach längerem Aufenthalte in Kanton, Hongkong und Macao bin ich dahinter gekommen, daß auch der Chineſe gewisse immer wiederkehrende Namen im nationalen Namenslexikon zählt. Bei uns heißen sie Schmidt, Lehmann, Müller und Schulze; in China Ahoy und Sing Ping. Ich glaube bemerkt zu haben, daß Beide sich vorzugsweise gern, wenn auch nur nebenbei, mit dem Branntweinverkauf beschäftigen. Oft las ich auf Schildern: Ahoy, Bootmaker and brandy, Sing Ping, Taylor and spirits. Auf unseren Fußtouren machen wir oft die seltsamsten Entdeckungen. So fanden wir einen Berliner, Herrn Ladendorff, als Vorsteher eines Instituts für Besserung elternloser und verwahrloster Kinder. Der Menschenfreund hatte dasselbe schon vor Jahren gestiftet und manche glückliche Erfolge erreicht.

Wir warten auf Sr. Maj. Schiff die Gazelle, und unsere Geduld wird stark in Anspruch genommen. Im Leben der großen Handelsherren beruht ein hochwichtiges Moment in der richtigen Ankunft ihrer Schiffe. Gegen Sonnenuntergang findet man daher stets einige von ihnen auf Höhepunkten an der Küste. So erwartete Herr Wiese am 17. Mai ein mit Reis beladenes Schiff aus Bangkok.

Falls das Schiff an dem contractlich bestimmten Datum nach Sonnenuntergang ankam, brauchte der chinesische Abnehmer für die Ladung 12,000 Dollars weniger zu entrichten; mein gütiger. Wirth hatte daher gerechte Ursache, nach seiner Dschunke scharf auszuschauen. Wir stiegen schon um 5 Uhr Nachmittags, mit Fernröhren bewaffnet, die Höhe hinan und musterten eifrig den Horizont, aber die Sonne sank, die Dunkelheit brach herein und das Schiff blieb aus. Erst zwischen neun und zehn Uhr verkündete es durch Leuchtfeuer seine Annäherung: 12,000 Dollars waren eingebüßt. Herr Wiese ertrug den Verlust mit so guter Manier, wie nach der Erzählung des Ritters Hans von Schweinichen der Millionär Fugger in Augsburg den Verlust eines Schiffes aus venetianischem Glase, das, zum Tafelaufsatz bestimmt, beim Hereintragen von einem ungeschickten Diener zu Boden geworfen wurde.

Das Wetter ist, da der Passatwind (Monsoon) gegenwärtig seine Richtung (von Nordost nach Südwest) wechselt, sehr stürmisch; in Macao ist nach den letzten Meldungen der Sturmwind sogar schon in einen förmlichen Teifun ausgeartet. Die Hitze nimmt zu und die Ankunft des ersten, nach einer Seefahrt von fünf Monaten aus New-York anlangenden Eisschiffes wird von der europäischen Bevölkerung mit Entzücken begrüßt. Es wurden für die laufende Saison noch zwei andere erwartet, allein später erfuhr ich, daß Beide von dem südstaatlichen Kaper Alabama mit Beschlag belegt und in den Grund gebohrt worden seien. Die Flagge des Schiffes wehte vom halben Mast herab. Der Capitän war vor drei Tagen von einem der Matrosen erstochen worden. Auf Befehl des Steuermanns hatte die Mann-

ſchaft den Mörder in Eiſen gelegt, der Leichnam des Capitäns war zur Erhärtung des Thatbeſtandes in der Cajüte eingeſchloſſen geblieben; man wird ſich den Zuſtand der Leiche ausmalen können. Der Mörder wurde der Gerechtigkeit übergeben, allein die Engländer hielten ſich nicht für competent; ſie beſchloſſen, den Verbrecher mit dem nächſtanlangenden Schiffe wohlverwahrt in ſeine Heimath zurückzuſchicken und den Nordamerikanern das Criminalverfahren anheimzuſtellen.

Die Vorkehrungen, welche gegen die demnächſt zu erwartenden Teifune getroffen werden, ſind geeignet, dem Unbefangenen Beſorgniſſe einzuflößen. Die Unterſchiede in den beiderſeitigen Weltanſchauungen treten deutlich hervor. Die Europäer machen Alles niet- und nagelfeſt, die Flaggenſtangen auf den Conſulatsgebäuden werden abgenommen, die Dachlucken hermetiſch verſchloſſen, und die Läden aller leerſtehenden Zimmer feſt zugemacht; die Chineſen eilen in ihren Tempel, verbrennen Opferpapier, werfen Feuerwerk in die See und beſuchen die Gräber ihrer Vorfahren! Die Eigenthümer großer Gebäude ſorgen dafür, dem gefürchteten Wirbelwinde ſo wenig Widerſtand wie möglich entgegenzuſetzen. Die Chineſen halten in ſolchen Fällen für wirkſamer, einige bemalte Talglichte mit vielen Verbeugungen vor dem Götzen anzuzünden, ein Bündel brennender Opferſtäbchen (Joss sticks) in ein Sandgefäß zu ſtecken, und eine Portion Reis und Schweinebraten nebſt dazu gehöriger Viſitenkarte auf die Grabſtätten der Ahnen zu legen. Sind ſie bei Kaſſe, ſo werden noch einige Dutzend Schwärmer vor dem Tempel abgebrannt.

Meine Handelskenntniſſe werden nebenbei bereichert; von

dieſen unaufhörlichen Unterhaltungen über Opium, Seide und Thee bleibt doch immer etwas ſitzen. Die Bildung meiner Zunge für die Unterſcheidung der Sorten des Nationalgetränks macht Fortſchritte, doch bin ich noch weit von der Ergründung der letzten Geheimniſſe entfernt. Von welchem Gewicht für das Geſchäft die Feinheit der Zunge iſt, erhellt daraus, daß ein Theekoſter erſter Qualität ein Jahrgehalt von 1000 Pfd. Sterling nebſt freier Wohnung und Station erhält. In dieſer Geldwelt, unter dieſen Großhändlern, die nach Anhäufung von vielen Millionen, die ihnen den Genuß aller geiſtigen Güter der civiliſirten Heimath ſichern würden, doch in dem bösartigen Klima aushalten, um, wie ſie ſagen, nun noch einige Jahre lediglich „für die Ehre des Hauſes" zu arbeiten, überfällt mich nicht ſelten ein unphiloſophiſcher und unkünſtleriſcher Kleinmuth. Bei derartigen Gemüthszuſtänden flüchte ich in die Geſellſchaft der Frauen; den Hauch der Poeſie wiſſen ſie in ihrem Geſpräch länger zu erhalten, als die Männer. Ich bin ſchon zufrieden, den Poſten eines Vorleſers bekleiden zu können, und ſo dem Thee und Opium zu entgehen.

VII.

Fliegende Ameisen. Meuterei und Blattern. Die Piratenstraße Zopftoilette und Zopfspiel. Die Barbiere und ihre Kosmetik. Verkrüppelte Füße. Der Fächer. Verfehlte Sprach- und Schreibstudien. Das Drachenfest. Todesgedanken und Unruhen.

In der Annahme des längeren Ausbleibens der Gazelle mache ich mich auf einen mehrwöchentlichen Aufenthalt in Hongkong gefaßt und treffe danach meine Vorkehrungen. Die Arbeit im Freien wird nur zu meinem gerechten Kummer durch das Klima des unglücklich gelegenen Ortes erschwert. Die Seebrise ist durch die Bergwand im Rücken der Stadt abgesperrt, und die Hitze mahnt mich oft genug an die Temperatur von Calcutta und Bangkok. Meine Achtung vor den asiatischen Insecten steigt mit jedem Tage; die Vielseitigkeit dieses Geschlechtes, höher organisirten Wesen Leiden zu bereiten, ist unerschöpflich. In meiner Häuslichkeit habe ich bei der Ordnung und Reinlichkeit einer annähernd europäisch organisirten Wirthschaft über das Ungeziefer keine Klagen zu führen, denn selbst die Cockroaches zeigen sich nur einzeln, als Versprengte; die letzten regnerischen Tage haben uns eine neue Plage gebracht. Die Ameisen befinden sich in ihrem Umwandlungsprozeß, und

durch alle Fenster dringen dichte Wolken der jetzt geflügelten Insecten. Zwar plagen sie uns nicht mit Stacheln, aber auch ihre unbewaffnete Zudringlichkeit ist unerträglich. Sie bestehen hartnäckig auf ihrem Niederlassungsrecht im menschlichen Gesicht und sind, da sie sich in ihren gegenwärtigen geselligen Neigungen immer paarweise ansiedeln, schlechterdings nicht zu vertreiben. Es bleibt zuletzt nichts übrig, als sich durch ein Selbstmaulschellirungs-Verfahren ihrer zu entledigen.

Die Unsicherheit der hiesigen Zustände wird mir täglich zu Gemüthe geführt; ungeachtet der englischen Gerichtshöfe fühlt man das Walten des Faustrechts heraus. So kamen am 19. Mai allein zwei Prozesse wegen Meuterei auf Schiffen europäischer Rheder vor. Auf dem ersten hatten die Matrosen und der Steuermann dem Capitain mit Gift nachgestellt, auf dem zweiten war der Steuermann von der chinesischen Mannschaft in's Wasser geworfen worden. Fälle von See- und Straßenraub stehen in Hongkong auf der Tagesordnung. Um dergleichen Verbrechen möglichst zu verhindern, ist den Chinesen verboten, sich in dem europäischen Stadtviertel nach acht Uhr Abends und vor Sonnenaufgang in den Straßen sehen zu lassen. Nur mit gut beleumundeten Personen wird eine Ausnahme gemacht, doch sind auch sie verpflichtet, ihre Legitimation bei sich zu tragen.

Fast kein Schiff kommt in unseren Hafen, das nicht irgend eine Unannehmlichkeit an Bord mitbrächte. Am 25. Mai traf der „Prinz Regent" aus Stettin ein. Der Steuermann und ein Matrose hatten sich auf der Ueberfahrt mit dem Capitän verueinigt und ihm die Arbeit gekündigt.

Sie treten alsdann in die Kategorie der Passagiere, büßen hren Gehalt ein und haben später die genossene Verpflegung us eigener Tasche zu bezahlen; liegt keine Meuterei vor, o sind sie weiter nicht straffällig. Ein Hamburger Dreimaster brachte am nächsten Tage die Pockenepidemie mit nd wurde daher sogleich im Quarantainehafen abgesperrt. An statistischen Berechnungen fehlt es, aber nach den von Blatternarben zerrissenen Gesichtern, die mir in den chinesischen Städten begegnet sind, muß die Krankheit im himmlischen Reiche furchtbar grassiren. Unsere Besorgnisse steigen, a das eben von Singapore anlangende Dampfschiff die Nachricht bringt, der nächste französische Postdampfer habe ine Menge Pockenkranker an Bord. Der am 25. Mai gefeierte Geburtstag der Königin Victoria konnte in diesen Calamitäten als eine erfreuliche Episode angesehen werden. Abends fünf Uhr fand eine Parade statt, auf der eben so ifrig kanonirt, wie musicirt wurde. Von den beiden Musikbanden blies die der Seapoys noch am besten, während as Gebläse der Engländer unter aller Kritik war. In en Musikcorps der Truppen in Indien und China habe h als Directoren noch überall Deutsche wiedererkannt.

Mein Lieblingsausflug in Hongkong ist ungeachtet aller Warnungen nach der Piratenstraße gerichtet. Sie verdankt ieſen wenig einladenden Namen einigen Mordthaten und ielen Raubanfällen, die sich ihre Bevölkerung hat zu Schulen kommen lassen. Die Piratenstraße zieht sich die Höhe inab und mündet hart am Meeresstrande, so daß man von ier aus einen ziemlich vollständigen Ueberblick genießt. Ich fleg: mir daher bei der Reichhaltigkeit des malerischen Naterials hier unter meinem Malerschirm regelmäßig ein

fliegendes Atelier einzurichten, und habe keine Urſache, mich über die Chineſen zu beklagen. So oft ich unter ihnen gearbeitet habe, niemals iſt mir etwas Unangenehmes begegnet. Zuweilen rückte ich ſogar weiter in die Straße hinauf und gerieth dann unmittelbar in das wirthſchaftliche Treiben der Einwohner, ohne von ihnen behelligt zu werden. Für höfliches Betragen iſt der Chineſe überaus empfänglich; ich befleißigte mich daher immer der größten Zuvorkommenheit und habe reichliche Früchte geerntet. Oft war ich Augenzeuge ihrer Toilette.

Die Appretur der Zöpfe hat mich häufig Stunden lang beſchäftigt. So viel ich zu ermitteln vermochte, datirt die Sitte, dieſen eigenthümlichen Kopfſchmuck zu tragen, erſt aus der zweiten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts; heute iſt der Zopf das unentbehrliche Abzeichen jedes unbeſcholtenen Chineſen. Schon von den zarteſten Kinderjahren an wird der auf dem Wirbel wachſende Haarſchopf ſorgfältig gepflegt, während man den ganzen übrigen Kopf ſpiegelglatt raſirt. Unter der guten Cultur gedeiht der angehende Zopf prächtig und reicht in den Jünglingsjahren bis in die Kniekehlen, ja zuweilen bis auf die Waden. Der Chineſe mag noch ſo arm ſein, ſeinen Zopf wird er niemals vernachläſſigen. Reichen ſeine Mittel nicht zur glänzenden Ausſchmückung hin, ſo ſucht er wenigſtens durch Verlängerung und Vergrößerung ſeines Umfangs des Zopfes Anſehen zu erhöhen. Er flicht auf der Straße gefundene Tauenden, Bindfäden und Strohſeile hinein, und weiß ihm trotz dieſer elenden Zuthaten ein leidliches Exterieur zu geben. Der Dandy widmet einen weit beträchtlicheren Theil ſeines Lebens der Pflege des Zopfes, als ſeine euro-

päischen Gesinnungsgenossen der Cultur des Haupthaares, des Backen- und Schnurrbarts. Das radikale Umflechten des Zopfes zum Behufe seiner Galagarnitur kann einen ganzen Vormittag beanspruchen; es ist weit leichter, eine Damenfrisur zum Balle in Ordnung zu bringen. Der Zopf spielt denn auch eine sehr wichtige Rolle in den Manieren eines jungen Weltmannes. Der diesseitige Elegant tändelt und kokettirt mit seinem Spazierstöckchen, seinem Nasenkneifer, er zeigt seine schöne Hand, indem er sich an der Cravatte, dem Halskragen etwas zu schaffen macht; der Chinese von Ton bedient sich zur Ausübung dieser gefallsüchtigen Künste nur des Zopfes. Bald trägt er ihn wie einen Schleppsäbel unter dem linken Arm, bald wie eine Reitgerte in der Rechten, er läßt ihn in der Luft wirbeln und weiß damit fliegende Käfer und Schmetterlinge zu treffen, Hunde und Katzen werden kurzweg mit dem Zopfe gezüchtigt, und dann wieder in der gesellschaftlichen Unterhaltung die zierlichsten Spiele mit demselben getrieben. Für eine empfindsame Schöne mag es schwer sein, dieser Koketterie Widerstand zu leisten. Wäre unseren Stutzern die verführerische Gewalt des Zopfspieles bekannt; sie würden sich unfehlbar dieses chinesische Leibmöbel aneignen. Ein junger Mann von Phantasie könnte bei unserer Kleidertracht überdies noch die Frackschöße zu Hülfe nehmen, z. B. auf Bällen in Cotillontouren die eigenthümlichsten Combinationen zu Stande bringen und ähnliche malerische Effecte, wie Künstler im antiken Costüm durch fein berechnete Drapirung erzielen.

Gelegenheit zum Studium der höheren Zopftoilette wird mir in der Piratenstraße zwar nicht geboten, desto

häufiger bin ich Augenzeuge der üblichen Kopfrasur. Gewisse Gewerbe drücken ihren Angehörigen unter den verschiedensten Himmelsstrichen doch dasselbe Gepräge auf. Die deutschen und chinesischen Schuster gleichen einander hinsichtlich ihrer philosophischen Beschaulichkeit, und die Schneider beider Nationen entwickeln gern dieselbe cavaliermäßige Leichtigkeit des Benehmens und der Rede, auch der hiesige Barbier ist seinen europäischen Berufsgenossen nicht unähnlich. Die weite chinesische Hose, die in Ermangelung der Tragebänder nur mit einem Gürtel um den Leib befestigt wird, der lange Ueberwurf oder Kaftan und die zolldicken Filzsohlen der Fußbekleidung verhindern ihn allerdings an dem flüchtigen sprungweisen Fortschritt, der den deutschen Bartkünstler kennzeichnet, dennoch sticht er durch größere Beweglichkeit von seinen Landsleuten ab. Der chinesische Barbier schreitet rasch durch die Straßen und balancirt kokett seinen Apparat, Messer und Scheerbeutel, an den beiden Enden eines Bambusstäbchens auf der Schulter. Er darf nicht zögern, wenn er alle seine Kunden bedienen und den eigenen Lebensunterhalt gewinnen will. Sein Rasirmesser hat nur geringe Aehnlichkeit mit den unsrigen; es besteht aus einer dreieckigen Metallplatte, die sich handlich an einem hölzernen kurzen Griffe bewegt. Wie an einem Beile verdünnt sich die Schärfe nur allmälig, und bei der Dicke des Eisenstücks hält man es gar nicht für möglich, mit der verhältnißmäßig plumpen Schneide die kurzen Haarstoppeln abzusäbeln, und doch kommt der Barbier in kurzer Zeit zum Ziele. Ein Messer, das ich später in Peking einem alten Bartkratzer gleich nach vollbrachter Operation abgekauft, ist, obgleich total verrostet, noch heute so scharf, daß ich damit einen Streifen Postpapier in der

ıft zu ſchneiden vermag. Der Kunde läßt ſich auf einem
änkchen nieder, ſein Schädel wird eingeſeift und in fünf
Minuten iſt rings um die Zopfbaſis bis an die Augen-
rauen jede Haarſpur vertilgt. Der Verſchönerungsprozeß
t indeſſen damit noch nicht beendet. Mit der Glättung
nd Politur der Schädelwölbung wird die Reinigung der
Sinneswerkzeuge verbunden. Der Barbier zieht anderwei-
ge Inſtrumente hervor und ſäubert Ohren, Augen und
Naſe. Er geht ganz erbarmungslos zu Werke, in den
Ohren ſtochert er mit einem mit Wiederhaken verſehenen Spa-
el umher, die Augen und Naſe werden mit einem oben
erundeten Blechſtreifen ausgekratzt. Das Honorar für das
eſammte Verfahren beträgt nach unſerem Gelde 3 Pfennige.
Gewiß hängen die in China ſo oft vorkommenden Augen-
iden mit dieſem abſcheulichen kosmetiſchen Verfahren zu-
ammen. Die Kunden äußern nichtsdeſtoweniger damit ihre
Zufriedenheit; das Nervenſyſtem der Chineſen iſt ſtraffer
eſaitet, als das unſrige. Nach der Verſicherung europäiſcher
Aerzte haben ſie auch bei den ſchmerzhafteſten Operationen
noch nie von einem ihrer hieſigen Patienten einen Seufzer
gehört; ſelbſt die Kinder beſitzen ſo viel Selbſtüberwindung,
hren Schmerz zu verbeißen.

Bei meinen Malerſtudien gewahre ich ſo Manches, was
ür gewöhnlich den Blicken der Fremden entzogen wird. Ich
echne dahin die kleinen Krüppelfüße der Chineſinnen, die
ie höchſt ungern ohne die übliche Bandage zeigen. Als ich
n der Nachbarſchaft einer Familie, die eben ihr Frühſtück:
Fiſche, Reis, dicke Milch und Gemüſe, aus einem Dutzend
winziger Schüſſeln einnahm, meinen Schirm aufgeſpannt
hatte und eifrig zu arbeiten anhub, bemerkte ich plötzlich,

daß die Hausmutter ihre Füße aus dem engen Futteral zog, das ich kaum einen Schuh zu nennen wage, und eine kleine Wunde bepflasterte. Der verunstaltete Fuß glich einem Huf. Der Landessitte nach werden beide Füße der kleinen Mädchen im dritten oder vierten Lebensjahre mit Bandagen und Bambusscheitern förmlich geschient, bis sie diese Zwerggestalt annehmen. Es ist mir unbegreiflich, weshalb man selbst in den unteren Ständen, die doch ihr Leben lang auf ausdauernde Arbeit angewiesen sind, die Töchter auf eine Weise verstümmelt, die ihnen Bewegung und Beschäftigung über alle Maßen erschwert. Wie oft habe ich die Frauen der Gärtner an ihren Stöcken umherhumpeln oder schneckenartig auf den Knieen zwischen den Beeten hinkriechen und Unkraut ausjäten gesehen. Unter den Tartaren hat die Unsitte nicht um sich gegriffen, die Füße ihrer Frauen sind wohlgebildet und ihre Gangart ist so elastisch, wie die einer Pariserin. Aller Mühsal ungeachtet sind die Chinesinnen stolz auf diese Fußstümpfe. In der poetischen Landessprache heißt das verstümmelte Glied Küm-leen d. h. goldene Wasserlilie. Haben sich die Einwohner der Piratenstraße bei meinen häufigen Besuchen an meine Anwesenheit gewöhnt, oder finde ich Gnade vor den Augen der Damen; beide Geschlechter bedienen sich des Fächers, den der Chinese immer zur Hand hat, in der zwanglosesten Weise. Wir pflegen nur die Gesichter mit Hilfe dieses Instrumentes zu kühlen, hier zu Lande sucht man auch anderen Körpertheilen, die der Anstand dem öffentlichen Anblick zu entziehen gebietet, frische Luft zuzufächeln. Herren und Damen raffen zuweilen hastig ihre langen Gewänder empor, und erquicken sämmtliche

Extremitäten durch ein lindes Fächerspiel, das, wie ich nicht leugnen will, hinsichtlich seiner verführerischen Anmuth mit dem der schönen Italienerinnen keinen Vergleich aushält.

Zuweilen arbeite ich auf dem Verdeck der Schiffe. So begab ich mich in den letzten Tagen des Mai an Bord eines englischen Dreimasters, der auf hoher See unlängst ein Abenteuer mit Piraten zu bestehen hatte. Es war ihnen gelungen, sich nach Einbruch der Dunkelheit so lautlos zu nähern, daß die Mannschaft von ihren vier Kanonen keinen Gebrauch mehr machen konnte, sondern froh sein mußte, sich gegen die von allen Seiten das Verdeck ersteigenden Seeräuber ihrer Haut zu wehren. An der Kajüte entspann sich ein Handgemenge, in dem der Capitän und sechs Matrosen um's Leben kamen; von den Chinesen wurden fünfundzwanzig erstochen oder erschossen. Sobald die Piraten 2000 Dollars und mehrere Opiumkisten bei Seite gebracht hatten, suchten sie eilig das Weite und verschwanden im Dunkel der Nacht, wiewohl man mit Kanonen hinterdrein feuerte. Die Ordnung an Bord kann ich nicht rühmen. Ueber mir im Mastkorbe wurde gearbeitet, und hätten die beiden Spieren, welche von oben herabstürzten, statt der Hutkrämpe meinen Schädel getroffen; ich hätte den Landsleuten vielleicht Gelegenheit zu einem feierlichen Leichenbegängniß gegeben. Auf einem anderen englischen Schiffe wohnte ich der Verladung einer kostbaren Theesendung bei. Die erste grüne Theeernte ist jetzt vorüber und man stellt den Versuch an, die neuen Sorten zum ersten Male mit einem Dampfer nach Europa zu schicken. Früher bediente man

ſich dazu ſchnell ſegelnder Klipper; der Schraubendampfer faßt tauſend Schiffstonnen, und die Fracht für jede Tonne beträgt zwölf Pfd. Sterling. Dennoch hofft der Speculant, indem er allen Concurrenten auf dem Londoner Markt mit ſeinen Thee's den Rang abläuft, einen erklecklichen Gewinn in die Taſche zu ſtecken.

Laut Zeitungsberichten war die Gazelle am 2. März in Rio Janeiro angelangt, ich werde mich alſo wohl noch mehrere Wochen gedulden müſſen. In den Mittagſtunden ſteht die Sonne gegenwärtig direct über unſeren Scheiteln, und ſelbſt im tiefſten Schatten findet man keinen Schutz vor der glühenden Hitze. Mit meiner in Bangkok wankend gewordenen Geſundheit geht es raſch bergab. Alle Eßluſt iſt verloren gegangen, ich ſitze halbe Tage lang im Winkel und ſtarre gedankenlos vor mich hin, ein eiſerner Gürtel umſpannt meine Stirn, und in den Ohren brüllt es wie Geheul eines Orkanes. Zur Arbeit reichen meine Kräfte kaum noch hin, ſelbſt meine abendlichen Bleiſtift-Notizen werden mir zur Laſt. Die einzige Erquickung gewährt mir die jetzt herangereifte Mangofrucht. Ich hatte ſie während meines bisherigen Aufenthaltes in Indien und Siam noch nicht kennen gelernt. Die Erſtlinge dieſes Jahres ſind für das Haus Siemſſen von Manila herübergeſchickt worden. In meinem Elende ſuche ich mich durch ſchüchterne Anfänge im Sprachſtudium zu zerſtreuen. Nur Bodenſtedt war ſo glücklich, in Mirza Schaffy einen eben ſo gelehrten, wie talentvoll veranlagten Lehrer zu finden; ich muß mich mit einem verrunzelten Factotum begnügen, das ſich im Pidjen Engliſch nothdürftig mit mir verſtändigen kann. Was der Sonnenbrand noch nicht an-

richtet hat, das vollenden die chinesischen Vocabeln. Um ich diese Sprache einzuprägen, muß man mit ihrer Erernung schon in den Jahren Hänschens und nicht erst in em reifen Alter der Hanse beginnen. Mein Professore richt die Wortsignaturen mit Gutturaltönen, Zisch- und Sprudellauten aus, ich suche durch peinliches Nachmalen er Kritzeleien meinem Gedächtniß diese Zeichen einzuverleiben, vergebens, sie bleiben nicht haften, ich bin weder im Stande, sie richtig nachzusprechen, noch aus der Erinnerung orrect nachzuschreiben. Rede und Schrift sind in diesem Lande eine Wissenschaft, von der Jeder nach seinen Umgangskreisen und Hülfsmitteln einen bestimmten Theil erernt, daher die unaufhörlichen Prüfungen der Beamten, welche selbst die unserer Gerichtsassessoren weit hinter sich assen. Der Kuli vermag mit einigen hundert Worten seine ganze Gedanken- und Gefühlswelt auszudrücken. Der gebildete Mann reicht mündlich und schriftlich mit ungefähr 1000 Worten und Zeichen. Das höchste Ziel alles chinesischen Strebens ist der Besitz der Gelehrtensprache, aber nur den begabtesten Chinesen gelingt es, sich dieselbe vor zurückgelegtem fünfzigsten Lebensjahre anzueignen. Die besten Jahre des Daseins verstreichen über dieser unermeßlichen Gedächtnißarbeit, bei der alle productiven Fähigkeiten des Geistes brach liegen. Auch daraus erklärt sich die conservative Beharrlichkeit der Chinesen, die froh ist, von Generation zu Generation die literarischen Errungenschaften der Vergangenheit fortzupflanzen, aber vor jeder Neuerung und Vermehrung zurückschreckt.

Am 6. Juni kam ein Frachtdampfer der Firma Jardins u. Comp., des reichsten Hauses in Hongkong, von

Calcutta an, und brachte die erfreuliche Nachricht, die sehnlich erwartete Gazelle liege im Hafen von Singapore vor Anker. Der Dampfer hat für zwei Millionen Dollars Opium an Bord. Nur an Ort und Stelle kann man sich von der Großartigkeit des hiesigen Geschäfts eine richtige Vorstellung machen. Das Haus meines gütigen Wirthes hat jährlich 80,000 Dollars Unkosten, ehe es einen Cent verdient. Der jüngste Handlungsdiener im Comptoir, der nur zu Reinschriften der Briefe benutzt werden kann, bezieht immer noch 500 Dollars bei freier Station. Die jährlichen Unkosten des Hauses Jardins sollen sich gar auf eine halbe Million Dollars belaufen. Gedanken und Gespräche drehen sich ausschließlich um Geld und Waare.

Niemand entgeht seinem Schicksal; am 12. Juni bin ich dem Doctor in die Hände gefallen. Ich verschlucke täglich eine Dosis Pillen und spüle sie mit Kamillenthee hinab. Meine Schwäche hat so zu genommen, daß ich mich nur noch mit äußerster Mühe von einem Stuhl zum andern schleppe. Draußen ist der Himmel seit einem Monat fast immer mit einem schwärzlichen Wolkenvorhang verhüllt, und der Regen stürzt bei erstickender Hitze in Strömen herab. Meine einzige Erholung besteht nur noch darin, so oft das Wetter sich etwas erheitert, am offenen Fenster zu sitzen und auf das Amphitheater von Hügeln zu blicken, die sich zwischen dem Siemssenschen Hause und dem Pik erheben. Ueber einen dieser Hügel läuft die Straße und der bunte Menschenverkehr geräth nicht einen Augenblick in's Stocken; die majestätisch langsam vorüberreitenden Mandarinen sind die Glanzpunkte dieser Aufzüge.

Zu meinem höchſten Leidweſen beginnt am 18. Juni das Drachenfeſt, eine der höchſten ſocialen und religiöſen Feierlichkeiten der Nation. Ich hatte eine Einladung erhalten, nach Kanton zu kommen, und die Feſttage dort zu verleben, aber bei meinem traurigen Geſundheitszuſtande mußte ich auf die Herrlichkeiten der großen Stadt verzichten. Die Tendenz des Drachenfeſtes iſt die Verſöhnung des Drachens, von dem nach den Vorſtellungen des Volkes die Fruchtbarkeit der Felder, namentlich aber die Ergiebigkeit des Fiſchfanges abhängt. Zu Waſſer ſucht man den unſichtbaren Unhold durch ſogenannte Drachenböte zu verſöhnen, die, prächtig decorirt und oft mit einem halben Hundert Ruderer bemannt, längs der Küſte auf und ab abfahren und unter einer ohrenzerreißenden Muſik Feuerwerk abbrennen. Durch die Straßen der Stadt wird in der Weiſe, wie die Elephanten und Kameele in unſeren Opern, die Hülle eines aus Baumwolle, Pappe, Papier u. dergl. m. zuſammengeſtoppelten Drachen auf den Köpfen der Kulis geſchleppt. Unter Zetergeſang und Schlägen des Tamtams ſchreitet die Bevölkerung voran oder folgt dem Gebilde. Das Feſt währt mehrere Tage, doch verbietet mir mein körperliches Leiden, mich daran zu betheiligen; ich lerne jetzt die Freuden der Dyſenterie kennen. Es iſt mir kaum mehr möglich, mich durch das Zimmer zu ſchleppen. Die Anſtrengung auch der leichteſten Lectüre vermag ich nicht zu ertragen; ich vegetire in meinem Lehnſtuhl am Fenſter, aber nicht immer wirkt die Ausſicht erheiternd auf mein Gemüth. Die Sterblichkeit unter den armen Volksklaſſen iſt groß und die vorbeikommenden Leichenzüge mahnen mich an das eigene Ende. Mit zitternden Händen warf

ich die Skizze des Leichenbegängnisses eines Proletariers auf das Papier. Der Sarg war roth angestrichen und mit einem Fetzen von gleicher Farbe bedeckt. Wie der Degen auf den Ueberresten eines Soldaten, lag obenauf — eine große Schaufel. Vier Kulis trugen die Bahre, zwei Musikmacher schritten voran und spielten auf einer Pfeife und Pauke; einige Straßenkinder liefen hinterdrein. Bei Begräbnissen bemittelter Leute sind alle Leidtragenden von Kopf bis zu Fuß in weiße Gewänder vermummt, die Leiche wird von Priestern und Klageweibern begleitet, die ihre Gesichter mit großen weißen Tüchern verhüllen, Opfergaben, aus gekochtem Reis und Schweinebraten bestehend, werden nachgetragen. Auf dem Kirchhofe wird regelmäßig eine Salve von Schwärmern abgebrannt. Die Neuigkeiten, die durchschnittlich nur in Schiffernachrichten bestehen, sind gleichfalls nicht dazu angethan, das Herz eines Kranken zu erleichtern. Mein junger Reporter bringt aus dem Comptoir nur Hiobsposten zu mir herauf. Allein am 23. Juni waren zwei Schiffe auf der Rhede vor Anker gegangen, die mit schweren Unfällen zu kämpfen gehabt hatten. Der Engländer war auf ein Korallenriff gelaufen, aber mit einem Leck davongekommen, nachdem die Passagiere schon die Böte bestiegen, dem Dänen waren Piraten zu Leibe gegangen, und lediglich seiner Ueberlegenheit an Geschütz hatte er die Rettung der Mannschaft und Ladung zu verdanken gehabt. Jetzt werden wir sogar in Hongkong von Unruhen bedroht. Unter der chinesischen Bevölkerung hat sich nämlich das Gerücht verbreitet, die nordamerikanischen Freistaaten seien mit Rußland ein Bündniß gegen England eingegangen, die Kaufleute verweigern daher die Zahlung der Rechnungen

und die Kulis die Arbeit, die bedrohten Engländer werfen zum Schutz der Viktoriastadt Schanzen auf; ich versorge mich für alle Fälle mit einem Säbel, versehe meinen Revolver mit frischer Ladung und singe mit halber Stimme dazu das Motiv aus Johann von Paris:

„Welche Lust gewährt das Reisen!"

VIII.

Eine Ladung Leichen. Der erste Teifun. Gehängte Piraten. Festfeierlichkeiten der Ankunft. Eine Riesenspinne. Immer leidender. Mein Testament. Weggetrunken. Die Gazelle kommt. Die Reisdiebe. Nach Amoy.

Die Aufregung wurde rascher beschwichtigt, als ich für möglich gehalten, die Entschlossenheit der Europäer: Widerstand zu leisten, hatte das Meiste dazu beigetragen. Der Chinese ist feig und wagt nur in ungeheurer Uebermacht, wenn er des Sieges gewiß sein kann, einen Angriff. Am 25. Juni konnten wir beim Frühstück einander wieder mit vollkommener Gemüthsruhe die in China übliche, auch von uns adoptirte Frage stellen: „Wie schmeckt Ihnen der Reis?" Die Antwort pflegt von beiden Seiten nicht günstig zu lauten; Jedermann klagt über Mangel an Eßlust, Schlaflosigkeit und alle sonstigen, damit zusammenhängenden Leiden. Kommt man Abends im englischen oder deutschen Club oder in den Familien zusammen, so heißt es zuerst: „wer ist heute gestorben?" „wen haben wir morgen zu begraben?" dann werden die Briefschaften erbrochen und die Nachrichten aus dem einschlagenden Departement mitgetheilt. So eben ward aus Bangkok der Tod

des französischen Consuls gemeldet, er war den Folgen der Dysenterie erlegen. Im Hafen stirbt die Mannschaft mancher Schiffe sammt Capitän und Steuermann. Der Kirchhof in Hongkok sieht aus, als ob er schon seit einem Säculum im Gebrauch wäre, und doch datirt seine Anlage erst achtzehn Jahre zurück. Auch die Mehrzahl der Todten ist nur wenig älter, als ihre Ruhestätte.

Wer hat, dem wird gegeben! sagt das Sprichwort; so ist denn gegen Sonnenuntergang von St. Francisco in Californien ein Dreimaster mit einer Ladung chinesischer Leichen von Auswanderern eingetroffen. Der Eingeborene des himmlischen Reiches besitzt eine überschwängliche Vaterlandsliebe und erhält sie in seinem Busen, selbst wenn das Elend ihn aus der Heimath in die Ferne treibt. Ereilt ihn der Tod im Auslande, so ist von seiner Seite testamentarisch dafür gesorgt, die Ueberreste nach China zu schaffen. Die Genossenschaft der Landsleute kommt dafür auf. Durch ein einfaches Verfahren weiß man die Körper vor Verwesung zu schützen, sie werden in luftdichten Särgen fest verschlossen und in Höhlen so lange aufbewahrt, bis sich eine hinlängliche Anzahl angesammelt hat, um aus den Vermächtnissen die Gesammtkosten der Ueberschiffung zu bestreiten. Der Californier hatte 800 Särge geladen, die von Hongkong nach den verschiedenen Provinzen Chinas versandt werden sollen.

Der 26. Juni brachte uns endlich den lange erwarteten Teifun. Es war vier Uhr Nachmittags, als der Himmel plötzlich sich trübte. Sein gesättigtes Blau, das nach anhaltenden Regengüssen von ungewöhnlicher Intensität war, schien wie eine klare Flüssigkeit, in welche der Chemiker ein

Reagens träufelt, zu gerinnen; die edle Farbe, die süßeste Labung jeder empfindenden Seele, begann zu opalisiren. Der wechselnde Schimmer erlosch, aus den Höhen und Tiefen brach ein fremdartiges Dunkel herein. Noch herrschte vollkommene Windstille, aber wie von unerklärlichen Aengsten ergriffen, erhob sich der Ocean in fieberhaften Wallungen. Beklommen aufathmend, schwoll die weite Fläche zu einer bebenden Wölbung und sank dann ohnmächtig zurück. Der Horizont war ringsum durch einen fast schwarzgrünen Vorhang verdunkelt. Ich griff nach meinem Krückstock und wankte hinaus. Der Ausbruch des Unwetters ließ noch auf sich warten, aber am Hafen und in den Straßen herrschte schon ein grausenerregender Tumult. Die Schornsteine aller Dampfer rauchten, denn es wurde geheizt, um schlimmsten Falle sich durch die Maschinenkraft zu retten. Die Kauffahrer warfen alle ihre Anker aus, nahmen die Raaen ein und verkürzten die Masten. Aus der chinesischen Stadt drang das Jammergeschrei der Bevölkerung zu uns herüber. Ganz verwirrt starrte ich in die dunkle Ferne der Wasser, die wie auf Rollen geschoben, langsam heranzurücken schienen, als mit einem Donner, wie von Hundert zugleich abgefeuerten Batterien, ich einen Luftstoß erhielt, der mich gegen die Mauer und zu Boden warf. Es war der erste Athemzug des Teifun. Ich wage keine Beschreibung, so deutlich ich den furchtbaren, zugleich löwenartig ächzenden Laut noch heute höre. Meine Schwäche gestattete mir kaum, nach Hause zurückzukehren. Mehrmals stieß mich der Orkan zu Boden; er gab sich immer in einem unwiderstehlichen Anprall kund, der über See und Festland wegfegte, als sollte alle denkende

athmende und vegetirende Creatur von der Oberfläche des Planeten vertilgt und in das Nichts geweht werden. Vor der unbändigen Gewalt des Teifun zerstäubten die obersten Schichten des Oceans; ein dichtes Schneegestöber von Wasserflocken verbreitete sich über Hafen und Stadt. Erst um acht Uhr Abends verstummte der Orkan. Dank der beobachteten Vorsicht waren die Schäden und Verluste im Hafen und auf der Rhede geringer, als man erwartet; desto größere Verheerungen hatte das Naturereigniß unter den Chinesen angerichtet. Eine Menge der stets überdachten Familienböte, die nicht rechtzeitig auf den Strand gezogen worden waren, hatte gleich der erste Anprall umgestoßen und in die Tiefe versenkt, oder durch die haushohen Wogen zerschmettert. Und dennoch konnte selbst die drohende Gefahr die verblendeten Chinesen nicht davon abbringen, statt Hand an ihre Rettung zu legen, dem Drachen der Tiefe zu ihrer Rettung Opfer darzubringen. Der Besitzer eines kleines Bootes (Sampoon), welches sammt den darin Sitzenden der nächste Wellensturz zu begraben drohte, brannte mit bebenden Händen noch einen Schwärmer ab, um dann unter dem heranrollenden Wasserberge mit den Seinigen zu verschwinden. Dem Aufruhr der Elemente folgte eine ruhige Nacht, die Atmosphäre hatte sich abgekühlt; ich versank in einen todtenähnlichen Schlaf und erwachte so heiter, als es bei dem gebrochenen Zustande meiner Gesundheit möglich war. Ich hätte mich freuen können, wäre mir die frohe Aufwallung nicht sogleich wieder durch ein aus der Entfernung herüberschallendes wüstes Geschrei verkümmert worden. Es kam von den, vor meinen Fenstern liegenden Hügeln her, ich griff also zum

Fernglaſe und öffnete die Läden. Auf einer weithin ſichtbaren Höhe hatte man einen Galgen errichtet und war eben dabei, ſechs Delinquenten daran aufzuknüpfen. Frauen und Kinder derſelben ſtanden umher und gaben ihren Gatten und Vätern mit Klagegeſchrei das Geleit ins Jenſeits. Wie ich beim Tiffin von Herrn Wieſe erfuhr, war die Todesſtrafe an überwieſenen Piraten vollſtreckt worden. In der nächſten Woche ſollten ihrer ſechszehn Andere an die Reihe kommen. Mein gütiger Wirth ſah mir die phyſiſche und moraliſche Erſchütterung an, er veranſtaltete eine Waſſerpartie nach dem Feſtlande Cowloon und überredete mich, wiewohl ich faſt zuſammenbrach, einen Spaziergang im Hauche der Briſe am Strande zu verſuchen.

Es war gut, daß wir den Ausflug nicht um 24 Stunden verzögert, denn am 29. Juni zog abermals ein Teifun herauf. Doch gelang es ihm diesmal nicht gleich gut, die Stadt zu überraſchen; Hongkong hatte ſich beſſer vorgeſehen, auch die Chineſen waren einſichtig genug geweſen, ihre Böte hinreichend weit auf den Strand zu ſchleppen. Das Unwetter zog faſt um dieſelbe Stunde aus der Ferne heran, und endete gleichfalls nach vierſtündiger Dauer. Höchſt auffallend war am nächſten Tage die Abnahme der Hitze; das Thermometer ſank bis auf 20 Grad Reaumur, eine Temperatur, die uns vor Kälte ſchauern machte und die wärmſten Kleidungsſtücke anzulegen zwang. Ein Vollſchiff, das in den Frühſtunden angekommen war, hatte unter dem Teifun des geſtrigen Tages nicht im Mindeſten gelitten und ſeinen Umkreis nicht berührt. Das Glück lächelte mir; ich begegnete der glücklichen Mannſchaft, die eben ausgezahlt worden war, vor einem Branntweinsladen

und ward so Augenzeuge der Anwendung, welche die Herren Matrosen von ihren mehrmonatlichen Ersparnissen machten. Der Seemann muß den Tag seiner Ankunft durch eine Libation begrüßen, und er wählt dazu ein Getränk so unvermischt und hochgradig, als er es unter diesem betrügerischen Breitegrade erhalten kann.

Der chinesische Schankwirth ist darauf vorbereitet, er kredenzt seinen Gästen so gut, angeblich reinen Spiritus, wie Grog „halb und halb." Weniger hat er sich darauf eingerichtet, aus ganzen Dollarstücken, wie sie die Matrosen immer mitbringen, Kleingeld herauszugeben. Einmal fehlt es an geringeren Münzsorten, dann erscheint es ihm auch wünschenswerth, die Kundschaft festzuhalten. Der Trinker zahlt seinen klingenden Dollar und erhält für den nicht verzehrten Ueberschuß eine Anzahl Schnaps- oder Grogmarken. Man wird leicht errathen, daß bei der jedesmaligen Verrechnung immer neue baare Dollars aus der Tasche der Durstigen gelockt werden und die Matrosen fortwährend an den Fässern und Kannen derselben Wirthe hängen bleiben. Ist der Durst der Seefahrer vorläufig gelöscht, so regt sich ihre Schaulust. Eine Fußpromenade wäre bei den Nachwirkungen der genossenen Getränke nicht anzuempfehlen, Wagen stehen nicht zur Verfügung, die Beförderung durch einen Palankin entspricht ihrer Langsamkeit halber nicht dem seemännischen Geschmack, zudem sind alle Seefahrer von Beruf die leidenschaftlichsten Reiter; die Pferdevermiether stehen mithin stundenlang in Reserve und bringen jetzt ihre Klepper herbei. Eine Pferdeschau zu Hongkong müßte die Mitglieder jedes Vereines gegen Thierquälerei zur Verzweiflung bringen. Die besseren,

etwas reputirlicher ausſehenden Thiere werden zum Gebrauch der Offiziere aufbewahrt, der Ausſchuß iſt für die Matroſen beſtimmt. Gewöhnlich bringt der chineſiſche Stallmeiſter gleich eine Bambusleiter zum Aufſteigen mit. Iſt der Reiter bei guter Laune, ſo bedient er ſich ihrer ohne Widerſpruch, im entgegengeſetzten Falle boxt er den Stallmeiſter in den Sand, ſpringt allein in den Sattel und fällt auf der anderen Seite zu Boden. Die Reitübungen der Herren bereiten mir großes Vergnügen, ich verfolgte ſie von meinem Fenſter aus mit dem Fernglaſe und ſtelle ſie weit über die künſtlichen Scherze der Circus-Clowns, obgleich es nicht immer ohne Beſchädigungen von Mann und Roß abgeht.

Im Uebrigen gleicht der gezwungene Aufenthalt an einem ſolchen Orte dem Lager auf einer Folterbank. Das Thermometer zeigt ſehr bald wieder den herkömmlich hohen Stand, und ſelbſt der herabfallende Regen ſcheint im erſten Moment die Haut zu verbrühen. Ich leſe, um doch meiner Einbildungskraft eine Abkühlung zu verſchaffen, Beſchreibungen von Polarexpeditionen und Gletſcherfahrten; eine ſchöne Landmännin, Mad. H., mit der ich zuweilen zuſammenkomme, hat mir dieſes Mittel anempfohlen. Sie ſelber lieſt, um ihren geſunkenen Appetit zu ſchärfen, ein franzöſiſches Kochbuch, und behauptet, erhebliche Beſſerung zu ſpüren. Für anderweitige gelegentliche Zerſtreuung ſorgt der Zufall. Das Ungeziefer entwickelt in der heißen Jahreszeit eine außerordentliche Regſamkeit. Die mir neue Species fingerlanger Käfer, eine äußerſt menſchenfreundliche Inſectenſorte, macht Morgens und Abends Vorſichtsmaßregeln nothwendig. Bettſtatt und Kleider müſſen immer erſt ſorgfältig durchſucht und ausgeſchüttelt werden.

Neulich machte ich die persönliche Bekanntschaft einer handgroßen Spinne. Das liebenswürdige Geschöpf saß auf der Fensterleiste und schien in Betrachtungen über die Probleme des Spinnendaseins versunken; ich hielt es für angemessen, sie durch sanfte Berührung mit einem Halme zu ermuntern, aber o Wunder, die Kleine theilte nicht die bekannte Nervosität ihren Stammverwandten. Statt krampfhaft zusammenzufahren und spornstreichs davon zu rennen, machte sie nur einen trotzigen Ruck und stemmte sich, wie ein bissiger Hund, fest auf die haarigen Hinterbeine, als sei sie gewillt, Widerstand zu leisten. Verargt man es einem müssigen Kranken, wenn er ein Opferstäbchen hervorlangte, es anzündete und der drohenden Feindin näherte? Sie wartete indeß die Berührung mit dem glimmenden Stäbchen nicht ab, schon der brenzlichte Geruch mochte sie zur Abrüstung bewegen. Rasch machte sie Kehrt und lief auf die Veranda hinaus.

Am 5. Juli genoß ich die unbeschreibliche Freude, ein Schreiben der Meinigen vom 15. Mai aus Stettin zu erhalten. Der Brief war nach Shanghai adressirt, auf der Post aber, wo ich mich so oft nach Briefen erkundigt und meinem Namen nach bekannt war, angehalten und mir zugestellt worden. Wäre er nach dem Norden gegangen, so hätte ich ihn erst vierzehn Tage später erhalten. Die Ankunft des Schreibens traf mit der meines Doctors zusammen. Nach seiner Diagnose entwickelt sich in mir das locale Leberleiden und seine Rathschläge beschränken sich auf eine radikale Ortsveränderung. Wie unsere Berliner Doctoren in dergleichen Fällen Meran, Montreux oder Nizza, empfiehlt er mir Südaustralien; Singapore sei nicht mehr

ausreichend für eine Verbeſſerung meines leiblichen Zuſtandes. Um meine Reiſeluſt anzuregen, ſuchte er mich ſogleich zu einem kleinen Spaziergange zu bewegen, und ich hielt es für meine Schuldigkeit, ihm Gehorſam zu leiſten. Nach einigen hundert Schritten ſchwanden jedoch meine Kräfte, ich ſchleppte mich wieder nach Hauſe, kroch, denn „ſteigen" kann ich es nicht nennen, die zu meinen Zimmern führenden zwei Treppen hinauf, legte mich zu Bett und brachte eine entſetzliche Nacht zu. Mein Kopf ſchien berſten zu wollen, und von Zeit zu Zeit wurde die Folge meiner Gedanken unterbrochen. Am Morgen des 7. Juli ging es etwas beſſer, ich benutzte daher den günſtigen Augenblick, meine Aquarellen zu ordnen, einzupacken und zu verſiegeln. Nach einer kurzen Sieſta erhob ich mich von Neuem und brachte meinen letzten Willen zu Papier. Ich hatte von meinem gütigen Gönner und Freunde, Herrn Wieſe, die Vollſtreckung deſſelben erbeten und eine Anweiſung zum Ankauf von ſechs Fuß Erde auf dem Kirchhofe zu Hongkong hinzugefügt. Noch war ich mit der Abfaſſung des kläglichen Schriftſtückes beſchäftigt, als aus dem Comptoir die Nachricht anlangte, die Feindſeligkeiten zwiſchen der engliſchen Flotte und den Japaneſen hätten begonnen. Die Hiobspoſt, welche alle etwaigen weiteren Reiſepläne zu vereiteln drohte, machte auf mich keinen Eindruck mehr. Die deutſchen Freunde wollten meine Niedergeſchlagenheit nicht gelten laſſen, ſie zwangen mich zu einem Ausfluge nach Pokefoloon, auf der anderen Seite der Inſel, ich wurde in einen Palankin gepackt und einige hundert Fuß hoch über der Küſte für mehrere Stunden an einer Stelle ausgeſetzt, wo erfahrungsmäßig ein friſcher

Luftzug wehte. Die Aufrichtung eines Landhauſes, das hier auf Koſten eines japaniſchen Großen zuſammengeſetzt wurde, zerſtreute mich einigermaßen. Die Bauhölzer nebſt allem Zubehör waren fertig zugehauen von Japan herübergeſchafft worden, und die Arbeit der Handwerker war ſo weit vorgerückt, daß die Villa in den nächſten Wochen bezogen werden konnte. Als wollte mir das Glück wieder lächeln, traf am nächſten Morgen ein Brief aus Macao ein, in dem der preußiſche General-Conſul auf meine früher abgeſandte Zuſchrift antwortete: „ich möge mich nur noch wenige Tage bis zur Ankunft der Gazelle gedulden, die Corvette befinde ſich längſt auf hoher See und ſei beordert, nach kurzem Aufenthalt in Hongkong nach Japan aufzubrechen. Gegen Abend ließ ich mich bewegen, wenn auch nur als Zuſchauer, nicht als Mitkämpfer, einem Diner beizuwohnen, das Herr Wieſe als Rheder ſieben Schiffs-Capitänen gab, die mit eben ſo vielen Schiffen in den nächſten Tagen nach Europa in See ſtehen ſollten. Statt einer ausführlichen Beſchreibung des luculliſchen Abſchiedsmahles vermerke ich nur den techniſchen Geſchäftsausdruck für jede derartige Ceremonie. Die Capitäne werden „weggetrunken", ſagt man in Hongkong. Die Unterhaltung bei Tiſch drehte ſich nur um Schiffbrüche und hitzige Getränke. Beachtenswerth war noch eine andere techniſche Formel. Kein Capitän ſagte: ich führe Porter, Ale u. dgl. m. an Bord, ſondern: ich fahre Cognac, Claret, Arrak u. ſ. w. Während der Mahlzeit wurde von einem chineſiſchen Hundebändiger ein hübſcher, aus Manila gebürtiger Köter in den Speiſeſaal gebracht und zum Verkauf ausgeboten. Der Beſitzer forderte den unverſchämten Preis von 15 Dollars,

ließ ihn aber für den dritten Theil meinem Tischnachbar, da ich ihn versicherte, für eine so hohe Summe bei den schlechten Zeiten selber bellen und beißen zu wollen. Die schnöde Bemerkung wurde von der Gesellschaft als ein Symptom wiederkehrender Lebensluft aufgefaßt, man füllte die Humpen mit Champagner und Brandy, brachte stürmisch meine Gesundheit aus, und das vierbeinige Manila stimmte, entsetzt über die Löwenstimmen der Seefahrer, mit ein. Das Galadiner endete um Mitternacht; ich hatte mich drei Stunden früher in meine Apartements zurückgezogen.

Am 10. Juli war die ersehnte Gazelle in Sicht, am Nachmittage warf sie Anker. Der Termin meiner Erlösung aus dieser Bratpfanne rückt heran. Herr Baron von Bothwell, der Capitän der Corvette, ein höchst angenehmer Mann und Erbe eines historischen Namens, dinirte mit uns; am 11. Juli machte ich ihm und seinen Offizieren um 11 Uhr Vormittags meine Aufwartung. Die damit verbundenen Anstrengungen wurden mir aber unsäglich schwer, die Corvette ankert etwas hoch auf der Rhede, die Sonne brannte gleich einem weißglühenden Eisen, meine gesunkenen Kräfte reichten kaum aus, die Schiffstreppe zu erklettern; ich war froh, ohne Sonnenstich davon gekommen zu sein. Sogleich entspann sich zwischen unserer großen Firma und dem Offiziercorps der Gazelle ein artiger Verkehr, Visiten wurden abgestattet, und schon am 12. Juli um fünf Uhr gab Herr Wiese der Capitän in Gesellschaft von fünf Seeoffizieren und vier Cadetten ein solennes Diner, das sich bis 11 Uhr ausdehnte. Wahrscheinlich fühlten sich die chinesischen Räuber

rch den Lärm ermuntert, man fand wenigſtens am an-
ren Morgen den Reisſpeicher des Hauſes erbrochen, den
rt ſtationirten Wächter geknebelt und, mit einem Haufen
eisſäcke bedeckt, dem Tode nahe; ſeinen Mund hatten die
churken mit Baumwolle verſtopft. Sie ſollten ſich ihrer
eute nicht freuen, noch am Vormittage gelang es durch
ngebereien, die Schuldigen zu ermitteln und in Haft zu
ingen. Einer fürchterlichen Tracht Prügel dürfen ſie ſich
indeſtens getröſten. Der Ankunft des Herrn General-
onſuls von Macao ſehen wir mit jeder Stunde entgegen,
) bitte für alle möglichen Fälle Herrn Wieſe, meine
quarellen — ich habe es beinahe bis zu anderthalb Hun-
rt gebracht, — unter ſeiner Obhut zu behalten, und er-
che ihn im Scherze, nach meinem Ableben die Trauerzeit
ıch chineſiſcher Sitte durchzumachen, d. h. das Zopfende
it rothem, blauem, grauem und weißem Bande, je nach
r Dauer der Trauer zu durchflechten. Wirklich trafen
e Herren von Rehfues und Radowitz am 14. Juli
n und gingen ohne Weiteres an Bord der Gazelle. Ich
hme auf, obgleich aus dem projectirten Seitenausfluge
ıch Formoſa neueren Beſtimmungen zu Folge nichts wird.
ur erſten Station iſt Amoy beſtimmt. Die Herren
)iplomaten waren in unſerem Hauſe noch zu Gaſt, aber
hon am 14. Juli früh vier Uhr wurde ich aus dem
chlafe geſchreckt, Herr von Bothwell hatte ein Boot von
r Rhede geſchickt, mich abzuholen. Ueber Hals und Kopf
ackte ich meine Effecten in die Koffer, eine Menge chine-
ſcher Quincaillerien, die beſtimmt waren, im Hauſe zu-
ückzubleiben, in eine Holzkiſte, und fuhr athemlos von der
)aſt der Arbeit an Bord. Die Abreiſe verzögerte ſich

jedoch, ich kehrte in Gesellschaft der Herren nochmals ans Land zurück, wohnte dem Abschiedsthee des Herrn Wiese bei, und erst am 15. Juli, um 9 Uhr Morgens, wurden die Anker gelichtet. Ein chinesischer Lootse steuerte uns glücklich durch die bedenkliche nördliche Passage Lemoon.

An das Leben auf einem Kriegsschiffe muß der Civilreisende sich erst gewöhnen. Der eigentliche Zweck aller Räumlichkeiten besteht darin, so rasch als thunlich zum Gefecht klar gemacht werden zu können; das Nachtlager kann daher nur in einer Hängematte bestehen. Herr von Rehfues und Baron Bothwell campiren in der Hauptkajüte, Herr von Radowitz und ich in der Vorkajüte. Meine Hängematte schwankt über einem eisernen schweren Geschütz, wenn ich nicht irre, einem Vierundsechszigpfünder, die Stückpforte steht offen, und der Nachtwind treibt sein loses Spiel mit meinen Haaren, doch murre ich nicht gegen die Vorsehung. Ich preise mich schon glücklich, wenn es mir gelungen ist, den Steuerbord meiner Hängematte erstiegen zu haben, ohne über den Backbord hinauszufallen. Um 4 Uhr Morgens wird Reveille geschlagen, d. h. getrommelt und gepfiffen. Die ernsten Musikkenner rümpfen unfehlbar die Nasen, wenn ich bekenne, daß mir der regelmäßige preußische Trommelschlag wohlthut und die kleinen Pickelflöten so lieblich klingen, wie die Meyerbeerschen Flöten im schlesischen Feldlager. Meinem armen Gehör ist in Bangkok, Kanton und Macao zu viel zugemuthet worden. Ich verstehe den alten Zelter, wenn er, Spontinis „Alcidor" entflohen, vor dem Opernhause vom Zapfenstreich empfangen, freudig ausruft: „endlich Musik!" und doch habe ich ungleich Härteres erduldet.

Die Mannschaft der Gazelle beläuft sich, ohne uns drei Passagiere, auf 380 Köpfe: Offiziere, Doctoren, Cadetten, Soldaten und Matrosen. Von Dampf und günstigem Winde getrieben, hatten wir am ersten Tage eine gute Fahrt gemacht, am Abend entspann sich eine große Regsamkeit an Bord. Der Himmel war dicht umwölkt, das Wetterglas gesunken, ein Feuerregen von Blitzen fiel am Horizont, wir machten uns weislich auf einen Umschlag der Witterung gefaßt. Nach einer halben Stunde war das stattliche Schiff Sr. Maj. sturmtüchtig, und ich ging mit vollkommener Gemüthsruhe zu Bette. Die Besorgnisse waren unnöthig gewesen. Nachdem das bedrohliche Wetterleuchten bis gegen Morgen angehalten, erheiterte sich der Himmel und drehte sich der Wind nach Norden. Die Schraube der Corvette legte sich energisch ins Mittel, und mit ihrer Hülfe brachten wir es zu acht Knoten in der Stunde. Ich mache einen Rundgang auf dem schönen Schiffe und freue mich über die militärische Präcision der Manöver, die Sauberkeit des Verdecks und der Mannschaften. Die Dimensionen der Gazelle sind nicht unbedeutend, die Höhe des Mittelmastes, vom Kiel bis zur Flaggenspitze gerechnet, beträgt 192 Fuß. Sie führt 28 Geschütze an Bord, darunter mehrere von einem Kaliber, dem auch ein stärkerer Gegner weichen möchte. Die Herren Offiziere halten es mit der Strenge des Dienstes immer noch vereinbar, den Soldaten und Matrosen vierfüßige Stubenkameraden zu gönnen. Auf dem Vorderdeck fand ich noch einige 40 Affen, die größtentheils in Brasilien das Licht der Welt erblickt hatten. Anfangs war ihre Zahl weit höher gewesen, allein die lange Ueberfahrt hatten die Reihen der Südamerikaner

ſtark gelichtet, und noch jetzt mußte mancher wackere Landsmann ſich von dem theuren Reiſegefährten trennen, den er bis in die Heimath zu bringen gedachte. Seit Hongkong hatten wir unausgeſetzt hohes Land in Sicht, ließen die Inſel Formoſa zur Linken liegen und denken noch heute, 16. Juli, Amoy zu erreichen. Am Abend kam ein chineſiſcher Lootſe von ſehr intelligentem Ausſehen an Bord. Der junge Mann ſprach für einen Eingebornen verhältnißmäßig gut engliſch und bediente ſich dieſer Sprachfertigkeit, um ſeine unverſchämte Forderung von 80 Dollars den „rothborſtigen Barbaren" plauſibel zu machen. Da er bald in dem Capitän einen ihm gewachſenen Gegner erkannte, ließ er mit ſich handeln und machte ſich anheiſchig, die Gazelle für 50 Dollars in den Hafen und ſpäter aus demſelben zu lootſen. Um 9 Uhr lagen wir vor Anker, aber ſchon um 3 Uhr ging der Heidenlärm auf Deck wieder los. Die Maſchine wurde geheizt, und die Gazelle legte ſich im Binnenhafen vor Anker. Der hier domicilirende preußiſche Viceconſul kam aus der etwa noch eine halbe Stunde entfernten Stadt herüber, frühſtückte am Bord, lud uns zu Tiſche ein und wurde mit einem Salut von fünf Schüſſen verabſchiedet. Unſere Ankunft iſt ein Ereigniß; der ganze Gewerbeſtand von Amoy hat ſich auf die Beine gemacht, um uns ſeine Dienſte anzubieten, die neugierige Nobleſſe des Ortes einen Waſſercorſo nach der Gazelle arrangirt. In dieſem Hafen ſoll noch nie ein ſo großes Kriegſchiff vor Anker gegangen ſein.

IX.

Consultationen an Bord. Hundertfünfzig Ananas für einen Dollar. Die Opferdschunke. Poluſſia Mandalin. Wie ſchwitzen Sie? Wooſung und Shanghai. Der Tapferſte der Tapfern. Deſerteure.

Die europäiſchen Seefahrer im Hafen zu Amoy leiden unter den Einflüſſen der Hitze nicht weniger, als ihre Gefährten zu Hongkong. An Bord der Gazelle befinden ſich zwei Aerzte, und Beide werden von Kranken der in der Nachbarſchaft ankernden Fahrzeuge beſtürmt und um Rath gebeten. Unſer Stabsarzt zuckt mitleidig die Achſeln, wenn ich den vielgeplagten Mann mit meinen Klagen behellige, und vertröſtet mich auf die wohlthätigen Einwirkungen der Seeluft und eines milderen, d. h. kühleren Klima's, dem wir uns nähern. Die Mannſchaft der Gazelle befindet ſich, ungeachtet ihrer Schwelgereien in Südfrüchten auf der Rhede von Singapore, ganz vortrefflich. Ihr Ananasverzehr wird in dem Wirthſchaftsbuch binnen vier Wochen auf 18,000 Stück berechnet, aber ſelbſt ein haushälteriſcher Capitän kann ſeinen Matroſen dieſen körperlich zuträglichen Genuß erlauben, da für 100 bis 150 Ananas je nach der Größe nur ein Dollar bezahlt wird.

Um 3 Uhr wurde an's Land gefahren und der Arzt gebot mir, an der Partie theilzunehmen. Wir hatten immer noch beinahe eine Stunde zu rudern, ehe wir zu der hübschen, mit einem luftigen Balkon versehenen Villa des preußischen Consuls gelangten. Die jungen Herren Seeoffiziere bestiegen die Hügel der Umgebung, wir Aelteren blieben zurück und labten uns an dem von halbnackten Chinesen kredenzten Sodawasser. Die Aussicht auf einen chinesischen Strand und das rege Treiben der Bootsbewohner gewährt immer Unterhaltung. Unweit des preußischen Consulats lag eine sogenannte Opfer- (Joss) Dschunke vor Anker. Sie war auf Kosten eines reichen Chinesen aus dem kostbarsten Material angefertigt und zur Aufnahme von Opfergaben bestimmt. Jeder durfte seinem Gotte eine Gabe darbringen, auch die geringste Kleinigkeit, eine Handvoll Reis, ein Bissen Fleisch oder Fisch war zulässig, daneben lagen schwere Seiden- und Goldstoffe. Ist das Fahrzeug bis an den Rand mit Weihegeschenken gefüllt, so läßt der fromme Spender es auf die hohe See hinausrudern, und dort, ohne Mannschaft, Steuer und Ruder, ein Spiel der Wogen und Winde, weitertreiben. Eine Sühne menschlicher Vergehen, gehört es den unsichtbaren Mächten der Höhe und Tiefe. Vor einigen Jahren war ein englisches Schiff so glücklich, eine dieser Opferdschunken aufzufischen, und unversehrt nach England zu bringen, wo sie für Geld gezeigt wurde.

Um 7 Uhr wurde das Diner servirt, bei dem ich mich nur als Zuschauer betheiligte. Nach Tisch hatte der aufmerksame Wirth für eine den Offizieren neue Unterhaltung gesorgt. Unten vor der Veranda war ein Theater aufgebaut, auf dessen Bühne ungefähr dreißig Mimen eine bis

zehn Uhr Abends dauernde Vorstellung gaben. Zuerst kam eine mit haarsträubendem Pathos im alten Mandarinen-Dialekt vorgetragene Tragödie, die gewiß für jeden sinologischen Feinschmecker ein literarischer Leckerbissen gewesen wäre, an uns rothborstigen Barbaren aber spurlos vorüberging. Die Darsteller arbeiteten sich mit ihrer Declamation im Fistelton so selbstvergessen ab, daß ihnen der Schweiß in Gießbächen über die Gesichter rann und die Schminke tief durchfurchte. Dann folgte eine gymnastisch athletische Vorstellung, die uns bei der Bequemlichkeit unseres Zuschauerraumes höchlich ergötzte. Auch diesmal überzeugte ich mich abermals, daß die Chinesen, wie der Tanz an sich nicht zu ihren geselligen Vergnügungen gehört, von Tanzkunst und Ballet nicht die geringste Vorstellung haben. Einer der Athleten hatte seinen Kopf in den unteren Falten des Oberkleides verborgen, einen nachgemachten Kopf zwischen den Beinen befestigt, und ging eine Viertelstunde hindurch auf den Händen, während er mit den Füßen alle jene Bewegungen ausführte, welche wir mit den Händen verrichten, z. B. mit Eßstäbchen Speisen in den Mund der aufgesetzten Larve schob. In Europa hatte ich noch nichts Aehnliches gesehen. In einer gleich eigenthümlichen Art von Gymnastik zeichnete sich ein Anderer aus. Er schwang sich auf eine horizontal befestigte Bambusstange, befestigte seinen Zopf daran und ließ sich nun herab, indem er, daran hängend, eine Menge grotesker und dem Gesetze der Schwere scheinbar hohnsprechender Evolutionen ausführte. Das Finale bestand in der herkömmlichen Schlägerei mit Säbeln, Lanzen, Prügeln und Zöpfen nebst einem Feuerwerk. Ueber die Musik lege ich mir Schweigen auf. Die Vorstellung war zu Ende,

die Künſtler hatten ſich mit tiefen Verbeugungen entfernt, aber unter den Zuſchauern war der Geſchmack an Feuerwerk angeregt worden. Wie durch Zauberei ſtieg Thee, Champagner und eine dampfende Punſchbowle aus dem Boden des Balkons in die Höhe, und von dem Geländer aus wurde eine Menge Leuchtkugeln, Feuerräder und Schwärmer abgebrannt. Es war halb zwölf Uhr vorbei, als wir zurück ruderten, aber des Feuerwerks ſollte heute kein Ende werden. Als wollte der Himmel unſer kindliches Funkenſpiel beſchämen, ſchoſſen einige der großartigſten Sternſchnuppen durch das tiefe Dunkel der Nacht.

Am nächſten Morgen des 18. Juli wurde wieder in See geſtochen. Ich bedauerte, durch meine körperliche Schwäche verhindert geweſen zu ſein, mich näher über Amoy zu unterrichten. So viel ich von der Wohnung des Conſuls aus zu überſehen vermochte, ähnelt die alte Stadt auch in ihrer Bodenbildung Macao. Häuſer und Tempel ſind zwiſchen Felſen erbaut, die Zahl der Einwohner wird auf 200,000 angegeben. Ihr Typus unterſcheidet ſich weſentlich von dem der Bevölkerung Kantons. Die Hautfarbe iſt dunkler und die hieſige Kopfbedeckung dem Turban der Muſelmänner ähnlich. Da wir mit Gegenwind zu kämpfen haben, iſt die Maſchine geheizt und wir dampfen langſam vorwärts. Wir befinden uns in der Nähe der Inſel Formoſa und kommen Nachmittags dicht bei der kahlen, nur von Piraten bewohnten Ochſeninſel vorüber. Die Ortsangehörigen verſammeln ſich auf Kuppen am Ufer, ſind aber weit entfernt von einem Conat auf unſer Schiff. So viel ich durch den Tubus ſehen kann, flößt ihnen die Gazelle unſäglichen Reſpect ein. Die preußiſche Flagge

hat ſich in den chineſiſchen Gewäſſern trotz ihrer kurzen Anweſenheit ſchon Achtung verſchafft. Das ſolide, ſtramme und doch wohlwollende Weſen der Offiziere und Mannſchaften gefällt den Oſtaſiaten. Als der Lootſe von Amoy aus dem Hafen in das offene Fahrwaſſer hinausgeſteuert hatte und ſich verabſchiedete, widmete er dem General-Conſul Herrn von Rehfues ſeine ganze beſondere Huldigung. Er titulirte ihn dabei „Polussia Mandalin pidjen man numbol one“ (preußiſcher Mandarin Geſchäftsmann Nr. 1); man wird ſich erinnern, daß kein Chineſe das R auszuſprechen vermag.

Am 19. Juli, Morgens acht Uhr, erblicken wir die nördliche Spitze von Formoſa, wir ſteuern abſichtlich ſo weit gen Oſten, um den ſüdlichen Paſſat zu gewinnen; doch gelingt es uns nicht, es herrſcht auf der ganzen Route fortwährende Windſtille. Das Wetter iſt wunderſchön, in der kühlſten Stunde, Morgens halb vier Uhr, zeigte das Thermometer ſogar nur auf 25 Grad Réaumur. Nach dem Kalender ſchreiben wir Sonntag und um 10 Uhr tritt Baron von Bothwell unter die in Paradeuniform aufmarſchirten Soldaten und Matroſen und hält fürchterlich Muſterung. Darauf folgt der Gottesdienſt in der Batterie. Bei der anhaltenden Windſtille iſt die ſchwebende Hitze unerträglich. Ich bin jetzt in jenem Stadium der Hautentwickelung angelangt, das mir ſchon in Calcutta viel Stoff zum Nachdenken bot, wenn einer den Anderen gleich beim erſten Zuſammentreffen fragte: „Wie ſchwitzen Sie?“ Alle Poren meiner Haut ſcheinen verſtopft zu ſein, ſie iſt glühend aber trocken, ein innerer Brand verzehrt meine

Eingeweide, und doch habe ich längſt allen Reizmitteln und nährenden Speiſen entſagt.

Neun Wochen hindurch habe ich kein Fleiſch mehr genoſſen, ich friſte mein Leben mit Reiskörnern, Brocken Zwieback, Grütze, Thee und Sodawaſſer. Die Güte meiner militairiſchen Landsleute kann ich nicht genug rühmen. Vor der Thür der Vorkajüte wandelt Tag und Nacht ein Soldat mit gezogenem Seitengewehr auf und ab. Brauche ich Hilfe und klingle, ſo ſteht er, wie der Geiſt des Ringes oder der Lampe, vor meiner Hängematte und betrachtet mich erwartungsvoll. Sein Name iſt mir unbekannt, ich nenne ihn: Poſten! Der Vortrefflichkeit dieſer Einrichtung wird Jeder gerechten Beifall zollen, aber der Ort meiner Lagerſtätte bringt denn doch auch einige Uebelſtände mit ſich. Ueber meinem Kopfe hängen, außer dem Barometer und Thermometer, noch einige andere „Meter", die der Seemann zur Wohlfahrt des Schiffes und ſeiner Beſatzung nicht aus dem Auge verlieren darf. So geſchieht es, daß Tag und Nacht alle halbe Stunde ein wachthabender Seecadet in meiner Kajüte erſcheint, die Inſtrumente ſcharf beobachtet, die Grade notirt und ſpäter in dem dienſtlichen Regiſter verzeichnet. Da er ſich nach Einbruch der Dunkelheit dabei einer Laterne bedient, kann er ſeine Beobachtung nicht anſtellen, ohne dabei dicht an meinem Geſicht vorbeizufahren und mich regelmäßig aufzuwecken. Unſer Capitän ſtudirt fleißig Bücher und Karten; unſer großer Meteorologe Dove gilt mit ſeinem tiefſinnigen Calcül der Luftſtrömungen für den guten Genius der Seefahrer. Kein Tag vergeht, an dem ſeiner nicht in Ehren gedacht wird. Der militäriſche Dienſt iſt unerbittlich und am Tage macht kein Vorgeſetzter

der leiblichen Bequemlichkeit seiner Untergebenen Concessionen; nach Einbruch der Dunkelheit wird Nachsicht geübt. Wir entledigen uns alsdann bis auf ein unentbehrliches Kleidungsstück der gesammten Garderobe, lustwandeln oder sitzen auf dem Verdeck und rauchen Taback. Eine Badewanne befindet sich an Bord, ich nehme täglich ein mir vom Stabsarzte verordnetes halbstündiges Bad zur Pflege meiner verkümmernden Haut. Sie ist nicht einmal mehr im Stande, die landesüblichen, regulären Hitzblattern zu Stande zu bringen. Um einige Abwechselung in meine Mahlzeiten zu bringen, darf ich von jetzt an einige Tropfen Citronensäure in meine Graupen träufeln.

Am 21. Juli waren wir dem Festlande sehr nahe, das Fahrwasser ist gefährlich und der Capitän geht mit höchster Gewissenhaftigkeit zu Werke. Er blieb die ganze Nacht hindurch auf dem Verdeck, und ließ nach Mitternacht vier Raketen und Leuchtkugeln steigen, doch währte es bis Tagesanbruch, ehe ein englischer Lootse an Bord kam und die Gazelle in die Mündung des größten Flusses Chinas, des Yangtsekiang steuerte. Die Entfernung vom Festlande war größer gewesen, als wir sie abgeschätzt hatten. Die zwölfte Stunde rückte heran, ehe uns das Feuerschiff zu Gesichte kam, und meine Uhr zeigte auf Zwei, als wir zu Woosung (Wusung), dem Vorhafen von Shanghai, den Anker fallen ließen. Der General-Consul und Herr von Radowitz traten in einem gemietheten chinesischen Fahrzeuge sogleich die Reise nach Shangai an, wohin sie durch dringende Geschäfte gerufen werden; der Verfall meiner Kräfte verbot mir, mich ihnen anzuschließen. Ich tröste mich mit der Hoffnung, in dem Klima Japans zu genesen, einige

Monate ſpäter hierher zurückzukehren und dann das Verſäumte nachzuholen. Die Herren haben bis Shanghai noch drei Stunden ſtromauf zu fahren. Der Yangtſekiang, der blaue Fluß oder Kiang, wie er ſchlechtweg genannt wird, iſt hier mindeſtens anderthalb deutſche Meilen breit, und wechſeln Ebbe und Fluth wie auf dem Ocean ſelber. Das unermeßliche Gewäſſer gleicht einer lehmigen Jauche und ſchwemmt eine unberechenbare Menge feſter Beſtandtheile in die See; die Natur ſtrebt überall nach Abplattung, Nivellirung der Berggipfel und Füllung der Abgründe. So weit das bewaffnete Auge reicht, ſind beide Ufer flach, wie in den Niederlanden. Man erkennt nur Reisfelder und niedriges Gebüſch. In meinen unfreiwilligen Mußeſtunden ſitze ich traurig auf dem Verdeck und blicke dem von Weſten heranſtrömenden wilden Waſſerſchwall entgegen; es iſt möglich, von hier aus in einem Tage bis Nanking zu gelangen, aber die Expedition wäre ſelbſt bei vollkommenem Wohlbefinden nicht rathſam. Die Rebellen (Taipings) haben ſich der Stadt Nanking bemächtigt, und Niemand kann veranſchlagen, in wie weit die bisherigen diplomatiſchen Vereinbarungen des officiellen China's und der europäiſchen Seeſtaaten auch von ihnen anerkannt werden. Von der Schönheit Nanking's habe ich während meiner Anweſenheit in China viel vernommen, der Stolz der Chineſen, der Porzellanthurm Thu, iſt freilich von den Rebellen zerſtört und dem Erdboden gleich gemacht worden. Nach älteren Berichten, denen ich hier folge, ſtammte der Porzellanthurm nicht, wie ſo manche ähnliche Denkmäler, aus den Zeiten der Einführung des Buddhaismus in China (etwa um Chriſti Geburt) her, ſondern gehörte zu den Bauwerken der jünger-

Jahrhunderte. Der Kaiſer Tſching-tſu-wen-ti aus der Ming-Dynaſtie wird als ſein Erbauer genannt. Die Errichtung fällt in die Jahre 1403 bis 1425. Seiner religiöſen Idee nach war der Porzellanthurm ein Tempel des Dankes und der höchſten Erkenntlichkeit. Nach v. Klödens trefflichem Handbuch der Erdkunde, der ſich hier auf Pauthier ſtützt, ſtand der Porzellanthurm auf einem Ziegelunterbau, der mit einer Marmor-Baluſtrade umgeben war. Der als Tempel dienende untere Saal hatte hundert Fuß Tiefe, empfing aber ſein Licht nur durch drei koloſſale Thore. Der Thurm hatte neun Etagen und eine Höhe von 253 Fuß. Der Durchmeſſer des Bauwerks verjüngte ſich mit zunehmender Höhe. Der Thurm war außen mit vielfarbigem glaſirtem Porzellan bekleidet, das im Laufe der Jahrhunderte durch Regen und den zerſtörenden Einfluß der atmoſphäriſchen Chemikalien viel von ſeiner anfänglichen Herrlichkeit verloren hatte. Aus der achten Etage erhob ſich ein mächtiger Maſt als Gipfel des Ganzen, Eiſenbande umſchlangen ihn; auf der Spitze lag eine gewaltige vergoldete Kugel. Noch heute ſprechen die Chineſen von ihrem Heiligthum, wie unſere Schriftgelehrten von den Wundern des alten Aegyptens. Der Kaiſer hat ſeine Reſidenz von Nanking nach Peking verlegt, aber die ehemalige Hauptſtadt bewahrt ſtandhaft den Ruf der Intelligenz und Gelehrſamkeit. Ihre Arbeiter ſind die geſchickteſten, die Sprache und ihr Accent ſind hier beſonders rein; Nanking iſt das Athen der Chineſen. Der Ort ſcheint ſich überdies durch ſeine Billigkeit und ſonſtige angenehme Lebensweiſe auszuzeichnen. Ich ſchließe dies aus dem Umſtande, daß ſich zu Nanking, wie zu Görlitz in Schleſien die preußiſchen Penſionäre der Armee, die zur Dispoſition

gestellten Mandarine niederlassen, und bei dem Reichthum der Bibliotheken ihre Muße durch wissenschaftliche Studien erheitern. Die Doctoren Nanking's werden als die besten des himmlischen Reichs gerühmt. Ich las mit schwerem Herzen die Beschreibung der Herrlichkeiten und gewährte meiner Phantasie volle Freiheit, sie mit den riesenmäßigen Grabbildsäulen und Thiergestalten zu bevölkern, die noch heute in der Umgegend der Stadt gefunden werden sollen.

Unsere Tafelrunde wird immer kleiner, denn auch Capitän von Bothwell verläßt uns, um in Shanghai eine Summe von 60,000 Dollars einzukassiren. Doch kommt Mancherlei an Bord vor, das einem hilflosen Patienten einige Zerstreuung verschafft. Ein Matrose fiel über Bord, ward aber durch Anwendung der Rettungsboje und eines Bootes auffallend rasch wieder in's Trockene gebracht. Am 24. Juli war erst Musterung, dann folgte ein großes Seemanöver. Der Mannschaft wurde eine Lection im Entern ertheilt, die Gelehrigkeit und Geschicklichkeit unserer Landsleute war bewundernswerth; die militärischen Uebungen schlossen mit der Fiction eines ausbrechenden Feuers. Es wurde Sturm geläutet, denn in der mir angewiesenen Vorkajüte sollte es brennen. Bei den geringen Schwierigkeiten: die Feuersbrunst zu löschen, ging das Manöver rasch vorüber, und die Mannschaft ließ sich im Bewußtsein befriedigten Pflichtgefühls Abends den vertheilten Grog ausgezeichnet schmecken. Wüthet auch am Lande die Cholera auf das Entsetzlichste und treiben stündlich Leichen vorbei, die man weit im Innlande, außer Stande, alle Todten zu begraben, in den Strom geworfen haben mag, so haben wir an Bord der Gazelle doch keine Todten zu beklagen, so viel der Gesun-

heitszuſtand der Mannſchaft ſonſt zu wünſchen übrig laſſen mag. Und doch iſt bis jetzt keiner am Lande geweſen. Wir ankern in Mitte eines förmlichen Geſchwaders von Schiffen der Amerikaner, Engländer, Hamburger und Dänen, unter denen faſt ein täglicher Wechſel ſtattfindet, und das Verdeck der Gazelle hat ſich in den Sprechſaal einer Klinik verwandelt, ſo haben ſich die Beſuche der Leidenden vermehrt. Die Thätigkeit unſerer beiden Doctoren iſt wahrhaft übermenſchlich, nie ward ärztlicher Rath bereitwilliger und ohne weniger Eigennutz ertheilt. Unter den aus Europa und Amerika gebürtigen Patienten befand ſich auch ein chineſiſcher Soldat, der indeſſen die Hilfe unſerer Aeskulape nicht gegen ein klimatiſches Uebel, ſondern nur gegen eine Krankheit in Anſpruch nahm, die auch dieſſeitigen Militärärzten viel zu ſchaffen macht. Bekleidete er eine höhere Charge, oder hatte er ſich in einem Gefechte hervorgethan, auf der Rückſeite ſeines Gewandes prangten außer der Nummer ſeiner Abtheilung einige Charaktere, welche „der Tapferſte der Tapferen" bedeuteten. Später erfuhr ich, daß dergleichen Rockinſchriften die Stelle unſerer Orden und Medaillen vertreten. Weshalb dergleichen Auszeichnungen, wie z. B. das furchtbare Motto „der Allesmordende" aber gerade auf dem Revers der Heroen angebracht werden, wo der dadurch in's Bockshorn zu jagende Gegner ſie erſt erblickt, wenn „der Blutdürſtige" Reißaus nimmt, habe ich nicht ermitteln können.

Am 29. Juli iſt Herr von Bothwell von Shanghai zurückgekehrt, und drei Schritte von meiner Hängematte ſind ſeitdem in ſechs Kiſten die bewußten 60,000 Dollars, alſo 100,000 Thaler in Silber, aufgeſtellt und der Wach-

ſamkeit eines allſtündlich abgelöſten Poſtens, meines Vertrauten, anheimgeſtellt. An demſelben Tage wurden auch einige Exercitien an den beiden auf Deck ſtehenden gekupferten Kanonenbooten unternommen. Jedes derſelben vermag hundert Mann und ein Geſchütz ſchwerſten Kalibers zu tragen. Der Termin unſerer Abfahrt iſt immer noch unbekannt und hängt von der Rückkehr der Herren von Rehfues und Radowitz ab. Die Langeweile ſcheint auf unſere Matroſen demoraliſirend einzuwirken, fünf derſelben haben den ſchönen Abend benutzt, zu deſertiren, nachdem jeder einen der in offenem Geſtell aufgeſpeicherten Revolver zu ſich geſteckt. In der darauf folgenden Nacht entwiſchte noch ein Sechſter, ein waghalſiger Geſelle. Da die Revolver ſogleich eingeſchloſſen worden waren, hatte er ſich mit keiner Waffe verſehen können und war in der Hoffnung, ein benachbartes Schiff durch Schwimmen erreichen zu können, einfach über Bord geſprungen, nachdem er die beiden Enden eines zerbrochenen Ruders unter den Achſeln feſtgebunden. Der Unbeſonnene hatte nicht an Ebbe und Fluth gedacht, die Zeit der erſteren war da, und der unwiderſtehliche Waſſerdrang des Yangtſekiang trieb ihn unaufhaltſam in den Ocean hinaus. Er war ſchon zwei Stunden umhergeſchwommen, als ſein Jammergeſchrei einen heranlavirenden Amerikaner aufmerkſam machte, der ihn denn auch glücklich auffiſchte. Vormittags zeigte der ehrliebende Amerikaner uns durch einige Signale den unvermutheten Fiſchzug an. Capitän von Bothwell entſandte ein Boot, und der Deſerteur, ſo wie einer ſeiner geſtrigen Vorgänger, liegt gegenwärtig in Eiſen. Die Antecedentien des Flüchtlings ſprechen nicht für ihn. Schon vor acht Monaten, in Rio Janeiro,

hat er verſucht, zu entwiſchen, und ſich bei ſeiner Verhaftung dadurch der weiteren Strafe entzogen, daß er mehrere Wochen lang ſinnlos betrunken geweſen zu ſein behauptete. So lange ein Kriegsſchiff vor Anker liegt, befinden ſich derartige Verbrecher in feſtem Gewahrſam, auf hoher See werden ſie wieder in Freiheit geſetzt und verrichten ihren Dienſt. Erſt in der Heimath übergiebt man ſie dem Kriegsgericht; unſer muthwilliger Fahrtenſchwimmer darf einer Feſtungsſtrafe von zwei bis drei Jahren gewiß ſein. In Folge dieſer Fluchtverſuche iſt die Ordre, das Schiff nicht zu verlaſſen, noch verſchärft; die Offiziere fürchten die Einſchleppung der Cholera, an der, wenn ſchon nicht in Wooſung, aber doch in Shanghai, täglich 800 bis 900 Eingeborene ſterben. Am 30. Juli Abends trafen endlich die Herren von der Geſandtſchaft ein. Prinz Wittgenſtein, der ſich bis dahin in Shanghai aufgehalten, hatte ſich zu ihnen geſellt und gedachte, die Reiſe nach Japan mit uns fortzuſetzen. Ich ließ mich von den Herren zu einem Ausfluge nach dem Städtchen Wooſung bereden, das an der Mündung des gleichnamigen Nebenfluſſes des Yangtſekiang liegt, vermochte aber nichts Sehenswürdiges zu entdecken. Bemerkenswerth war nur die Menge der Dſchunken, die theils, wie unſere Boardinge, die neuen Thee's an Bord der fremden Schiffe führten, theils das importirte Opium landein und ſtromauf verſchifften. Mir wurde u. A. eine Polizei- und Criminalgerichts-Dſchunke gezeigt, die eben von einer Inſpectionsfahrt in der Mündung des Kiang, und zwiſchen Wooſung und Shanghai, zurückgekehrt war. Das grell angemalte Fahrzeug ſah keineswegs einladend aus. An ſeiner Spitze ſtand ein Galgen, ein auf zwei

Pfeilen ruhender Querbalken, den man vor Kurzem seiner Früchte entledigt haben mochte. Noch hingen an zwei Haken die Stricke und seitwärts lehnte eine Bambusleiter. Die Strompolizei macht mit Piraten kurzen Prozeß. Unter dem Galgen saßen mehrere Beamte und wehten sich mit Fächern Kühlung zu. Die mit einer Luntenflinte bewehrte, auf und ab wandelnde Schildwache hatte den Fächer hinten in den Nacken gesteckt, wo er wie der Stiel einer Pfanne hervorragte.

X.

h Japan. Flucht vor dem Teifun. Schönes Wetter und ßig mit dem Tauende. Der Vulkan Fusi Yama. Eine neue lichkeitsbezeugung. Ein Damenbad auf offener Straße. Grillen und Schreifliegen. Japaniſche Häuslichkeit.

Früh acht Uhr am 31. Juli werden die Anker gelichtet d wir ſtechen nach Yeddo in Japan in See. Der an- vellenden Fluth entgegen, fahren wir ſtromabwärts un- lich langſam; doch hatten ſich um vier Uhr Nachmittags wilden Waſſer wieder verlaufen und der Capitain trug denken, bei dem niedrigen Waſſerſtande und dem Tief- ge der Gazelle die Barre des Yangtſekiang zu paſſiren; Anker wurden daher nochmals ausgeworfen. Es iſt te Freitag, und in allen Winkeln des Schiffes ſtecken Matroſen die Köpfe zuſammen und tuſcheln; eine Ab- rt an einem Freitage ſei noch nie zu einem glücklichen de gediehen. Die Zeit zu ferneren abergläubiſchen Be- htungen war ihnen nur karg zugemeſſen, um halb drei : Nachts dampften wir raſch über die gefährliche Barre , von einer friſchen Briſe angehaucht, eilten wir mit r Schnelligkeit von acht Knoten nach Norden vorwärts.

Der Athem des Windes erstarb nach vier und zwanzig Stunden, und am 2. August Sonntags war eine solche Windstille eingetreten, daß nach dem Gottesdienste Baron von Bothwell uns den Vorschlag machte, ein Boot zu besteigen und eine Ruderfahrt zur Feier des Sabbaths zu veranstalten. Eine Stunde lang genossen wir den Anblick der prächtigen Corvette und des unbegrenzten Ocean-Panoramas, dann kehrten wir zurück und setzten mit Dampf die Reise fort. Mein Tagebuch gewährt in den chinesisch-japanischen Gewässern nur spärliche Ausbeute, der Schiffsverkehr ist gering; seit der Abfahrt von den chinesischen Küsten haben wir nur ein Schiff in der Ferne erblickt. Unsere Gesundheit hat sich sehr verschlechtert, der Capitain leidet von allen Offizieren am heftigsten an der Dysenterie; die Bildung eines Granpenvereins wäre angemessen. Die Stelle eines Alterspräsidenten könnte mir, der ich am längsten mit dem Uebel kämpfe, ohnehin nicht entgehen. Am 3. August erhielten wir Gesellschaft. Mehrere Wallfische von mittlerer Größe tauchten tausend Schritte von dem Schiffe auf, bliesen Wasserstrahlen aus den Nasenlöchern und schäkerten untereinander auf etwas hahnebüchene Weise. Den Fischlein schien im kühlen Grunde unsäglich wohl zu sein. Bald darauf schwamm ein verschlossener chinesischer Sarg an der Gazelle vorüber; wie er in diese Regionen gekommen sein mochte, war uns Allen unbegreiflich. Um drei Uhr erblickten wir in weiter Ferne Land, die japanische Insel Udsi Sima, eine malerische Bergformation von ungefähr 2000 Fuß Höhe, und gegen Abend begegnete uns die erste japanische Dschunke, der wir jedoch keine weitere Aufmerksamkeit schenkten, da das Barometer plötzlich rasch zu fallen

begann und angeſichts der Küſte ſogleich die nöthigen Vorſichtsmaßregeln ergriffen werden mußten.

Der Wind wurde von Stunde zu Stunde ſtärker und Capitain v. Bothwell hielt es für rathſam, in Geſellſchaft der Offiziere die Nacht hindurch auf Deck zu bleiben. Durch meine körperliche Schwäche gezwungen, hatte ich mich in der Vorkajüte niedergelegt, aber die gewaltigen Bewegungen des Schiffes ließen mich nicht ſchlafen. Ich kroch aus der Hängematte und begab mich zu den Offizieren. Die See ging himmelhoch; im Verhältniſſe zu den heranrollenden Waſſerbergen ſchien die ſtattliche Gazelle zu einer Wallnußſchale zuſammengeſchrumpft zu ſein. Die höchſte Vorſicht war geboten, denn in allen Richtungen umgab uns Land. Nördlich am Horizont tauchten die kahlen, nur hie und da grüngefleckten Felſen Japans auf, gen Süden zeigten ſich mehrere kleine gebirgige Inſeln, deren eine, Kuroſima, in einen rauchenden Vulcan von 2200 Fuß Höhe auslief. Die See ging immer höher, und endlich mußten alle Kajütenfenſter und Stückpforten geſchloſſen werden. Da ich zu einer dreiſtündlich zu nehmenden Mixtur verurtheilt war, hatte ich mich rittlings auf das Geſchütz in meinem Boudoir geſetzt und führte eben den Löffel zum Munde, als eine Welle durch die Oeffnung ſchlug, nicht nur die Medizin beträchtlich verdünnte, ſondern mich auch durch ein Sturzbad erfriſchte und alle Utenſilien nebſt Gepäck unter Waſſer ſetzte. Die Kajüte mußte mit Eimern wieder trocken gelegt werden. War die Hitze in der geſchloſſenen Kajüte des Capitains unerträglich, ſo ſtürzte der Regen auf das Verdeck in Strömen herab. Um 6 Uhr wollte die Corvette „keine Fahrt mehr machen.“ Der hohen See und

der Wucht des Sturmes war die Kraft der Schraube nicht gewachsen. Unaufhaltsam trieb die Gazelle rückwärts. Eine Stunde später fuhr eine französische Corvette, wahrscheinlich von Yeddo kommend, mit dicht gerefften Marssegeln in südlicher Richtung an uns vorüber. Der Versuch wurde angestellt, mit Flaggensignalen eine Unterhaltung anzuknüpfen, aber das eilige Kriegsschiff gab keine Antwort. Capitän v. Bothwell beschloß jetzt, da das Barometer immer tiefer sank, dem Beispiel des Franzosen zu folgen und den Wirbeln des drohenden Teifun auszuweichen. Das Kriegsschiff mochte, nach dem Verlust beider Bramstengen zu urtheilen, dem Teifun nur mit genauer Noth entgangen sein. Auch unsere Marssegel wurden gerefft, wobei einige Leinwandstücke wie Papierfetzen zerrissen über Bord flogen, und resignirt kehrten wir dahin zurück, woher wie gekommen waren. An Unglücksgefährten fehlte es uns nicht. In den Mittagsstunden des 4. August kam uns eine große, sehr elegant ausstaffirte Dschunke in Sicht, die bei ihrer unbehilflichen Bauart noch ganz anders, wie wir, hin- und hergeworfen wurde. Mit Hilfe des Fernglases erkannte ich auf Deck des Schiffes vier höchst martialisch aussehende Japanesen und ein kleines Frauenzimmer, die sich sämmtlich mit vieler Fassung in ihre Lage fanden. Gar gern hätte ich das Schauspiel länger beobachtet, man rief mich jedoch schleunig in die Kajüte; meine Effecten hatten durch eine Sturzsee abermals Schiffbruch gelitten. Koffer, Morgenschuhe und Stiefelknecht schwammen umher; der Posten leistete mir bei der Rettung freundschaftliche Hilfe. Der Morgen des 5. August brach noch immer stürmisch an, aber das Barometer begann langsam zu steigen; wir waren über

dreißig Meilen weit zurückgeworfen worden. Der Wind drehte ſich nach Weſten und der frühere Cours wird von Neuem aufgenommen. Obgleich die See den Anſchein hat, als wolle ſie uns unter den von Südweſt gegen den Spiegel der Corvette heranrollenden Wellen begraben, ſieht der Himmel doch etwas freundlicher aus. Vor meinen Augen ſchwankt Alles, ich bin nicht ſeekrank, aber ich werde in meinem jammervollen Zuſtande noch von fixen Ideen verfolgt. Die ganze Nacht hindurch wand ich mich in der glühenden Stickluft der Kajüte in meiner Hängematte, und konnte den Gedanken nicht loswerden, wie glücklich ich ſein würde, läge ich jetzt im Winter zu Hauſe neben dem geheizten Ofen, mit einer Wärmflaſche im Bette. Der logiſche Widerſtand gegen dieſen aufdringlichen Gedanken, der meinem verwirrten Hirn nicht recht einleuchten wollte, verurſachte mir unbeſchreibliche Qualen. Jetzt ſaß ich auf dem Verdeck, und um mich drehte ſich ein dunkelgrauer, mit Seeoffizieren, Teifunkarten und Regenwolken bedeckter Himmel. Da ſich der Wind noch mehr nach Süden wandte, kamen wir raſch vorwärts.

Am 6. Auguſt hatte ſich die See etwas beruhigt, wir konnten in den Kajüten gehen und ſtehen, ohne zu Boden geworfen zu werden, und Capitän von Bothwell mochte das Wetter für geeignet halten, um jetzt einen Act der Gerechtigkeit vorzunehmen. Die Offiziere und einige als Zeugen dazu commandirte Matroſen verſammeln ſich um neun Uhr in Gala-Uniform, und einem Gehorſam-Verweigerer werden mit einem Tauende dreißig Hiebe officiell aufgezählt. Ungeachtet des günſtigeren Windes haben wir nach den am 7. Auguſt angeſtellten Berechnungen weniger

„Fahrt gemacht," als zu erwarten ſtand. Erſt in den Mittagsſtunden bringen wir es mit Dampf zu einer Geſchwindigkeit von 8 bis 9 Knoten in der Stunde und paſſiren Nachmittags die Region, wo der unglückliche Schoner Frauenlob von ſeinem Schickſal ereilt wurde. Unſere Entfernung vom Lande wird auf 8 geographiſche Meilen abgeſchätzt. Bei Sonnenuntergang ſegelt und dampft ein von Norden kommendes Geſchwader von acht großen und kleinen Kriegsſchiffen an uns vorüber. Der Flaggengruß und eine flüchtige Correſpondenz mittelſt Signalen wurden durch die ſchleunig hereinbrechende Dunkelheit verhindert; wir waren immer noch eine Meile von der Flotille entfernt. Die Fahrt wurde mit höchſter Vorſicht fortgeſetzt, und am 8. Auguſt, um ſechs Uhr Morgens, tauchte in einer Entfernung von 16 bis 20 Meilen der ſchon mehr im Innern Japans gelegene Vulkan Fuſi Yama, der heilige Berg der Japaner, aus der Tiefe auf. Der Himmel war wolkenfrei und die maleriſchen Umriſſe des Gipfels traten ſcharf hervor; auf der Spitze ſah man deutlich mehrere Schneeſchichten. Die Höhe des Fuſi Yama, d. h. des großen Berges, wird ſehr verſchieden zwiſchen 12,000 bis 14,000 Fuß angegeben. Nach einer neueren Meſſung von Alcock ſoll ſie 14,356 Pariſer Fuß betragen. Der ausgebrannte Vulkan, der nach den Behauptungen der Japaneſen im Jahre 286 vor Chriſti Geburt plötzlich entſtanden ſein ſoll, iſt der Stolz der Eingeborenen. In allen ihren landſchaftlichen Abbildungen ſuchen ſie ſeine rauhe Pyramide im Hintergrunde als höchſten Effect anzubringen. Meine Hände zitterten vor Schwäche, doch durfte der günſtige Augenblick nicht verloren gehen, ich holte meinen Maler-

apparat und fertigte, da die Wuth der Waſſer endlich beſchwichtigt war und die Schwankungen der Corvette meine Arbeit nicht hinderten, glücklich eine Aquarelle an. Kaum hatte ich den Pinſel ausgewiſcht, als eine plötzliche Trübung des Dunſtkreiſes mir bewies, wie recht ich gethan, keine Zeit zu verſäumen. Etwa um 9 Uhr ſpann ſich der majeſtätiſche Berg in einen dichten Wolkenſchleier.

Wir näherten uns inzwiſchen den pittoresken Küſten der herrlichen Bai von Yeddo. Das Erſte, was wir von japaniſchem Leben und Treiben bemerkten, waren drei größere Dſchunken, jede mit 20 ſtämmigen Landeskindern bemannt, die dem Wallfiſchfange oblagen. Die Jagd mochte höchſt ergiebig ſein, denn während meiner Arbeit hatte ich nach und nach reichlich ein Dutzend heranwachſender Wallfiſch-Fohlen oder Kälber — ich bin in der Fiſcher- und Jäger-Sprache nicht bewandert — gezählt, die ſich mit kindlicher Naſeweisheit der Gazelle näherten, aus dem Ocean mit ihren rieſigen Leibern hervorſchnellten und Waſſerſtrahlen emporſtrudelten. Meine poetiſchen Empfindungen wurden durch den unerwarteten Umſtand, daß auf Deck Alles zum Gefecht klar gemacht wurde, etwas heruntergeſtimmt. Die Gazelle war eines freundlichen Empfanges in Kanagawa, das wir Abends zu erreichen hofften, nicht ganz gewiß, und mußte ſich auf alle Fälle vorbereiten. Schon geſtern hatte mich ein längeres Uebungsmanöver von kriegeriſchem Anſtrich befremdet. Selbſt die diplomatiſchen Herren Paſſagiere beſichtigten ihre Revolver. Im Laufe des Tages geſchah indeſſen nichts, was unſere Beſorgniſſe ſteigern ſollte. Eine Anzahl Dſchunken, die wir einholten, ſchienen mir zwar nicht ſo bunt und maleriſch, wie die gleichnamigen

Fahrzeuge der Chineſen, aber von praktiſcherer Bauart. Sie waren nicht ſo unbehilflich, als mir die vom Sturm hin- und hergeworfene Dſchunke erſchienen war, ſegelte trefflich vor dem Winde, und ich gab im Stillen den japaniſchen Zimmerleuten eine Ehrenerklärung. Bald eröffnete ſich uns die Ausſicht in die weite Bai von Yeddo. Die Landſchaft iſt unvergleichlich ſchön und das Glück lächelte unſerer Ankunft. Die Sonne hatte alle Nebelgeſpinnſte zerſtreut; die tiefblaue Bai und ihre Ufer lagen wie ein gekröntes Preisbild in goldenem Rahmen vor uns. Vielleicht veranſchauliche ich den weiten Proſpect am beſten, wenn ich die felſigen, bald kahlen, bald bewaldeten Erhebungen von mäßiger Höhe und die darin gebetteten freundlichen Hafenſtädte, mit einer Zuſammenſtellung thüringiſcher Veduten vergleiche. Es war dieſelbe muſikaliſche Harmonie der Formation, dieſelbe Friſche, nur erſchien mir das herrliche Enſemble mehr von ſüdlicher Wärme der Farbe angehaucht, und das ferne Coloſſalgebilde des Fuſi Yama brachte einen fremdartigen Ton hinein, der nach Aſien hinübermodulirte.

Einige Minuten vor Sonnenuntergang hatte die Gazelle Yokuhama erreicht. Kaum war der Anker gefallen, als die Offiziere der in der Nähe ankernden amerikaniſchen, engliſchen und franzöſiſchen Schiffe ihren Begrüßungsbeſuch abſtatteten. Einer der erſten an Bord war der preußiſche Conſul, Herr von Brand. Die Dunkelheit brach ſo raſch herein, daß wir uns der willkommenen Gäſte nicht lange erfreuen konnten, ja ſelbſt der für das franzöſiſche Admiralſchiff beſtimmte militäriſche Gruß von 13 Kanonenſchüſſen mußte bis auf den nächſten Morgen verſchoben werden.

leider hatte sich unsere Tafeldecker-Mannschaft darauf nicht genügend vorbereitet und den zum Tiffin gedeckten Tisch nicht „zum Gefecht klar gemacht"; der Teller- und Gläser-vorrath der Gazelle erlitt folglich durch die Lufterschütterung, welche das Abfeuern der Vierundsechzig-Pfünder verursachte, eine empfindliche Einbuße. Für gewöhnlich müssen vor jeder Kanonade an Bord alle zerbrechlichen Geschirre in Kisten oder Körbe festgepackt werden. Um 9 Uhr Morgens ruderten wir an's Land und standen nach einer halben Stunde auf japanischem Boden. Die Herren von Rehfues, von Radowitz und Prinz Wittgenstein beziehen Zimmer im Hause des Herrn von Brand; mich nimmt die Firma Reis u. Schulze auf, ein Bremer Handelshaus.

So eindringlich man mich zur Vorsicht gemahnt hatte, nicht allein zu weit in den Straßen Yokuhamas vorzudringen, vermochte ich doch nicht, meiner Neugier zu widerstehen. Zudem hatten sich meine Kräfte etwas gehoben und mehrere Stunden ruhigen Schlafes in der letzten Nacht meine Nerven erfrischt. Das Klima Japans ist immer noch warm genug, aber bei der freien Lage der Bai, in der wir ankern, kühlt sich die Atmosphäre bei Nacht beträchtlich ab; die Gesammttemperatur wird dadurch ungleich angenehmer und wohlthätiger für das leibliche Befinden, als zu Hongkong. Erleichterten Herzens begab ich mich in die Straßen Yokuhamas, kam aber nicht weit, da immer nach vier bis fünf Schritten hundert neue Gegenstände mich fesselten und zwangen, mit offenem Munde stehen zu bleiben. War ich bisher in China durch meine Nachahmung der landesüblichen Höflichkeit überall gut fortgekommen, so hielt

ich es für verständig, unter dem Bruderstamme ein ähnliches Verfahren zu beobachten, und kann dasselbe allen meinen deutschen Nachfolgern anempfehlen.

Gleich in den ersten zehn Minuten meines Streifzuges wurde mir ein sehenswerthes, von Allem, was ich bisher in der Praxis des Ceremoniells erlebt, weit abweichendes Schauspiel gewährt. Ein vornehmer Mann ritt, von seinem, aus Fußgängern bestehenden Gefolge begleitet, durch die Straße. Er trug zwei Schwerter und die einem Weiberrock ähnlichen weiten Hosen, die nur der Adel anlegen darf, der Reiter, wenn er nicht ein Daïmio war, was ich in Yokuhama nicht voraussetzen durfte, mußte also wohl dem „Sio-Mio" d. h. dem Erbadel, oder einer andern der ersten vier Klassen, den Yakonins, angehören. Das Volk bewies ihm außerordentliche Ehren. An orientalische Höflichkeitsbezeugungen gewöhnt, befremdete es mich nicht weiter, daß alle Vorübergehenden sich zu Boden warfen und ihre Häupter zur Erde neigten. Bisher hatten sie aber der vornehmen Person, welcher diese sklavischen Huldigungen galten, immer den Kopf und die ehrerbietig ausgestreckten Hände zugekehrt; hier verhielt es sich umgekehrt. Alle warfen sich mit abgewandtem Haupte auf die Knie, verbargen die Gesichter und ließen den hochgestellten Beamten oder Militär nur ihre Kehrseite, und zwar im schärfsten Gegensatze zum Antlitz sehen. Denn da die Mannigfaltigkeit der Garderobe unter den Japanesen, wie ich schon in den ersten Minuten meiner Promenade bemerkt hatte, außerordentlich groß ist, und die unteren arbeitenden Kasten in der Sommertracht einhergingen, die nur in einem um Leib und Oberschenkel geschlungenen schmalen Bande besteht,

konnte es nicht fehlen, daß dem Yakonin eine Menge jener ausdruckslos geformten Körpertheile in ihrer Blöße zugekehrt war, die wir Europäer deshalb aus ästhetischem Zartgefühl sorgfältig unter unseren Kleidern verbergen, und die nur die ruchlosen Spaßvögel entschwundener unhöflicherer Jahrhunderte unter schmachvollen Zumuthungen unverhüllt vorwiesen. Es war mir unmöglich, bei dem frappanten Anblick einer so eigenthümlichen Esplanade ein lautes Gelächter zu unterdrücken, und da ich vor dem langsam heranreitenden Yakonin höflich den Hut lüftete und eine leichte Verbeugung machte, bezogen Se. Excellenz mein Gelächter als europäischen Ehrengruß auf ihre Person und dankten mir durch Handschwenkungen und Kopfnicken auf zuvorkommende Weise.

Je weiter ich ging, desto einleuchtender wurde mir, wenn irgendwo, so habe man die verkehrte Welt nur in Japan zu suchen. So fiel mir in mehreren, nach der Straße offen stehenden Tischlerwerkstätten die Art des Hobelns und Sägens auf. Die Arbeiter stoßen nämlich das Handwerkszeug nicht, wie bei uns, von sich, sondern ziehen es, und zwar mit vieler Leichtigkeit, an sich. Ein großes Brett wurde nach dieser Methode eben so schnell glatt gehobelt, wie nach europäischem Brauch. Selbstverständlich schreiben die Japanesen von rechts nach links und beginnen ihre Bücher auf der letzten Seite des Bandes, aber auch die Pferde stehen in ihren Ställen mit den Köpfen nach vorn gekehrt, wo man in unseren Ställen nur ihre Schweife erblickt. Jeder Leser des alten Testamentes weiß, welches Unheil durch die unzeitige Wißbegier jener älteren Herren angerichtet wurde, welche die schöne Susanna und Bathseba

in einem Augenblicke belauſchten, wo jedes weibliche Weſen ſich den Augen des ſtarken Geſchlechts zu entziehen ſucht. Meinen japaneſiſchen Collegen, den Hiſtorienmalern, kann die Culturgeſchichte ihrer Heimath nie einen gleich dankbaren Vorwurf liefern. Vor der Thür jedes japaniſchen Hauſes ſteht, zum erſten Nothbehelf bei Feuersgefahr, ein mit Waſſer gefüllter großer Bottich, deſſen Inhalt fortwährend erneuert und von der Polizeibehörde ſtreng beaufſichtigt wird. Der Bottich iſt zugleich die Badewanne der das Haus bewohnenden Familie und die offene Straße ihr Badegemach. Wie erſtarrt blieb ich ſtehen, als ich, hinter einem in das Haus biegenden Packträger hervortretend, plötzlich vor einem jungen Mädchen ſtand, das, im Coſtüm unſerer Urgroßmutter Eva, aber ſelbſt ohne die Feigenblätter-Garnitur, auf einem über den Rand des Bottichs gelegten lackirten Brette ſaß, Nacken und Bruſt mit Waſſer übergoß und wie eine Ente mit den Füßen darin plätſcherte. Ich wich in der Furcht, eine unerhörte Tactloſigkeit begangen zu haben, verlegen zurück, da mich aber die badende Schöne nur eines gleichgiltigen flüchtigen Blickes würdigte und keiner der Vorübergehenden ſie beachtete, beruhigte ich mich mit dem alten Sprichworte: Ländlich, ſittlich! und ſchlenderte unbekümmert weiter. Wirklich war das öffentliche Bad keine Ausnahme von der Regel geweſen, die Vormittagsſtunde mochte zur Toilette beſtimmt ſein, und ſchon einige Häuſer weiter traf ich eine Mutter mit zwei Töchtern bei derſelben Beſchäftigung. Die Damen fühlten ſich durchaus nicht unangenehm berührt, als ich auf- und abwandelnd Augenzeuge der gegenſeitigen Uebergießungen und des ſpäteren weitläufigen Haarſchmückungsprozeſſes war.

Ich bekam danach eine sehr vortheilhafte Meinung von der Reinlichkeit, wenn auch nicht von der Schamhaftigkeit der Japanesen, und habe keine Veranlassung gefunden, sie später zu berichtigen. Der Inselbewohner steht in dieser Hinsicht weit über dem Chinesen.

Die Bauart der aus Fichten-, Cedern- und Pinienholz errichteten Häuser ist sehr gleichförmig und kasernenartig. Eine lange Straßenfront scheint oft nur ein einziges zweistöckiges Haus zu sein, und doch zerfällt sie in eine Menge einzelner Gebäude, die freilich durch ein gemeinschaftliches Dach aus schwarzen Ziegeln verbunden sind. Eben so gern nalt man die Wände schwarz an, was den Straßen durchveg ein düsteres Ansehen giebt, ungeachtet nach hiesigen Vorstellungen die schwarze und purpurrothe Farbe der Heiterkeit geweiht sein soll. Weiß ist, wie in China, auch n Japan die officielle Trauerfarbe. Glasscheiben kennt an in Japan eben so wenig als im himmlischen Reiche. ur in Yeddo sollen einige Daïmios Zimmer ihrer Paläste it Glasfenstern geschmückt haben. Die Fenstern bestehen us hölzernen Gittern, die mit dünnem Papier überklebt erden, das so viel Licht durchläßt, um dabei arbeiten, lesen nd schreiben zu können. Will der Japanese auf die Straße sehen, so fährt er mit dem Finger durch eine der einen Papierscheiben; der Schaden wird durch ein überklebtes Blatt schnell wieder ausgebessert, doch erhalten die Fenster durch diese häufig wiederholten Operationen zuletzt in gar zerplundertes bettelhaftes Aussehen. Das zweite Stockwerk der gewöhnlichen Häuser tritt, wie unsere Mansardenetagen, etwas zurück. Hier pflegen sich die Schlafgemächer der Familien zu befinden.

Die Promenade hatte mich sehr ermüdet und ich kehrte nach Hause zurück, nicht ohne aus den Mienen mehrerer mir begegnenden Yakonins zu errathen, daß die Besorgnisse der Landsleute vor unberechenbaren Gewaltthaten nicht ungerechtfertigt seien. Alle diese Herren, deren verschiedene Grade oder Kasten ich nicht zu unterscheiden vermochte, trugen zwei Schwerter und schienen ihren bärbeißigen Gesichtern nach große Lust zu haben, die Schärfe eines derselben an meinem Bauche zu erproben. Die Antecedentien dieser Herren können nach europäischen Begriffen nicht die besten sein; die Einwanderer aus anderen Welttheilen leben hier unter einem stillschweigend erklärten Belagerungszustande. Bei einem Besuch läßt man eher die Uhr, die Börse oder das Taschentuch zu Hause, als den Revolver. Vom Säbel trennt man sich so ungern, wie vom Zahnstocher und dem Augenglase. Und doch widerspricht der die Lage und leichte Zugänglichkeit meines Zimmers im Herrn Reis' Hause. Das einzige Fenster desselben im Parterregeschoß ist nur durch ein schmales Borgärtchen oder einen mit Zwerggewächsen und Blumen ausgestatteten Gang, und einen sechs Fuß hohen Stacketenzaun von der Straße getrennt. Gleich dem Italiener bewegt sich der Japanese in den heißen Sommermonaten Nachts gern im Freien, und meine Lagerstätte, an deren Kopfende auf dem Tische eine große Lampe steht, ist von der Straße aus Jedermann sichtbar und zugänglich, da der Stacketenzaun sich leicht überklettern lassen würde. Nichts desto weniger lächelt Herr Reis und beruhigt mich bei meinen Klagen über mangelnde Sicherheit: keinem seiner Gäste sei noch in diesem Gemache etwas Uebles zugestoßen. Wirklich wird meine

Nachtruhe weniger durch die zweifüßigen, als die mehrfüßigen Einwohner von Yokuhama gestört. Unter jedem Breitegrade lernt man neue Quälgeister aus dem Insektenvolke kennen. Hier giebt es in den Zimmern eine Menge Grillen, deren Nachtgesang nicht verstummt, man mag anstellen, was man will. Noch beschwerlicher ist eine mir neue Species riesiger Fliegen — die Landsleute nennen sie Schreifliegen — die bei ihrem Umherschwärmen ein Geräusch hervorbringen, als striche Jemand mit angefeuchtetem Finger auf dem Rande eines feinen englischen Glases. Das Nocturno eines solchen Chors zirpender Grillen und wild umhersausender Fliegen schreckt mich mehrmals in jeder Nacht aus dem Schlummer auf. Hector Berlioz wäre entzückt gewesen, hätte er dieses Musikstück anhören können, denn hier brachten die unvernünftigen Creaturen mit ihren natürlichen Hilfsmitteln ganz denselben Effekt hervor, den der Pariser Tonsetzer in dem Queen Mab Scherzo seiner berühmten Symphonie „Romeo und Julie" erst durch die abenteuerlichsten Instrumental-Combinationen erzielt.

So trefflich die Gemüse in China und Japan sind, das in beiden Ländern gezogene Obst hat mir niemals munden wollen. Die im heutigen Dessert herumgereichten Aepfel und Pfirsiche hatten, wenn ich so sagen darf, einen Wildgeschmack, der Holz und Säure verrieth; die Stämme mochten schlecht gepfropft sein. Unsere Tischgesellschaft bestand außer den zahlreichen Hausgenossen des Wirthes aus einigen englischen Seeoffizieren. Die Herren glaubten mir die höchste Artigkeit zu sagen, wenn sie ernstlich betheuerten, die Gazelle bei ihrer Ankunft verkannt und für ein englisches Kriegsschiff gehalten zu haben. Nach aufgehobener Tafel

wurden die Häuſer einiger reichen Landesbewohner beſichtigt. Sie waren ſämmtlich von einem Stacketenzaun umgeben und lagen in kleinen, ſauber gepflegten Gärtchen. Links von dem Haupteingange wohnte in einem beſonderen Häuschen der Portier, Wächter oder Herold; wenigſtens vereinigte er in ſeiner Perſon alle Functionen dieſer Aemter. Je nach dem Stande der Einlaß Fordernden wirft er ſie entweder unverzüglich mit ſicherem Griff wieder auf die Landſtraße, oder meldet ſie an, und führt ſie auch wohl unter vielen Bücklingen perſönlich vor ſeinen Gebieter. Jeder Fremde hat durch den Thürklopfer am Thor ſeine Ankunft anzumelden, der Portier beſichtigt ihn und läßt ihn vorkommenden Falles ein. Die geringen Leute begeben ſich durch eine kleine Seitenthür in das Haus, wo ſie von höheren Domeſtiken in Empfang genommen werden; die vornehmen Perſonen treten durch die hohe Mittelthür ein und werden der Herrſchaft durch einen weithin ſchallenden Schlag auf eine dünne Metallplatte angemeldet. In dieſen feinen Standesunterſcheidungen iſt Vieles, was mit den ariſtokratiſchen Hausgebräuchen in England und Frankreich übereinſtimmt.

XI.

Sommerhäuſer. Erdbeben. Der Nachtwächter und ſeine Brillenſchlangen. Nationales Mißtrauen. Ein Bonze Sagent. Die Ehe als Finanzquelle. Die Theehäuſer und nhaus. Unleidliche Bevormundung. Kaufleute. Lohgerber rfrichter. Die Frauen Japans. Musme. Die Feuerwehr auf der Leiter.

: ſehr ſinnreiche Vorkehrung fand ich in mehreren gen Salons. An beſtimmten Stellen der Wände chmale Tafeln in dieſelben geſchoben, welche, neben herausgezogen, größere oder kleinere Wände bil= nd den Einwohnern geſtatteten, den umfangreichen 1 mehrere Cabinete zu theilen. Dieſe ſpaniſchen oder Schirme, die bei ihrer Leichtigkeit ſich von inde bewegen ließen, waren mit goldenen Schrift= eiligen Hähnen, Schildkröten und Schlangen, oder digen Bildern geſchmückt. Die Auswahl ſeines rs macht ſelbſt dem begüterten Japaneſen nicht ſo ſchaffen, wie dem Europäer, der ſich nicht nur in lette, ſondern auch in dem Wechſel der Tiſche, und Schränke ſtets auf der Höhe des Zeitgeſchmacks n will. Er bringt ſein Leben auf dem platten

Erdboden zu. Eine sehr saubre Matte, aus den verschiedensten rohrartigen Stoffen geflochten, ist über denselben ausgespannt; will sich der Japanese setzen, so kniet er nieder und ruht auf den Unterschenkeln; die Matte ist sein Nachtlager. Nur ein gepolstertes Kopfkissen, das einige Aehnlichkeit mit den kleinen Fußbänkchen unserer Damen hat, wird zur Hülfe genommen und unter den Nacken geschoben. Die Bequemlichkeit dieses Hausgeräths ist mir immer höchst zweifelhaft geblieben.

Wie ich schon bemerkt habe, sind die japanesischen Häuser in Betracht der häufigen Erschütterungen des vulkanischen Bodens sehr leicht gebaut; es giebt sogar Sommerhäuser, die nur aus Holzrahmen mit Papierwänden bestehen. Menschen und Gebäude sind an Erdstöße gewöhnt und noch vier Tage vor unserer Ankunft hatte ein ziemlich starkes Erdbeben stattgefunden. Die leichte Bauart begünstigt nicht die nächtliche Ruhe, nebenbei giebt es noch mannigfache Störungen, die mit den lokalen Gebräuchen und den kriegerischen Zeitumständen zusammenhängen. Die europäische Ansiedelung von Yokuhama ist von Wachthäusern und Truppenabtheilungen der Japanesen umgeben, die angeblich zu unserem Schutze dienen sollen, in Wirklichkeit aber wohl nur unserer scharfen Beaufsichtigung wegen da sind. Um uns von ihrer Wachsamkeit zu überzeugen, feuern die Vedetten und Patrouillen zur Nachtzeit häufig Gewehrsalven und Kononenschüsse ab, ein Lärm, der trotz der Entfernung einen sensiblen Kranken sofort aus dem Schlafe aufschreckt. Fast noch widerwärtiger ist der Nachtwächter des Reviers. Theils um sich selber munter zu erhalten, theils um die Unterthanen des Mikado nicht in eine zu

tiefe Lethargie verſinken zu laſſen, kündigt dieſer würdige Beamte ſeine Runde durch Trommeln an. Und bei einer derartig zuſammengeſetzten Nachtmuſik ſoll nun ein Reconvalescent von der Dysenterie ſeine geſunkenen Kräfte wiederherſtellen. Wir Europäer entbehren übrigens nicht durchaus des militäriſchen Schutzes; in unſerer Anſiedelung liegt eine Abtheilung von 400 Mann, Franzoſen, Engländer und Nordamerikaner, die bei der heiligen Scheu der Eingeborenen vor der europäiſchen Kriegskunſt wohl zu unſerer Vertheidigung ausreicht. Da ich einmal von der Nachtruhe rede, darf ich eine gewiſſe Sorte unliebſamer Bettgenoſſen nicht übergehen, vor denen man ſich, ehe man das Lager beſteigt, zu ſichern hat. Die Brillenſchlange iſt in den Hafenſtädten Japans ſehr häufig und beſitzt eine Vorliebe für die menſchliche Bettwärme. Man wird daher wohl thun, alle möglichen Vorſichtsmaßregeln gegen das giftige Kriechthier zu nehmen, wenn man ſich nicht über die furchtbaren Radicalmittel wider ihren Biß, Ausbrennen der Wunde mit einem glühenden Eiſen oder Ausſchneiden derſelben mit einem Raſirmeſſer, wegzuſetzen vermag.

In meinen künſtleriſchen Arbeiten ſtoße ich, abgeſehen von meiner phyſiſchen Kraftloſigkeit, auf unerwartete äußere Hinderniſſe. Mit meinem gütigen Wirth, Herrn Reis, dem hieſigen Prinzipal der Firma Reis und Schultze, ſtelle ich, da er als Leberleidender täglich mehrere Stunden luſtwandeln muß, zwar regelmäßige Spaziergänge in die Umgegend von Yokuhama an, wir dürfen uns indeſſen nicht zu weit von der Stadt entfernen, ſo bekannt Herr Reis in der Umgegend iſt, und ſo fertig er ſich, nach einem mehrjährigen Aufenthalte, der Landesſprache bedient. Der

überaus argwöhniſche Charakter der Beamten und Bevölkerung erhält uns in fortwährender Beſorgniß vor Gewaltthätigkeiten. Kaum einige tauſend Schritte von den letzten europäiſchen Anſiedelungen begegnet man gleich mehreren mit zwei Schwertern bewaffneten Yakonins, deren Mienen nichts weniger als einladend ausſehen. Während meiner Anweſenheit in Japan habe ich nach und nach eine Menge Abbildungen in Aquarellfarben und Holzſchnitten dieſer mächtigen Staatsbeamten aufgekauft, aber immer gefunden, daß der darſtellende Künſtler nur darauf bedacht war, das martialiſche Ausſehen ſo kräftig als möglich auszuprägen, als läge ihm Alles daran, durch die Portraits Furcht einzuflößen. Als Beiſpiel führe ich gleich das erſte Blatt aus einem Büchlein voll Holzſchnitten an, in deren Behandlung ich den Einfluß holländiſcher Techniker zu entdecken glaube, ſo ſehr die Japaneſen von Hauſe aus den Chineſen in der Zeichnung, namentlich in der Kenntniß der anatomiſchen Körperverhältniſſe überlegen ſind. Das mit außerordentlicher Feinheit geſchnittene Blatt enthält bei kleinem Octavformat acht Abbildungen von Yakonins, die theils ſtehend, theils auf den Knieen hockend oder ſitzend, mit Haß und Verachtung in die Welt ihrer Subalternen blicken. Dem Künſtler oder ſeinem Auftraggeber hat nicht die offizielle Bewaffnung mit zwei Schwertern genügt; er hat die Heroen Japans noch mit beſonderen Emblemen der Gewalt ausgeſtattet. Jeder hält einen rieſigen Bogen, eine Streitaxt, eine mehrzöllige eiſerne Stange, einen langen Spieß oder ein zweihändiges Schwert, als Attribut einer milden Civilverwaltung in Händen; der Achte trägt ſogar, dem Geſetz der Schwere zum Hohne, einen Kanonenlauf von

seiner eigenen Länge unter dem rechten Arme. Sein Haupt ist mit einem dreieckigen Spitzhut bedeckt, auf dessen Vorderseite das Staatswappen und Bannerzeichen des Reiches prangt, eine rothe Scheibe im weißen Felde: d. h. die am Himmel aufsteigende Sonne. Der unbemalte Raum rings um jede Gestalt ist mit unsäglich feinen Schriftzeichen, wahrscheinlich den Lebensbeschreibungen der großen und furchtbaren Männer, gefüllt.

Mein Bedauern, durch die mißtrauischen Beamten an der Arbeit verhindert zu sein, steigt mit meiner genaueren Kunde der reizenden Gegenden. An idyllischer Schönheit läßt die Küste der Bai von Yeddo alles Aehnliche hinter sich. Der Abwechselung wegen veranstaltete Herr Reis am 11. August eine Bootsfahrt nach Kanagawa, einer kleinen, zwischen Yeddo und Yokuhama gelegenen Küstenstadt, wir hielten uns aber, da man zu unserer Ankunft äußerst scheel sah, nur kurze Zeit auf, warfen einen flüchtigen Blick in die am Strande ausmündenden Straßen und stachen dann wieder in See. Vor unserer Abfahrt hatte ich zufällig die Sitten des Landes von einer neuen Seite kennen gelernt. Ein Bonze war mit uns bis an das Meeresufer gegangen, um uns ein ihn begleitendes junges Mädchen, vielleicht seine Tochter, Verwandte oder Mündel, für einen Monat gegen eine Geldentschädigung anzubieten. Nach den Anfragen des Herrn Reis war der Bonze bereit, uns die Schutzbefohlene für ein Pauschquantum von dreißig Dollars anzuvertrauen. Sprach er die Wahrheit, so hatte diese davon achtzehn Dollars als Abgabe an die Staatskasse zu erlegen, und nur der Rest war ihr rechtmäßiges Eigenthum.

Es war nicht leicht, den frommen Mann loszuwerden,

denn er folgte uns bis an die Knie ins Waſſer. Herr Reis, ein genauer Kenner der Landesgeſetze und Bräuche gab mir während unſerer Waſſerpartie die nöthige Aufklärung. In den Anſchauungen der Japaneſen ſind die Unterſchiede zwiſchen Ehe und Proſtitution in einer Weiſe gelockert, die dem Angehörigen eines civiliſirten europäiſchen Staates faſt unbegreiflich und wie eine moraliſche Unvollkommenheit erſcheint. Es widerſtreitet nicht der Würde der Regierung, ſowohl das Inſtitut der Ehe, als die Proſtitution, zu einer Einnahmequelle der Finanzen zu machen. In vornehmen Familien werden die Ehen zwiſchen Angehörigen, wie in diesſeitigen Fürſten- und hohen Adelsgeſchlechtern, durch diplomatiſche Uebereinkunft geſchloſſen und die pactirenden Theile zahlen, analog unſerer Erbſchaftsſteuer, eine dem Betrage des gemeinſchaftlichen Vermögens entſprechende Heirathsſteuer. Aehnliche Einnahmen erzielt das japaneſiſche Finanzſyſtem durch die amtlich ſanctionirte Protiſtution, ein Wort, deſſen ich mich nur bediene, da mir kein milderes, der Lebensanſchauung des ſeltſamen Volkes entſprechendes zu Gebote ſteht. Ein armer Hausvater — und die Mehrzahl der Japaneſen iſt aus Gründen, über die ich mich ſpäter verbreiten werde, blutarm — kann gegen eine gewiſſe Summe ſeine Töchter dem Staate verkaufen. Dieſer übernimmt ſie ſchon in den zarteſten Kinderjahren, und damit zugleich die Verpflichtung ihrer Erziehung. Sie lernen leſen, ſchreiben, nützliche Handarbeiten und etwas Klimperei auf den landesüblichen Saiteninſtrumenten. Herangewachſen, ſiedeln ſie in die Blumen- oder Theehäuſer über. Je nach ihren körperlichen und geiſtigen Vorzügen werden ſie in Häuſer verſchiedener Kategorien

gethan. Das Viertel, in dem dieſe Staatsinſtitute liegen, heißt das Herrenviertel, das anſehnlichſte derſelben, zu dem das Eintrittsgeld ungefähr zwei Dollars beträgt, wurde, ich weiß nicht, ob nur von den Anſiedlern, „das Herrenhaus“ genannt. Dem geringen Mann iſt der Zutritt erleichtert. Durchſchnittlich beträgt ſein täglicher Verdienſt drei Tempo's, eine große ovale, in der Mitte viereckig durchlöcherte Münze von feiner Bronce. Mit einem dieſer Geldſtücke hat er ſogleich ſeine Einkommenſteuer zu entrichten, das zweite reicht zur Deckung ſeiner Lebensbedürfniſſe hin, mit dem dritten Tempo kann er den Eintritt in eines der Theehäuſer unterſten Ranges erlangen. Die japaneſiſche Regierung in ihrer gemüthlichen Weltanſicht betrachtet den Staatsfonds als die Sparkaſſe der Unterthanen und ſucht ihnen das erworbene baare Geld, wie Unmündigen, ſo raſch als möglich abzunehmen. Die Theehäuſer ſind daher die Mittelpunkte des geſelligen Verkehrs im Lande. Der Europäer darf damit durchaus keine entwürdigenden Nebenvorſtellungen verbinden, die Mehrzahl der armen Japaneſen wählt ihre Ehefrauen aus dieſen Theehäuſern, und die Vergangenheit derſelben verkümmert keineswegs das häusliche Glück, das, wie man mir oft wiederholt hat, in dieſen, nach europäiſchen Begriffen auf ſo unangemeſſene Weiſe geſchloſſenen Ehen herrſchen ſoll. Zudem ſteht das Betragen der Bewohnerinnen dieſer Theehäuſer weit über dem der weiblichen Gäſte jener europäiſchen Vergnügungslokale, deren Wirthe, ein Seitenſtück der japaneſiſchen Financiers, unter dem Schutze der Polizei, große Reichthümer erwerben. Nirgends habe ich etwas Ungeziemendes bemerkt, in den Salons von Mabile und

Chateau des fleurs, geſchweige denn in der Cloſerie de lilas zu Paris beträgt man ſich weniger anſtändig. Dem Japaneſen iſt eine officielle Abgemeſſenheit angeboren. Nach der Verſicherung meines Landsmannes Reis bewegt ſich die Unterhaltung ſtets in den Grenzen des Anſtandes. In dem ſogenannten „Herrenhauſe", in dem ich mehrmals in Geſellſchaft europäiſcher Kaufleute Thee getrunken habe, machte ein Yakonin in großer Gala im Empfangsſalon die Honneurs, ebendaſelbſt war ein amtlich geſtempeltes Beſchwerdebuch ausgelegt. Die Autoriſation der Regierung tritt deutlich zu Tage. Gar eigenthümlich, aber durchaus dem merkwürdigen Finanzſyſtem conſequent, iſt die Stellung der Behörde zu den vorkommenden Fällen ehelicher Untreue. Die Schuldige, und wenn ſie ſelbſt im Einvernehmen mit ihrem Ehegatten gehandelt hat, erhält eine beſtimmte Anzahl Stockprügel. Der Staat betrachtet ihr Vergehen in ſeiner Naivetät keineswegs als eine Verletzung höherer, zum Schutze der menſchlichen Familie gegebenen Geſetze, ſondern einfach als Zolldefraudation, als Beeinträchtigung der ihm durch den Beſuch der Theehäuſer zuſtehenden Einnahmen. Verluſt der bürgerlichen Ehre iſt, ganz wie bei den heimiſchen Verletzungen der Steuergeſetze, weder mit dem angeführten Vergehen, noch mit der Strafe verbunden.

Je mehr ich mich über die Eigenthümlichkeiten des Landes unterrichte, deſto unbegreiflicher erſcheint mir das Verfahren der Regierung. Zuweilen glaube ich auf einen anderen Planeten verſetzt zu ſein. Die Bevormundung überſteigt alle Grenzen. Den Rhedern und Schiffsbaumeiſtern wird die Größe und Form ihrer Dſchunken nach polizeilichem Gutachten vorgeſchrieben. Kein japaneſiſches

Fahrzeug darf ſich über die Nachbarinſel Japans hinaus entfernen und das aſiatiſche Rußland oder China beſuchen. Einige Zeit vor unſerer Ankunft war in Yokuhama ein ruſſiſches Kriegsfahrzeug eingetroffen; es hatte ſechszehn Japaneſen an Bord, die im Jahre vorher, durch Stürme verſchlagen, mit ihrer Dſchunke an die ruſſiſche Küſte getrieben worden waren, und dort gaſtliche Aufnahme gefunden hatten. Außer in der ruſſiſchen Sprache waren ſie in mancherlei Fertigkeiten unterrichtet worden, die man ſehr wohl hätte mit ihrer Hülfe in Japan weiter verbreiten können; aber das Geſetz verbietet die Wiederaufnahme auch des unfreiwilligen Auswanderers. Ohne den Schutz des ruſſiſchen Befehlshabers wären ſie ohne Weiteres hingerichtet worden. Es blieb ihnen nichts übrig, als in die Fremde zurückzukehren. Faſt zu derſelben Zeit hatte ein engliſcher Schiffskapitän, der ein junges Mädchen als Geſellſchafterin nach China mitgenommen, daſſelbe nach Yokuhama zurückgebracht; das unglückliche Weſen war verbrannt worden.

Wenn die Mitglieder des Kaufmannsſtandes in unſerem Jahrhundert und innerhalb der europäiſchen Staatseinrichtungen ſich durch ihre Beſitzthümer, dem Gemeinwohl nützliche Speculationen und der Regierung geleiſtete Dienſte bis zu fürſtlichem Range emporſchwingen und die höchſten Auszeichnungen genießen können, nehmen ſie in Japan den unterſten Rang der Geſellſchaft ein. Da ſie nach der Definition der Eingeborenen nicht ſelber arbeiten, ſondern nur die Früchte fremder Thätigkeit verwerthen, werden ſie allen übrigen Klaſſen nachgeſetzt. Gewiß trägt dieſe verſchrobene Auffaſſung, da die Mehrzahl der Anſiedler aus

Kaufleuten beſteht, viel dazu bei, alle Europäer geringſchätzig zu behandeln. Nur Conſuln und Militärperſonen bilden vermöge ihrer Standesabzeichen und Uniformen eine Ausnahme. Schon eine blaue Tuchmütze mit einer Goldborte reicht hin, den Japaneſen Reſpekt einzuflößen; zunächſt über den inländiſchen Kaufleuten ſtehen die Lohgerber und Scharfrichter. Von den Standesunterſchieden der niedrigeren Klaſſen wird der Fremde im Ganzen nicht viel gewahr. Die Vorliebe der Regierung für baares Geld zwingt den Japaneſen, auch wenn er ſein Schäfchen ins Trockene gebracht, den armſeligen Mann weiter zu ſpielen. Er vergräbt ſein Geld und geht in abgetragenen Kleidern einher. Kommt die Regierung hinter ſeinen heimlichen Beſitz, ſo belegt ſie zwei Drittel deſſelben, oder die ganze Summe, unter Form eines Zwangsdarlehns auf Nimmerwiedergeben mit Beſchlag.

Um die Zeit doch nicht unbenutzt vorübergehen zu laſſen, hatte Herr Reis mir, bei der Unmöglichkeit, im Freien zu arbeiten, die Erlaubniß eines Privatmannes ausgewirkt, von dem Fenſter ſeiner Wohnung aus einen landſchaftlichen Proſpekt aufzunehmen. Der Herr und die Frau vom Hauſe empfingen mich ſehr zuvorkommend; ich wurde mit Thee, Kuchen und einer Pfeife bewirthet und mir die vortheilhafteſte Stelle des ſehr anmuthig gelegenen Hauſes eingeräumt. Neben mir ſtand die eben dem Backfiſchthum entwachſene Tochter des Hauſes und wehte mir mit einem Fächer Kühlung zu. Ich würde mich einer Unwahrheit ſchuldig machen, wollte ich verſchweigen, daß der Entwurf und die Ausführung meiner Aquarelle unter einer Nachbarſchaft litt, wie ſie mir in Aſien noch nicht vom Glück

beſchieden worden war. Mama nannte ihr Kind ſchlechtweg „Musme“ (Schäfchen), eine beliebte Bezeichnung für hübſche junge Mädchen, und ich nahm bei der Redſeligkeit der wackeren Frau immer die Gelegenheit wahr, meine Blicke von der abzuconterfeienden Gegend auf Musme zu richten und meiner Phantaſie ihre entzückend lieblichen Züge einzuprägen. Wer die Schönheit der Japaneſinnen nur nach den in europäiſchen Sammlungen vorhandenen, von hieſigen Malern angefertigten Bildern beurtheilen wollte, würde eine ganz falſche Vorſtellung erhalten. Die einheimiſchen Künſtler legen den Nachdruck nur auf die genaue Nachahmung der Kleiderſtoffe, ihres nationalen Schnittes und der glühenden Farben, der Haartracht und der ſonſtigen Schmuckſachen. Alle Geſichter ſind einander ſo ähnlich, wie durch dieſelbe Schablone geſtrichen, der allerdings nicht das nationale Hautgepräge fehlt. Der Typus der Japaneſinnen der feineren Stände kommt dem der Andaluſierinnen nahe. Nicht wenige ſind ihrem Teint nach ſo zart, wie norddeutſche oder engliſche Frauen und Mädchen; verdunkelt ſich der Ton der Geſichtsfarbe ein wenig, ſo geht er doch nicht über den der Albanerinnen und Südfranzöſinnen hinaus. Der kaum merkliche ſtumpfe Winkel der Augenbraunen giebt den ſchönen Geſichtern einen unbeſchreiblichen Reiz. Hände und Füße, die man in Japan nicht verunſtaltet, ſind wie die Körperformen, von tadelloſer Regelmäßigkeit und Zartheit. Selbſt die abenteuerlichen Friſuren, ein Aufſatz, um den das üppige ſchwarze Haar, an den Schläfen und der Stirn glatt zurückgeſtrichen, um kunſtvoll gepreßte, vergoldete, weit vom Kopf abſtehende Hornſtreifen geſchlungen wird, vermögen

dieſe Schönheiten nicht zu entſtellen. Die Gewänder, ein langes Kleid, das ſich, unähnlich den europäiſchen Crinolinen, in der Kniegegend verengert, dann aber noch in einer reichen Schleppe endet, darüber ein geſtickter Paletot aus koſtbaren farbigen Stoffen, ſtimmen herrlich zu der anziehenden Geſichtsbildung und den zierlichen Geſtalten. Der Gang der Japaneſinnen iſt etwas unſicher, denn ſie tragen unter den Sohlen zwei Zoll hohe, ſtelzenartige Klötzchen. Die Füße ſelber ſind unbedeckt und die Sohlen mit bunten Bändern daran befeſtigt.

„Musme" war unglaublich zuthulich; die Malerei rückte alſo nur langſam vorwärts. Inzwiſchen hatte der Hausherr zu allen Verwandten und Bekannten geſchickt und dieſe trafen allmälig ein, um den Fremdling und ſein Werk näher in Augenſchein zu nehmen. Die Honoratioren von Yokuhama rückten mir ſo nahe auf den Leib, daß ich kaum noch die Ellbogen bewegen konnte; ich mußte die Arbeit für beendet erklären. Wir verabſchiedeten uns, und der höfliche Wirth verehrte mir als Andenken an den Beſuch einen Tuſchkaſten. Die reizende „Musme", ein Abbild Pepita's in ihren Blüthejahren, war verſchwunden; ich habe ſie nicht wieder geſehen.

Obgleich wir uns in den heißeſten Tagen des hieſigen Sommers befinden, und das Thermometer mitunter noch um Sonnenuntergang auf 30 Grad zeigt, beſſert ſich doch allmälig mein Geſundheitszuſtand. Die körperliche Bewegung ſtrengt mich nicht mehr ſo peinlich an, wie frühe; der Appetit kehrt zurück und der Schlaf beſſert ſich. Von meinem Landsmann Reis habe ich einige japaneſiſche Vocabeln und Redensarten erlernt, die mir bei Ankäufen in

n gar gute Dienſte leiſten. Mit jedem Tage werde vertrauter mit den Einrichtungen der Stadt. Polizeionen giebt es an allen Ecken und Enden. Die einzelnen, nur winzigen Häuſerreviere werden Abends durch ter verſchloſſen. Die Zahl der Feuerwächter iſt ſehr ächtlich und ihr jedesmaliger Standpunkt der Verantlichkeit ihres Amtes vollkommen entſprechend. Der chter erſteigt nämlich eine hohe Leiter an der Straßen- und ſetzt ſich auf ein ſchmales Brett des Mauerrandes. läſt er ein, ſo fällt er hinunter und bricht das Genick. einen Waſſervorrath hat jeder Hauswirth zu ſorgen.

in den Läden feilgebotenen Waaren ſind unverſchämt er; die Unterthanen werden von der Regierung inſtruirt, Fremden möglichſt zu übervortheilen. Doch läßt der anese, wenn es unbemerkt geſchehen kann, mit ſich han-. Es iſt mir ſogar gelungen, eine Landkarte von an und einen Plan von Yeddo zu kaufen. Dem Wort- des Geſetzes nach hätte der Händler Beide einem länder nicht einmal zeigen dürfen. Die Schnitzereien lackirten Waaren ſind wahre Wunderwerke von Soli- t und Sauberkeit. Dem Straßenverkehr iſt bei der ndſätzlichen Zurückhaltung der Japaneſen ein Dämpfer geſetzt; ſelbſt die hieſigen Pferde ſind Leiſetreter. Den chlag mit eiſernen Hufeiſen kennt man nicht, aber die e werden mit feſten Strohſchuhen bekleidet, ohne daß die hen Gangarten darunter leiden.

Mit meiner Nachtruhe muß ich ſeit dem 13. Auguſt immer haushälteriſcher einrichten, denn nicht nur die anesen exerciren und manövriren in der kühlen Nacht, unſere Preußen ſind hinter ihre Schliche gekommen.

Die Marine-Abtheilung der Gazelle ist am Lande und beginnt ihre Uebungen schon um drei Uhr Morgens mit einem kräftigen Hörnersignal, das sogleich eine Anzahl früh erwachter Zuschauer anlockt. Die Offiziere und Soldaten der Corvette haben sich jetzt „landfein" gemacht und sind unbestritten die Löwen von Yokuhama. Der Exercirplatz liegt in der Nähe des Reis'schen Hauses, die Fenster meines Schlafzimmers stehen Tag und Nacht offen, mir entgeht also kein lautes Wort der Kriegsgebietiger. Wir sind Alle Soldaten gewesen und wissen, daß es unter den Rekruten immer Capacitäten giebt, die über gewisse mathematische Grundbestimmungen erst langsam zur Klarheit gelangen. So lag ich neulich im Bette und ward Ohrenzeuge folgender mnemotechnisch-wissenschaftlichen Auseinandersetzung eines Unteroffiziers, die mich sofort in die theure Heimath, auf den Holz- oder Kohlenmarkt des alten Danzig zurückversetzte.

„Heupferd!" begann der Gewaltige, „links! links! sage ich. Wissen Sie denn immer noch nicht, wo links ist? Heupferd, Sie! Die Seite, wo Sie sich mit der Degenkoppel die Hüfte wund scheuern, ist links; die Hand mit der Sie nicht essen, ist links, Heupferd! Kennen Sie denn nicht das schöne Lied: Du Schwert an meiner Linken! An so etwas muß der Soldat denken, merken Sie sich das endlich, Sie Heupferd!"

Die Anwesenheit unserer braven Bursche verleiht mir wieder einige Sicherheit. In den letzten Tagen hatte ich bemerkt, daß viele Kaufleute nur den Tag in ihren Comptoirs zubrachten und Abends mit den Hauptbüchern und Baarschaften an Bord der Schiffe zurückkehrten, zudem war es

t angenehm, drei Viertel des Tages in dem weiten
ıſe, nur in Geſellſchaft von zehn eingeborenen Dienern,
ıbringen. Am 15. Auguſt war auf der Straße ein
ırdanfall vorgekommen. Ein Yakonin hatte plötzlich von
er gezogen und einen Streich nach einem vorübergehenden
ɜländer geführt. Dieſer war damit nicht einverſtanden,
ſeinen Revolver und ſchoß den Angreifer durch den
n. Herr Reis kam in Folge dieſes Vorfalls mit ernſt-
tem Geſicht zu mir und verlangte meinen Revolver zu
:n, über deſſen leichtes Kaliber er ſich höchſt mißbilli-
d ausſprach. Zugleich zog er aus einem Futteral, das
ı an einem Bandelier über die Schulter hängen konnte,
: amerikaniſche Waffe, deren Kaliber freilich nichts mehr
wünſchen übrig ließ, und verpflichtete mich, ſie auf allen
ßgängen mitzunehmen. „Sie thun damit noch auf 200
ɔritte Kernſchüſſe!“ ſagte der würdige Freund zur Em-
ɔlung des Mordinſtrumentes.

XII.

Erdbeben und Erbrechen. Der preußische und holländische General-Consul. Ein Dieb verbrannt. Der Itzebu und die Bestalinnen Yokuhamas. Fußbäder im Speisehause. Das Papier in der Toilette. Ein Badhaus. Nach Yeddo.

Die vielverschrieene Unsicherheit der Straßen hält mich von meinen Ausflügen nicht ab, und mein Princip, herausfordernde Blicke und Gebehrden zu vermeiden und den überaus argwöhnischen Menschenschlag zuvorkommend und traulich zu behandeln, bewährt sich in Japan wie in China. Mit kleinen Geschenken erreicht man hier so viel, wie an allen Orten der Welt.

Am Abend des Geburtstages Kaiser Napoleons III., der in den Frühstunden durch Salven gefeiert worden war, lernte ich eines der landesüblichen Erdbeben kennen. Ich stand dicht an der Bretterwand des festlich erleuchteten Saales im Reis'schen Hause, als sich plötzlich die Kronleuchter wie auf einem Schiffe bewegten. Zugleich sprangen alle Stuben- und Hausthüren auf; unwillkürlich griff ich nach der Wand. Es mag eine durch die Beunruhigung der Augennerven hervorgebrachte Sinnestäuschung gewesen sein, aber es kam mir vor, als neigte sich die Wand

ückwärts und als versänke der Estrich unter meinen Füßen. Den geistigen und moralischen Zustand, der durch den mpörenden Gedanken hervorgebracht wird: das einzige Element, das uns von Kindesbeinen an als Sinnbild des Conservativen vorgeschwebt hat und unser Fortbestehen arantirt, werde plötzlich treulos, kann ich nur als einen beraus leidigen bezeichnen. Wurde er durch die anhaltende leberreizung meines Nervensystems, oder durch ein neues panesisches Gericht, rohe Fischscheiben mit Sojasauce, das ir bei der Mittagstafel trefflich gemundet hatte, gesteigert; n Schwindelanfall vertrieb mich aus dem Salon und ndete mit einer gewaltigen Eruption des Magens. Die nderen Europäer beachteten die Erderschütterung kaum und rachen nach 5 Minuten von anderen gleichgültigen Dingen.

Eine Spazierfahrt nach der Gazelle am 16. August äre uns fast sehr übel bekommen. Unser Boot war nur ein, und bald nach der Abfahrt geriethen wir in einen Bogenschwall, durch den wir nur mit Lebensgefahr und is auf den letzten Faden am Leibe durchnäßt, an Bord er Corvette gelangten. Ohne die Herzensgüte des Barons on Bothwell, der uns Abends ein schweres, seetüchtiges ahrzeug zur Verfügung stellte, wären wir auf der Rück- hrt elendiglich zu Grunde gegangen. Die scharfe Brise rtete in einen kleinen Teifun aus, und ich fand, als ich bermals bis auf die Knochenhaut durchnäßt, in meinem chlafgemach anlangte, dasselbe mit zahllosen Glühwürmern ngefüllt, die, auf ihrem Abend-Corso von dem Sturm berfallen, in mein Zimmer geflüchtet waren. Die Fenster ußten geschlossen werden und ich brachte in dieser wüthend mhertobenden Gesellschaft die Nacht bei einer Temperatur

zu, die ſchlimmſten Falles zum Schmelzen von Blei genügt hätte.

Am Nachmittage des nächſten Tages wurde mir Gelegenheit geboten, meinen ſehnlichen Wunſch zu erfüllen und nach der Hauptſtadt Yeddo zu gelangen. Schon wiederholt hatte ich, auf meine Empfehlungsſchreiben von hoher Stelle und weltberühmten Händen fußend, den preußiſchen General-Conſul, Herrn von Brandt, gebeten, mir durch ſeine Autorität die Reiſe nach Yeddo, zu der es einer ſpeciellen Erlaubniß der japaneſiſchen Regierung bedurfte, zu ermöglichen; immer hatte ich eine Fehlbitte gethan. Ich bin weit entfernt, den geringſten Zweifel in ſeinen guten Willen zu ſetzen, ſondern glaube vielmehr, er habe in richtiger Würdigung ſeines damaligen, vor Eröffnung der näheren Unterhandlungen mit Preußen noch geringeren Einfluſſes, Bedenken getragen, das Leben eines ihm warm empfohlenen preußiſchen Landsmannes auf das Spiel zu ſetzen. Mir war daher nichts übrig geblieben, da ich nicht die halbe Erdkugel umſchifft haben wollte, um an den Thoren Yeddo's, der Hauptſtadt dieſes Räthſellandes, umzukehren, als mich an den holländiſchen General-Conſul zu wenden. Der mir geneigte Beamte hatte mein Geſuch ſogleich bewilligt und mir angezeigt, daß er in Geſchäften ſeines Gouvernements am 17. Auguſt einen kurzen Ausflug nach Yeddo machen werde, an dem ich mich betheiligen könne. Wie gern hätte ich ſeiner Aufforderung Folge geleiſtet, allein der Teifun hielt unter unaufhörlichen Regengüſſen an, der vier Meilen lange Weg nach der Hauptſtadt mußte zu Pferde zurückgelegt werden; dem war meine Geſundheit nicht gewachſen. Mit tiefem Bedauern ließ ich

mich entschuldigen und hoffte auf eine günstigere Gelegenheit. Stand doch der holländische General-Consul in fortwährender Beziehung zu der japanesischen Regierung. Ich blieb resignirt zurück, wurde aber durch das heitere und frische Wetter des nächsten Tages entschädigt, das Herrn Reis und mir sogar ausnahmsweise eine kleine Landpartie und längere Promenade durch die Stadt erlaubte. Der Morgen brach freilich nicht ermuthigend an. Unter meinem Fenster wurde ein armer Mensch vorübergebracht, der mehrerer Diebstähle überführt worden war. Ein Trupp Bewaffneter geleitete ihn nach dem nächsten japanesischen Kirchhofe, wo er nach dem Richterspruch in hockender Stellung an einen Baumstumpf gebunden und verbrannt werden sollte. Abends zeigte mir Herr Reis den Richtplatz; es waren noch Ueberbleibsel der Asche des Unglücklichen vorhanden. Der Delinquent sah auf seinem letzten Wege überaus entschlossen und trotzig aus. Der kleine Abstecher der Frühstunden galt einem abgelegenen kleinen Tempel, den ich ungehindert von Polizisten und Spionen rasch zu Papier brachte. Nur einige jugendliche Grazien waren uns gefolgt und spielten mit vieler Koketterie die Rolle bußfertig betender Magdalenen, als wir aber im Tempel Platz nahmen, um uns abzukühlen, ließen sie rasch die Maske fallen und verriethen durch ihre radical freisinnigen Anerbietungen, daß sie ernstlich einer Erhöhung der Staatseinkünfte durch ihr Thun und Lassen beflissen seien. Es wurde uns schwer, die verführerischen Geschöpfe von uns abzuwehren. Erst die Vertheilung eines Itzebu, der japanischen größten, einer indischen Rupie gleichkommenden Silbermünze von feinstem, chemisch fast reinem Silber und länglich vier-

eckiger Gestalt, belehrte die Courtisanen, daß wir von ihrer Gegenwart befreit sein wollten.

In die Stadt zurückgekehrt, betraten wir eine Speise-Anstalt für Bauern und ärmere Leute. Sie war sehr stark besucht, die Zeit der Wallfahrten auf den heiligen Vulkan Fusi Jama rückte heran, und schon waren viele Pilger in Yokuhama eingetroffen. Die Reinlichkeit des Lokals ließ nichts zu wünschen übrig. Die den Boden des Eßsaales bedeckende, vier bis fünf Zoll dicke Rohrmatte dient gleichzeitig als Bettstatt, zu der nur ein hölzernes ausgehöhltes Kopfkissen geliefert wird, muß also sehr sauber gehalten werden. Jeder Gast, an dessen Sohlen und Zehen Fragmente seines Lebenswandels haften, ist daher, ehe man ihm Speise und Trank verabreicht, zu einem gründlichen Fußbade genöthigt. Man speist, auf der Erde hockend, an einem zwei Fuß hohen Schemel, auf den die Gefäße gesetzt werden; in langen Reihen kauern die Gäste hintereinander, wie die Andächtigen in unsern katholischen Gotteshäusern. Die Nahrungsmittel sind höchst einfach und bestehen meistens aus Reis, von dem der Japanese mit Eßstäbchen in kürzester Zeit kaum glaubliche Quantitäten verschlingt, ohne ein Körnchen auf den Boden zu streuen.

In diesem Lokal that ich auch einen tieferen Blick in die vielseitige Anwendung des Papiers, die zu den Eigenthümlichkeiten der Japanesen gehört. Die Aermel aller Obergewänder sind übermäßig weit und werden bis auf sechs Zoll von der Handöffnung zugesteppt. Dadurch entsteht eine weite Tasche, in welcher jeder Japanese seinen Papiervorrath aufbewahrt: dünne bastartige Blätter von Octavformat. Der feine Mann trägt überdies am Gürtel

inen Tuſchkaſten, ſein Tintenfaß. Nöthigen Falles zieht
r den Pinſel und ein Blatt Papier aus dem Aermel und
eſchreibt daſſelbe mit ſeinem Namen. Dann dient es ihm
ls Viſitenkarte. Mir liegt die japaneſiſche Unterſchrift
ines Arztes vor, deſſen Kenntniſſe ſo weit reichten, ſeinen
amen auch mit lateiniſchen Buchſtaben auszuführen, doch
nd letztere bis auf die Abbreviatur „Dr.“ vollkommen
nleſerlich. Die japaneſiſche Signatur für letztere ſieht
einahe wie ein ſich mühſelig krümmender, vollgeſogener
Blutegel aus. Dieſe Papierblätter dienen jedoch zu vielen
nderen Zwecken. Beiden Geſchlechtern iſt das Taſchentuch
nd ſein Gebrauch unbekannt; der Japaneſe putzt die Naſe
it Papier. Iſt er allein, ſo wirft er den gebrauchten
Biſch ohne Weiteres bei Seite, befindet er ſich in Geſell-
haft, ſo verbirgt er ihn im Rockärmel. Aehnlich verhält
s ſich mit jenen Blättern, durch welche er nach Tiſch unſere
Serviette erſetzt. Ob er aus löblichem Anſtandsgefühl auch
ene Papiere, in deren hauswirthſchaftlicher Anwendung der
Orient mit dem Occident hoffentlich übereinſtimmt, im
lermel verbirgt und ſich ihrer erſt in der Stille entledigt,
ermag ich nicht anzugeben. Den Gebrauch der auf
Schemeln und Fenſterbrettern ſtehenden Spucknäpfe mag
er Japaneſe von ſeinen alten Handelsgenoſſen, den Hol-
ändern, gelernt haben. Ich erinnerte mich des nieder-
ändiſchen „Quispeldörtchens“, als ich dieſe, einem ſchlanken
Beißbierglaſe ähnlichen Behälter erblickte, von denen ſich
Niemand trennt. Die halb zugenähten Aermel der Japa-
eſen dienen ihnen zugleich als Reiſetaſchen und Geldbörſen.
Bleich unſeren Schuljungen, die in ihren mürben Hoſen-
aſchen Kreide, Meſſingknöpfe, Brotrinden, Dreier, zerbrochene

zinnerne Soldaten, Murmeln und Bindfaden aufbewahren, bringen sie darin Alles unter, was irgend noch im Kleinverkehr zu verwerthen sein möchte.

Gegen Abend besuchten wir ein großes Badhaus, das schon im Verlauf des Tages meine Aufmerksamkeit erregt hatte. Den freien Sitten der Japanesen entsprechend, lag es dicht an der Straße, und Thüren und Fenster standen weit offen. Die Vorübergehenden konnten den im Erdgeschoß liegenden Bade- oder Waschsalon frei übersehen. Wir traten ein, reichten dem zwischen den beiden Mittelthüren auf einer schmalen Estrade sitzenden Cassirer einen Viertel-Itzebu (5 Sgr.) als Geschenk, und genossen — der Preis für ein Bad beträgt nur ungefähr 2 bis 3 Pfennige unserer Münze — unbeschränkte Freiheit, in dem Lokal umherzuwandeln. Jeder Badegast, der seine Entrée bezahlt, erhält eine Marke, deren Nummer mit einem schmalen Fach in den zahlreichen Wandschränken correspondirt, in dem er seine Kleider aufhängt, dann sucht er eine unbesetzte Stelle auf. Der ganze Saal ist mit fünf oder sechs Rinnen durchzogen, die nur durch sanfte Neigungen und Abdachungen des glatt gehobelten Fußbodens entstehen. Auf einem dieser Grate hockt der Badegast nieder. Nun bringt ihm einer der zahlreichen Diener einen Eimer Wasser. Ich habe schon gesagt, daß die Einwohnerinnen ihre ersten Abwaschungen an den, vor ihren Häusern stehenden Wasserkübeln der Feuerwehr verrichten; das Wasser des Badhauses ist ungleich erfrischender und stammt aus einem der Bäche, welche hier und da die Stadt durchrieseln. In jedem Eimer liegt eine kleine Schöpfkelle, und das Bad besteht eigentlich nur in einer wiederholten Ueberrieselung.

Junge Männer und Mädchen, denn Kinder und ältere Leute pflegen nicht öffentlich zu baden, hocken in bunter Reihe nebeneinander, übergießen ihre Körper mit Waſſer und genießen die durch den Verdunſtungs-Prozeß erzeugte Abkühlung. Das Verfahren wird wiederholt, ſo lange der bezahlte Waſſervorrath ausreicht. Eine vom europäiſchen Anſtandsbegriff ſo weit abweichende Sitte wird Niemanden erſchrecken, wenn er erfährt, daß ein Badegaſt ſich den äußerſten Mißhandlungen ausſetzen würde, beobachtete er nicht die gebotene Decenz. Ich bin weit entfernt, im Geheimen vorkommende ſittliche Gräuel in Abrede zu ſtellen; öffentlich begeht weder Mann noch Weib einen Verſtoß gegen das, was in Japan „gute Sitte" genannt wird. Nach beendetem Bade begeben ſich viele Gäſte ſogar, ohne vorher ihre Kleider anzulegen, vor die Thür des Badhauſes und laſſen ſich auf Bänken nieder, um zu plaudern und die noch feuchte Haut durch die Briſe zu kühlen.

Im craſſen Widerſpruch mit dem geſitteten Benehmen der Japaneſen ſelbſt unter ſo eximirten Koſtüm-Verhältniſſen, ſteht die Schamloſigkeit der Produkte des fliegenden Buchhandels, dem, ſo weit ich mich unterrichtet, in Japan vollkommen freie Hand gegönnt wird. Kinder in den zarteſten Jahren bieten auf offener Straße kleine Bücher voll von obſcönen Abbildungen oder erſchreckend freche Puppen feil. Ein beliebtes Vergnügen für Alt und Jung ſind auch in Japan Schießübungen mit Bogen und Pfeil. Trifft der Schütz, ſo ſpringt in unſeren Schießſtänden irgend ein ſcherzhafter, überraſchender Gegenſtand hervor, hier nie ein anderer, als das von Philologen näher zu definirende Emblem des römiſchen Gartengottes. Daſſelbe prangt

obenein in vielen Tempeln und als Thürschmuck der Theehäuser; zuletzt gewöhnt sich der Fremde daran, wie an die Putzköpfe in den Schaufenstern unserer Friseure. Noch weiter gehen die hiesigen Aerzte. Als Reclame dienen ihnen Tafeln oder Aushängeschilder, gleich den Tableau's unserer Bänkelsänger auf Jahrmärkten, bemalt mit den abscheulichsten Krankheiten in riesengroßen Exemplaren. Zuweilen hat der darstellende Künstler dabei einen wahren Galgenhumor entwickelt. Ich erinnere mich der Abbildung eines ziemlich leichten Patienten, welcher mit der Eile eines dem Schlachtgemetzel entwischten Kriegers in voller Carrière zu seinem Specialisten rannte. Einige Veduten, die ich als Beleg der Wirklichkeit angefertigt, so wie ein halbes Dutzend jener Volksbücher, welche ich zu gleichem Zwecke angekauft, habe ich noch vor meiner Ueberfahrt nach Californien vernichtet. Der Gedanke, in welchen schmählichen Verdacht ich im Falle meines Ablebens bei Verwandten und Erben gerathen könne, trieb mich dazu an. Ein weit verbreitetes Uebel in Japan ist der Bandwurm, da sich aber die einheimischen Aerzte darauf verstehen, ihn durch Anwendung einer gewissen Pflanzensäure leicht und schmerzlos abzutreiben, halten sie es nicht der Mühe für werth, die Vorübergehenden durch „Wurmbilder" anzulocken. Die europäische Garnison leidet vorübergehend an einer zum Glück nur ungefährlichen Augenentzündung. Immer der vierte Mann ist davon befallen, und auch das Personal des preußischen Consulates nicht ganz frei geblieben. Unsere Aerzte hoffen, die Kranken schon in vierzehn Tagen wieder herzustellen.

Am 20. August ging endlich mein sehnlicher Wunsch in Erfüllung, Yeddo zu besuchen. Der holländische General-

Conſul befand ſich daſelbſt und hatte mir ein Document ugeſtellt, mit dem ich es wagen durfte, um Einlaß in die Thore zu bitten. Die Landreiſe wäre ohne hinreichende Bedeckung einheimiſcher Truppen, ja vielleicht eben wegen erſelben, mit Lebensgefahr verbunden geweſen; ich ſollte mich eines dem General-Conſul gehörigen winzigen Rad- ampfers von anderthalb Fohlen-Kraft bedienen. Von fünf apaneſiſchen Seeleuten begleitet, fuhr ich um fünf Uhr Morgens von Yokuhama ab. Meinen ſiebenläufigen Re- olver trug ich an einem Riemen über der Schulter; Herr Reis hatte mich beim Abſchiede noch mit einem Schlepp- äbel umgürtet. Niemals habe ich ſeinen Ermahnungen: nicht unbewaffnet mich unter dieſes unberechenbar heim- ückiſche Volk zu wagen, widerſprochen, aber ich bin noch eute ungewiß, ob nicht der raſche gewaltſame Tod unter en haarſcharfen Schwertern der Yakonins den langen un- rträglichen Leiden vorzuziehen geweſen wäre, die mir bei meinen dünnen Kleidern das Schleppen des ſchweren Re- volvers verurſachte. Namentlich hinderte und quälte mich das Scheuſal bei allen künſtleriſchen Arbeiten. Der Riemen rieb meine rechte Schulter wund, und als ich durch Ver- mittelung des Herrn Reis wieder Zutritt in einem Privat- hauſe fand und durch ein Fenſter den maleriſchen Straßen- proſpect aufnahm, ließ ich das Schießgewehr zu Hauſe, und hing nur das leichte Futteral zugekapſelt über die Schulter. Von meinem Wirthe hatte ich nichts zu befürchten, er flehte mich mit Gebehrden und Mienen um die höchſte Behut- ſamkeit bei der Arbeit an, denn er fürchtete eine Denunciation durch die überall umherlungernden Spione und eine em- pfindliche Polizeiſtrafe. Die von mir angefertigte Aquarelle

des Innern der Stadt konnte ja nur einer Landesverräther dienen.

Von Revolver und Schleppsäbel doppelt belastet, saß ich neben dem Steuermann und labte Herz und Auge an dem Panorama der hügeligen grünen Küste, die wir entlang fuhren. Außer mit verschiedenartigem Nadelholz, unter dem ich eine Pinienabart schon hervorgehoben habe, ist der japanische Boden reich mit Kamellienbäumen bestanden, die an Größe und imposantem Aussehen alten Eichen nicht selten gleichkommen. Die Blüthezeit war zwar längst vorüber, und ich wußte nur aus japanesischen Bildern, daß die Landschaft im Frühling in einem rosenfarbigen Gewande erscheint, allein die Bäume verliehen ihr auch jetzt, wo sie schon ihre apfelartigen Früchte angesetzt hatten, einen gewissen Adel. Im Innern von Yeddo sollte ich desselben später noch deutlicher bewußt werden.

Mein Schifflein brodelte wie eine siedende Theemaschine, pfeilgeschwind wirbelten die Räderchen, Flotten von schwerfälligen Handels-Dschunken segelten nach den südlichen Seebuchten, an denen die Fabriken des Reiches liegen sollen, an uns vorüber, mit dem Fernglase erkannte ich am Strande von Kanagawa zwei, schon vor hundert Jahren nach holländischen Mustern erbaute unbehülfliche Kriegsfahrzeuge, in deren Besitz der Stolz der japanischen Marine bestehen soll, ungeachtet Niemand damit zu manövriren vermag und man zu ihrer letzten Reise von siebenzig bis achtzig Seemeilen in der besten Jahreszeit mehr als einen Monat brauchte; um zehn Uhr wurde dicht vor Yeddo gestoppt. Mein Herz pochte vor Aufregung; so war es mir denn wirklich gelungen, diese merkwürdige Stadt und in ihr den

entfernteſten Punkt meiner Reiſe im öſtlichen Aſien zu erreichen!

Wir waren zwiſchen mehreren kleinen, aus Steinblöcken und Paliſſaden errichteten Forts, welche von den Japaneſen für unüberwindlich gehalten werden mögen, aber ſchwerlich dem Feuer auch nur einer Breitſeite widerſtehen können, durchgefahren, und legten an einem Steindamm an, wo mehrere Yakonins meiner zu warten ſchienen. Ich überreichte dem Oberſten derſelben meine Legitimation und las aus ſeinen Mienen, daß bei der Ausfertigung kein Formfehler begangen worden und meinem Eintritt in die Capitale des Reiches der aufgehenden Sonne kein Hinderniß im Wege ſtehe. Den Bootsleuten wurde ein Winkel angewieſen, wo der kleine Dampfer vor Anker gehen ſollte; mich nahm ein Trupp von dreißig Yakonins, Beamten, Offizieren und gemeinen Soldaten in die Mitte. So traten wir bei einer glühenden Hitze den Marſch durch die Stadt nach dem Hotel des holländiſchen General-Conſuls an. Meine Begleitung umgab mich, wie einen Capitalverbrecher, deſſen Befreiung durch den Pöbel ſeine Wächter fürchten, in weitem Kreiſe, nur dicht vor und hinter mir ging ein Yakonin. Heute, da ich mich wieder in vollkommener Sicherheit befinde, kann ich kaum ein Lächeln über meine Beſorgniß unterdrücken: die Ehrengarde werde mir ein Leid anthun. Beim Abmarſch aus dem Hafen hatte ich die Kapſel des Revolver-Futterals zurückgeſchlagen und den Kolben blosgelegt; Jeder ſollte ſehen, daß ich auf das Aeußerſte gefaßt ſei. Mit meinem Schleppſäbel brachte ich kunſtgerecht jenes drohende Geraſſel auf dem Ziegelpflaſter hervor, in dem unſere jüngeren Befehlshaber von der

Cavallerie eine ſo große Virtuoſität entwickeln; ich glaube wirklich: ich wollte Yeddo imponiren. Darüber vergaß ich nicht, den Schatten des mir folgenden Yakonins ſcharf zu beobachten, um rechtzeitig von Leder zu ziehen. Die Eigenthümlichkeit der Landeskinder: ihre Feinde von hinten zuſammenzuhauen, war mir wohlbekannt.

Meine Beſorgniſſe waren ungegründet; die Herren und ihre Untergebenen ließen ſich vielmehr meinen Schutz gegen einheimiſche Widerſacher ernſtlich angelegen ſein. Gegen die Legionen der Fliegen und Mücken, welche heißhungrig über mich herfielen, vermochten ſie nicht viel auszurichten, deſto wirkſamer war ihre Defenſive gegen die wilden Hunde. Der hinter mir gehende Yakonin vertheilte ſo viele Fußtritte unter die garſtigen Kläffer, daß ich zuletzt annahm, ihm ſtehe noch ein dritter Fuß, als Hülfsorgan gegen biſſige Hunde, zu Gebote. Auch die Bevölkerung, wenn ſie allzudreiſt herandrängte, wurde auf gleich kategoriſche Weiſe behandelt. Man wird die Neugier der Leute begreifen, wenn man erfährt, daß ſich unter einer Bevölkerung von drei Millionen momentan nur drei Europäer, der General-Conſul, ſein Secretär und meine Wenigkeit befanden.

Das Terrain Yeddo's iſt hügelig und mit wundervollen Baumgruppen beſetzt. Bei der extremen conſervativen Geſinnung der Japaneſen herrſchte in der Bauart dieſelbe Einförmigkeit, wie zu Yokuhama, aber die unermeßliche Ausdehnung der Straßen, die maleriſch ſituirten Tempel und Paläſte, die wogende Bevölkerung verliehen dem Ganzen den großartigſten Anſtrich. Wir wanderten in dem feierlichen Tempo der Japaneſen — der Orient blickt mit Verachtung auf die geſchäftliche Eile der Europäer — beinahe

wei Stunden durch die anſehnlichſten Stadttheile, ehe wir ie Behauſung des General-Conſuls erreichten. Unterweges atte ich an den offenen Fenſtern der zweiten Stockwerke ngewöhnlich viel verheirathete Frauen erblickt. Sie ſind eicht zu erkennen, denn in Japan iſt jedes Mädchen, wenn s ſich verehelicht, durch das Geſetz verpflichtet, ihre Zähne chwarz zu färben und die Augenbrauen zu raſiren. Einem nderen Manne, als ihrem Gatten, darf ſie fortan nicht nehr gefallen, und dem Geſetzgeber ſcheint, nach den Damen, ie mir zu Geſicht gekommen, auch nicht viel daran gelegen u ſein, dieſen die Gunſt ihrer Männer zu erhalten.

Der Ueberreſt meiner Kräfte reichte nur noch hin, den etzten Hügel zu erſteigen, auf dem ein ſtattlicher Tempel ag. Die Regierung hatte ihn meinem Gönner, dem General-Conſul, als Hotel angewieſen. Zu ſeiner Ehrenwache war ein Bataillon Japaneſen (900 Mann) commandirt. Der Beamte und ſein Secretär ſaßen an einem Altar und ſchrieben.

XIII.

Bei Simodske. Die Burg des Taikun. Der unzugängliche Mikado. Der Rath der Dreizehn. Japan und Venedig. Schwarz lackirte Häuser. Der Tempel der Empfängniß. Ringer. Ein unbestrafter Brandstifter. Pillenpraxis. 20,000 Pfund Sterling. Eine Selbsthinrichtung. Nach Kamakura.

Der General-Consul empfing mich sehr zuvorkommend, entschuldigte sich aber, wenn er, durch Geschäfte verhindert, mich auf meiner Rundschau in der Umgegend des Tempels nicht begleitete. Er machte mir jedoch den Vorschlag, meinen, ihm schon in Yokuhama mitgetheilten Plan, den Geheimen Rath Simodske zu besuchen, auszuführen. Der hohe Beamte wohne in der Nachbarschaft, und ein „Kotzkei" (Diener) könne mich in einigen Minuten hinführen. Es wäre unschicklich gewesen, dem gütigen Manne zu widersprechen, doch konnte ich nicht umhin, vorher um eine kleine Herzstärkung zu bitten, die mir denn auch aus der bereit stehenden Theekanne verabreicht wurde. Durch den aromatischen Trunk neubelebt, machte ich mich, von des Consuls Kotzkei geleitet, auf den Weg und stand schon nach wenigen Minuten vor dem Portal des Si-

nodskeſchen Beſitzthums. Die üblichen Signale wurden, gegeben, der Portier erſchien, ich überreichte meine Visitenkarte, aber der überaus mißtrauiſch blickende Hausdiener entfernte ſich, ohne ein Wort der Entgegnung auf die Anrede des Kotzkei. Ich mußte auf ſeine Wiederkehr lange genug warten, und fand hinreichende Muße, meine thörichte Zudringlichkeit zu bereuen. Der edle Büreaurat, als ich ihn zum letztenmale auf Ceylon geſprochen, hatte mich zwar förmlich eingeladen, ihn bei meiner Ankunft in Yeddo zu beſuchen, allein ich erinnerte mich jetzt einer Menge vergeblicher Gänge, die ich in meinem Leben auf Grund ſolcher, nicht aufrichtig gemeinten Artigkeiten gemacht hatte. Zehn Minuten ſpäter kehrte der Portier zurück; Herr von Simodske war angeblich krank, ſehr krank, und unfähig, mir eine Audienz zu gewähren. Aus dem fletſchenden Lächeln des Bedienten erhellte, wie die Sache ſtand; ich war vollſtändig desavouirt. Es iſt wohl unnöthig, ausdrücklich zu bemerken, daß mich zwei Yakonins mit einem Trupp Soldaten bis zu Simodske's Hotel, wenn ich die kleine Feſtung ſo nennen darf, begleitet hatten, und daß wir jetzt nach dem Tempel zurückkehrten.

Theils aus Ueberzeugung, die Zeit unſeres Aufenthaltes in Yeddo ſei karg gemeſſen, theils aus körperlicher Ermattung, verlangſamte ich, ſo ſcheel die Yakonins auch hereinſchauten, meinen Gang und prägte, unfähig, die wechſelnden Proſpecte mit der Bleifeder oder dem Pinſel aufzubewahren, alle dieſe wunderbaren Bilder wenigſtens meiner Erinnerung ein. Dort die in der Mitte von Yeddo liegende Citadelle mußte der Sitz des weltlichen Herrſchers,

oder Taikun (Tayku oder Teikun) sein. Man hatte mir viel davon erzählt, aber zugleich so viele Widersprüche vorgebracht, daß ich die Zahl der über die gouvernementalen Mysterien Japans verbreiteten Fabeln nicht durch meine Mittheilungen vermehren will. Schon vor Beginn meiner großen Tour habe ich ein goldenes Wort Goethe's als Motto über mein Tagebuch geschrieben: „Wenn jeder Mensch nur als ein Supplement aller übrigen zu betrachten ist, und am nützlichsten und liebenswürdigsten erscheint, wenn er sich als solchen giebt, so muß dieses vorzüglich von Reiseberichten und Reisenden gültig sein." Ein ernster Kritiker wird mich kaum tadeln, wenn ich nur mit Widerstreben aufzeichne, was ich durch eigene sinnliche Wahrnehmung nicht verbürgen kann. Die Anwesenheit der japanesischen Gesandten in Berlin und ihr feierlicher Empfang bei Hofe hat die Aufmerksamkeit des deutschen Lesepublikum aufs auf die seltsame Regierungsform dieses originellsten aller Völker gerichtet, und man weiß, daß Japan von zwei Regenten beherrscht wird, die sowohl was die weltliche (Taikun), als auch die geistliche Machtsphäre (Mikado) betrifft, eine, den ehemaligen Dogen von Venedig ähnliche, nur glänzend repräsentirende, in der That aber ohnmächtige Stellung einnehmen. Die Regierung des Landes soll eigentlich, wie früher in der Lagunenstadt, in den Händen einer mächtigen Aristokratie ruhen, deren Häupter den aus 13 Räthen bestehenden großen Staatsrath bilden, dessen Beschlüsse der Taikun nur schlechtweg zu unterzeichnen hat. Verdienen die Angaben der in Japan ansässigen Europäer Vertrauen, so ist der geistliche Regent eine fast unnahbare Größe. Sein Aufenthalt wird geheim gehalten, und selbst

der Ausgezeichnetste seiner Unterthanen ist noch immer nicht würdig, in sein Antlitz zu blicken. Bei Audienzen sitzt er, von unten auf nur bis zu den Schultern sichtbar, hinter einem Vorhange. Alle sieben Jahre empfängt er den Galabesuch des Taikuns. Beide Regenten werden unabässig von Spionen, und diese wieder durch gegenseitige Controlle überwacht. Der gegenwärtige Mikado soll angeblich ein junger Mann von achtzehn Jahren sein, der ein Leben in der Mitte eines Rudels schöner Frauen vorbringt.

Auf dem Rückwege zu dem Tempel fielen mir die Häuser mehrerer vornehmen Japanesen auf. Sie waren, abweichend von der Landessitte, von Steinen aufgeführt, also feuerfest, schwarz angestrichen und sauber lackirt. Gleich den begüterten Aristokraten sollen auch die Inhaber werthvoller Waarenlager und die Fabrikanten von Schmucksachen aus edlen Metallen diese Bauart bevorzugen. Da ich nach Allem auf den Besuch des in der Umgegend von Yeddo gelegenen berüchtigten Tempels der Empfängniß verzichten mußte, dessen hauptsächliche Decoration in einer unzähligen Menge von Phallus bestehen soll, verweilte ich einige Zeit in einem Salon, wo vor Zuschauern für ein geringes Eintrittsgeld eben Ringkämpfe stattfanden. Es ist bekannt, zu welchem Verfahren früher die Italiener griffen, wenn es darauf ankam, schöne Knabenstimmen für den Verlauf des ganzen Lebens zu erhalten, die Japanesen glauben, durch dieselbe grausame Methode besonders geschickte und kräftige Ringer zu erzielen. Sämmtliche an dem Kampfspiel betheiligte Herren waren übermäßig corpulent und nur mit einem schmalen hellfarbigen Hüftbande, der beliebten Sommer-

tracht der Japaneſen mittleren Standes, bekleidet. Stellung und Griffe der Ringer kamen mit den in Europa üblichen überein, auch ſchienen die Zuſchauer auf einen der beiden Kämpfer zu wetten. Jeder derſelben hatte einen Secundanten, deſſen Functionen jedoch nur darin beſtanden, mit einem großen Fächer ſeinem Heros Kühlung zuzuwedeln. Dieſe Gunſt wurde namentlich den Körpertheilen, welchen die größten Anſtrengungen zugemuthet waren, d. h. den Schenkeln und Keulen, erwieſen. Dergleichen Ringkämpfe gehören zu den Lieblingsvergnügungen der Japaneſen aller Geſellſchaftskreiſe, nur pflegen vornehmere Perſonen die Ringer zu ſich zu berufen und ihre Kampfſpiele im eigenen Hauſe zu veranſtalten. Während der Schauſtellung wurden von Kindern Abbildungen derſelben feilgeboten. Die Zeichnung der Musculatur war ungeachtet des ungeheuerlichen Umfanges aller Glieder richtiger, als ich ſie bisher in China und Japan gefunden hatte, und ich erſtand mehrere Blätter, die mir in ihrer Naturwahrheit noch heute die wunderliche Scene vergegenwärtigen.

Den Herrn General-Conſul fand ich bei meiner Rückkehr nicht in der beſten Laune. Eine japaneſiſche Gerichts-Deputation war bei ihm geweſen und hatte ſeine Ausſage über ein Attentat, das in der vergangenen Nacht gegen ihn verſucht worden war, zu Protokoll genommen. Trotz der 900 Mann ſtarken Sicherheitswache war es einem Miſſethäter gelungen, den hölzernen Tempel, der dem General-Conſul Obdach gewährte, in Brand zu ſtecken. Noch zur rechten Zeit hatten die Poſten den Verbrecher auf friſcher That ertappt und den Brand gelöſcht. Nach

der Aussage des General-Consuls wären die Gerichtspersonen aber nicht geneigt gewesen, ihn strenge zu bestrafen. Sie schoben das Verbrechen auf eine momentane Geistesverwirrung des Brandstifters, und wirklich wurde später gar keine ernstliche Strafe über ihn verhängt.

„Meine diesmaligen Geschäfte sind beendet," sagte der General-Consul, „und so leid es mir Ihretwegen thut; um sechs Uhr verlassen wir Yeddo. Möglicher Weise finden Sie später Gelegenheit, noch einmal zurückzukehren; heute ist es am Besten, das Feld zu räumen." Nach dem Bisherigen fiel mir nicht ein, dem erfahrenen Beamten zu widersprechen, ich dankte ihm für seine gütige Förderung und streckte mich in Ermangelung eines Ruhebettes auf der Matte aus. Mein Schlummer war nur kurz, der Schriftführer weckte mich; wenn wir um sechs Uhr im Hafen sein wollten, durften wir nicht zögern. Vor dem Tempel stand das ganze Commando, sichtlich erfreut, uns los zu werden, in Hufeisenform aufmarschirt. Zwei Drittel blieben zurück, das letzte Drittel bildete ein Viereck, nahm uns in die Mitte und gab uns unter dem Anhange des Janhagels das Geleit bis an die See. Wir bestiegen mit Vermeidung aller überflüssigen Abschiedsfeierlichkeiten den kleinen Dampfer und kamen nach einer köstlichen Abendfahrt um halb zehn Uhr glücklich in Yokuhama an. Unzählige kleine Fischchen, die gleich den Funken einer Schmiedeesse aus dem tiefblauen Ocean im Schimmer der sinkenden Sonne emporsprühten, hatten mich besonders ergötzt. Das Schauspiel glich einem eigenartigen Wasserfeuerwerk.

Täuscht mich nicht mein Gefühl, so möchte ich das Klima Yokuhama's mit dem von Neapel vergleichen. Wie

dieſes, bedingt es ein dolce far niente, ohne doch in phyſiſcher Hinſicht eine erſchlaffende Wirkung auszuüben. Meine Geſundheit beſſert ſich langſam, der Appetit erwacht wieder, und ungeachtet der Warnungen des trefflichen Stabsarztes der „Gazelle," Dr. Brunner, der mir der graſſirenden Cholera halber die Fiſche verbietet, kann ich der Verſuchung nicht widerſtehen, den leckeren Steinbutten und Flundern zuzuſprechen. Eier, Reis und Thee ſind freilich ſonſt das A und O der hieſigen Speiſekarte. Meine Kräfte heben ſich, ich ſpüre das Erwachen meines gewöhnlichen Lebensmuthes und Arbeitseifers; wenn ich nicht an meinem unzertrennlichen Begleiter, dem vermaledeiten Revolver, zu Grunde gehe, kann ich noch zu Jahren kommen, aber derartige ſiebenläufige Schießgewehre ſind unheilbare Uebel für friedfertige Künſtler.

Die Tage vom 22. bis 24. Auguſt haben wir bei windigem und regneriſchem Wetter mit kleinen Spaziergängen ausgefüllt. Ein ankommendes engliſches Kanonenboot, dem zwei Maſten von den Japaneſen weggeſchoſſen worden waren, flößte uns abermals Beſorgniſſe für unſere Sicherheit ein. Wirklich war am 23. Auguſt ein Mordanfall auf einen Franzoſen vorgekommen, und deshalb die Munition in allen kaufmänniſchen Comptoirs erneuert worden. Neben den Tintefäſſern liegen hier nämlich die Revolver und hinter dem Chef des Hauſes ſteht eine Anzahl geladener Büchſen für den Fall eines unvorhergeſehenen Angriffs. Ich für mein Theil habe zu meiner perſönlichen Sicherſtellung ein eigenthümliches Mittel ergriffen. Schon früher auf meinen Spaziergängen mit Herrn Reis war ich oft von armen Japaneſen angeſprochen worden; die guten Leute hielten

mich für einen Arzt und baten, wie mir der Landsmann dolmetſchte, um Arznei für allerlei Krankheiten. Dieſer gelehrt-mediziniſche Anflug meiner Perſönlichkeit durfte nicht unbenutzt bleiben. Eine Anklage wegen Medizinalpfuſcherei hatte ich nicht zu gewärtigen, die Vorliebe der aſiatiſchen Völker für Heilmittel in Pillenform war mir bekannt, ich fertigte daher eine Anzahl von Pillen verſchiedenen Calibers an und ſteckte ſie bei meinen Spaziergängen in die Taſche. Da ich meine Gaben den mich auf der Straße conſultirenden Patienten unentgeltlich verabreichte, verbreitete ſich mein ärztlicher Ruf raſch in Yokuhama und ſeiner Umgegend. Selten ging ich aus, ohne mit leeren Schachteln zurückzukehren. So erkaufte ich meine Sicherheit auf den Straßen, und im Uebrigen ſpricht mich mein Gewiſſen vollkommen frei. Niemals bediente ich mich jener Draſtica, welche die Chemie den Fabrikaten Morriſons und anderer renommirten Pillendreher zuſchreibt. Eine kleine, für Kinder und junge Leute beſtimmte Sorte componirte ich aus Brot, Zucker und Salz, für Erwachſene that ich etwas Cayennepfeffer, Senf oder einige Körner Schnupftabak hinzu. Der Japaneſe glaubt nur an die Heilkraft des Arzneimittels, wenn daſſelbe einen ſtarken Reiz auf den Gaumen ausübt. Klagen über unglückliche Kuren ſind mir nie zu Ohren gekommen, und ich ziehe noch heute mein harmloſes Mittel: mich mit der Bevölkerung auf einen freundlichen Fuß zu ſetzen, dem beliebten Belagerungszuſtande vor.

Am 24. Auguſt wurden wir um 9 Uhr Morgens plötzlich von einem Teifun überfallen. Der Sturmwind ſtieß die Hausthür ein, warf, da die Thür des Eßzimmers offen

ſtand, das Theegeſchirr uns vor der Naſe zum Fenſter hinaus, und ſchleuderte über den mehr als 25 Fuß langen Flur eine ſolche Fluth von Regen und zerſtäubtem Seewaſſer in waagerechter Richtung in das Zimmer, daß die Sündfluth mit Kellen und Eimern bekämpft werden mußte. Zuvörderſt freilich ſchloſſen die japaneſiſchen Diener mit vereinter Anſtrengung die Flügel der Hausthür und ſtemmten einen wuchtigen Balken dagegen. Noch gegen Abend ſtand das Waſſer ſo hoch in den Straßen, daß wir den Ausgang aufgaben, ſo gern wir über das im Laufe des Tages angelangte engliſche Geſchwader nähere Erkundigungen eingezogen hätten. Der Verluſt ſeiner Expedition nach dem Süden Japans belief ſich auf 60 Todte und Verwundete.

Der Regen hielt auch am folgenden Tage an, und wir ſuchen uns die Zeit in unſeren vier Pfählen ſo gut als möglich zu verkürzen. Herr Reis brachte mir u. a. eine ihm von einem engliſchen Kaufmann mitgetheilte anglochineſiſche Zeitung, in der meiner in folgender Weiſe Erwähnung gethan wurde. Der Redacteur oder Referent mußte eine überaus hohe Meinung von den dieſſeitigen Kunſtzuſtänden haben. Er ſchrieb: „Mr. Eduard Hildebrandt (painter of his Majesty the King of Prussia) macht eine Reiſe um die Erde im Auftrage ſeines kunſtliebenden, allerhöchſten Gönners, er erhält als Honorar und Koſten: 20,000 Pfd. Sterling. So ungereimt die Notiz mit der hohen Summe ſein mochte; fortan verbeſſerte ſich meine Situation in den chineſiſchen und japaneſiſchen Gewäſſern. Nicht der Landſchaftsmaler, aber der Empfänger von 20,000 Pfd. Sterl. Honorar und Reiſegeld, wurde ungleich mehr, als früher reſpectirt.

Die Aufzeichnungen in meinem Tagebuche am 27. Auguſt ſind nicht tröſtlicher Natur. Die japaneſiſche Regierung hat uns Europäern geſtern ganz unumwunden ſagen laſſen: wir möchten uns ſo bald als möglich zum Teufel ſcheeren, und die Engländer haben, trotzdem fünf und zwanzig Kriegsſchiffe ihrer Flotte vor Anker liegen, erklärt, den am Lande befindlichen Europäern keinen Schutz gewähren zu können; ſie ſeien außer Stande, eine allgemeine Niedermetzelung zu verhindern. Mir bleibt daher gleichfalls nichts übrig, als, ſtatt zu meinen halbzölligen Pillen von vierzehntägigem Nachgeſchmack, wieder zu Revolver und Schleppſäbel zu greifen. Zudem machten ſich zwei Yakonins mit mir einen ſchlechten Spaß. Sie griffen, an mir vorübergehend, plötzlich nach dem Säbel, ſprangen auf mich los und ſchrieen: „Anata oheio“, d. h. „Ich grüße Dich!“ Damit war die Sache abgethan.

In den letzten Tagen hat auch der Sohn des Fürſten Mita den geſetzlichen Selbſtmord an ſich vollzogen. Die engliſche Regierung hatte ſchon ſeit geraumer Zeit mit den japaneſiſchen Behörden über die Zahlung einer Entſchädigungsſumme für die Ermordung des Mr. Richardſon, die Urſache des gegenwärtigen Krieges, unterhandelt, letztere aber nicht dazu bewegen können. Allerdings handelte es ſich um die hohe Summe von faſt einer halben Million Pfd. Sterling. Die Japaneſen ſuchten noch immer etwas abzuhandeln, die Engländer beſtanden auf ihrer Forderung. Es iſt mir unbekannt, durch welches Mißverſtändniß jener unglückliche Beamte, der Verwalter einer Finanzkaſſe, veranlaßt wurde, die Summe, ohne Autoriſation der Regierung in Yeddo, an England aus-

zuzahlen. Die Strafe für ſeine Unbeſonnenheit folgte ihm auf dem Fuße; das Todesurtheil wurde über ihn ausgeſprochen. In Europa iſt noch die Meinung verbreitet, daß die Verurtheilten, um ihren Hinterbliebenen Ehre und Vermögen zu erhalten, ſelber zum Schwerte greifen und ſich mit kreuzweiſen Schnitten den Unterleib aufſchlitzen. Dieſer Brauch beſteht ſchon lange nicht mehr. Der Taikun ſendet dem Staatsverbrecher, deſſen ſich der hohe Rath der Dreizehn entledigen will, nur eine zierliche Handwaffe, das Symbol des Todes. Nach ihrem Empfange iſt er verpflichtet, wenn er ſich und ſeine Angehörigen nicht den Folgen einer gewaltſamen Hinrichtung durch Henkershand, d. h. wegen Beſchimpfung des Namens und Confiscation von Hab und Gut, ausſetzen will, ſeinem Leben vor Sonnenuntergang ein Ende zu machen. Gemeinhin veranſtaltet der Verurtheilte ein Abſchiedsmahl und freut ſich mit Verwandten und Freunden des Lebens, ſo lange noch das Lämpchen glüht. Im letzten Augenblick begiebt er ſich in das Innere der Gemächer. Nur ſein Buſenfreund und einige Zeugen begleiten ihn. Er kniet nieder, entblößt den Unterleib und deutet mit der officiell überſandten Waffe den Kreuzſchnitt an; in demſelben Augenblick verſetzt ihm nach Verabredung der Freund mit dem großen Schwert, das jeder Yakonin bei ſich führt, einen tödtlichen Streich in den Nacken. Auf dieſe Weiſe hatte auch, nach der einſtimmigen Verſicherung aller Europäer, der Sohn des Fürſten Mita geendet. Der wiſſenſchaftliche Ausdruck der Japaneſen für dieſe Art der Todesſtrafe iſt: Harikiri.

Die Warnung der Engländer und die barſchen Zu-

nuthungen der Regierung ſchüchterten nur die Kaufleute)okuhama's ein, die Mitglieder des hier anweſenden diplo= natiſchen Corps kümmerten ſich wenig darum, ſondern be= chloſſen, da der hohe Barometerſtand anhaltend gutes Wetter verſprach, eine größere Landpartie über Kanazawa nach der früheren Haupt= und Reſidenzſtadt Kamakura. Von Seiten der Regierung wurden natürlich, nachdem die vorſchriftsmäßige Anzeige gemacht war, viele Einwendungen rhoben; ſie bereitete die Herren auf einen Ueberfall vor nd erklärte ſich für unfähig, ſie ſchützen zu können. Un= ängſt ſei ein Yakonin von einem Engländer niederge= choſſen und das Volk im höchſten Grade gereizt. Der Gouverneur von Kanazawa, einer der drei Fürſten, die n Jahre 1862 als Geſandte in Berlin waren, ſtattete em holländiſchen General=Conſul ſogar einen Beſuch ab, nd ſuchte ihn, durch ein Geſchenk von zwei Schweinen, inem Korbe Hühner und mehreren Gefäßen voll Obſt und Gemüſen, von der gefährlichen Partie abzubringen. Der Conſul erwiederte indeſſen das Geſchenk und beſtand auf em Ausfluge; die Gefahr mochte ihm nicht ſo groß er= heinen. Die Geſellſchaft beſtand aus fünf und zwanzig Herren und zwanzig deutſchen und holländiſchen Matroſen, ie zum Tragen der Effecten, Speiſen und Getränke be= timmt, und gleich den Gentlemen bis an die Zähne be= waffnet waren. Mir lieferte der Ausflug einen lehrreichen Beitrag zu meinem Satze, daß die Hauptſchuld des ſchlechten Einvernehmens zwiſchen Eingeborenen und Europäern dem Uebermuth und der Rückſichtsloſigkeit der Letzteren zuzu= chreiben ſei.

Am 30. Auguſt um zwei Uhr Nachts ſchifften wir uns

ein und fuhren nach Kanazawa. Als wir um fünf Uhr Morgens hier anlangten, verweigerte man uns in dem einzigen, am Strande gelegenen Theehause die Aufnahme. Ein kleineres Lokal war, um der Zudringlichkeit der Fremden zu wehren, auf obrigkeitlichen Befehl niedergerissen worden. Die Comité-Mitglieder der Landpartie wußten sich zu helfen. Den Matrosen wurde befohlen, die Hausthür mit einem Balken einzustoßen; darauf wollte es jedoch die Herbergsmutter nicht ankommen lassen. Sie öffnete freiwillig, und machte ihrer Wuth nur durch einen thierischen Schrei Luft, als der Chor der Rache in den Flur stürmte und ein Paar der Herren ihr die Pistole auf die Brust setzten. Ein so garstiges altes Weib hatte ich in Japan noch nicht gesehen. Unsere Matrosen besetzten sogleich die Küche, zündeten Feuer an und bereiteten Kaffee; ich besichtigte das geräumige Lokal etwas näher. Gleich bei unserem Einbruch war mir eine Anzahl kleiner Mädchen aufgefallen, welche mit Schwertern in den Händen eine Seitentreppe hinabschlichen und die Waffen in einer Kammer des Erdgeschosses verbargen. Argwöhnisch stieg ich die Treppe hinan und fand in einem Salon einen Trupp Yakonins, die uns erwartet haben und zum Widerstande entschlossen gewesen sein mochten, bei unserer Uebermacht aber für rathsam erachteten, klein beizugeben, und sich mit Hülfe der Unmündigen selbst ihrer Waffen zu entledigen. Mehrere der Herren waren mir gefolgt, und wir fanden die Yakonins, arglos wie eine Schaar Turteltauben, auf der Matte sitzend und uns gastlich anlächelnd. Glücklicher Weise kam es nicht zu Streitigkeiten; der Kaffee erhitzt nicht das Geblüt. Die nöthigen Pferde waren schon am

vorhergehenden Tage gemiethet worden, und um 6 Uhr ſetzten wir uns mit großem Geräuſch in Trab, durchſchritten die Stadt und paſſirten eine Reihe von Dörfern oder Weilern, die im Verein mit der maleriſchen Terrainbildung von Thälern, Berghöhen und Schluchten dem Wege nach Kamakura beſtändig Abwechſelung verliehen. Auch an dem Landſitze eines Prinzen kamen wir vorüber. Die Villa lag in einem herrlichen, muſterhaft gepflegten Garten, nur die Umgebung entſtellte die ſonſt ſo einladende Villeggiatur. Statt durch eine Hecke oder einen Zaun war das Grundſtück durch eine förmliche Enceinte von Feſtungswerken geſchützt. Der Beſitzer konnte einer kleinen Belagerung die Stirn bieten. Nach einigen Stunden hatten wir die heilige Stadt erreicht und begaben uns in den Rayon der zehn Tempel, der berühmteſten des Reiches der aufgehenden Sonne. Wir wußten, daß nur in einem derſelben uns der Zutritt geſtattet wäre, und ſuchten durch vorweg auf den Boden geworfene Geldſpenden das Wohlwollen der Prieſter zu erwerben. Die auf den Dächern der Tempel befeſtigten, Schlittengeläuten ähnelnden Glockenſpiele, klangen lieblich im Hauche des vom Gebirge kommenden Morgenwindes; im Innern ſaß die dienſtthuende Geiſtlichkeit mit den Tabacksſpfeifen im Munde beim Thee. Ein ſehr reputirlich ausſehender älterer Japaneſe erlegte ſo eben ein halbes Dutzend Itzebu's — wie mir der General-Conſul ſagte, um ſich die Mühe des eigenen Gebetes zu erſparen. Gegen eine entſprechende Vergütigung beten die Prieſter für zahlungsfähige Gläubige mit beſtem Erfolge. Es wäre unanſtändig geweſen, hätten wir Chriſten den frommen Männern nichts zu verdienen gegeben; der General-Conſul ging uns mit

gutem Beiſpiel voran. Auf dem Hauptaltar ſtanden zwei heilige, offenbar gezähmte Hähne. Wer ein Tempo (15 Pf.) entrichtete, durfte den Federbuſch und Rücken der ſchönen Thiere ſtreicheln. Es wird für ein gutes Zeichen angeſehen, wenn die heiligen Vögel dabei krähen, doch thaten ſie uns nicht den Gefallen, ſo viele Tempo's wir auch als Opfer darbrachten.

XIV.

i Yama-Pilger. Wallfahrtstempel. Scharfe Freudenschüsse. upfer-Carroussel. Soirée im Herrenhause. Die Kneter. Prinz inien-Festball. Nach Nagasaki. Der Flußdampfer auf hoher See. Blaue Raketen und sechs Stunden Arrest. Mr. Lewes.

Die religiösen Gebräuche der Japanesen schreiben den n Fusi Yama zurückgekehrten Pilgern vor, auf einem mdgange alle zehn Tempel von Kamakura zu besuchen d an jeder dieser Stationen gewisse Gebete zu verrichten. as Glück begünstigte uns, wir waren noch im Tempel t den heiligen Hähnen beschäftigt, als eine Schaar dieser mmen Männer eintrat, der Reihe nach an einer seitwärts gestellten Metallschale vorüberzog, jeder ein Stück Geld einwarf, um sich dadurch die Erhörung seiner Gebete zu ern, und dann an eine große Glocke schlug. Sobald sich überzeugt haben mochten, der Himmel nehme von er Anwesenheit im Tempel Notiz und die nöthige Aus- t auf Gewährung ihrer Bitten sei vorhanden, begannen mit großem Eifer die geistlichen Uebungen. Indessen en sich die Pilger dadurch nicht abhalten, kleine Han- sgeschäfte mit uns anzuknüpfen. Sie boten uns die um

ihre Hände geſchlungenen Roſenkränze zum Verkauf an, die wir denn auch ſämmtlich in unſern Beſitz brachten. Die Aehnlichkeit derſelben mit jenen, welche ich einſt von Wallfahrern in der Grabeskirche zu Jeruſalem erſtanden, war unverkennbar. Das Koſtüm der Fuſi Yama-Pilger war von eigenthümlicher Beſchaffenheit. Vorſchriftsmäßig trugen ſie ſämmtlich weiße Gewänder, die jedoch über und über mit rothen Stempeln bedeckt waren. Dieſe werden nämlich nach dem Beſuch jedes Tempels von den Prieſtern den Gewändern gleichſam als officielle Beſcheinigung aufgedruckt und erhöhen ſpäter das Anſehen des Japaneſen unter ſeinen Mitbürgern.

Zu meinem Kummer darf ich nicht verſchweigen, daß das Betragen meiner Geſellſchafter keineswegs über allen Tadel erhaben war, und daß wir uns zuletzt von den Pilgern und Prieſtern in einer etwas gereizten Stimmung verabſchiedeten. Unter unbedingter Zuſtimmung der Marine-Offiziere, ihrer Vorgeſetzten, machten die engliſchen Matroſen einen ſolchen Heidenlärm auf der Tempelglocke, daß ich aus den Geſichtern der Japaneſen unſchwer errathen konnte, ihre Gottheit werde den Spektakel als perſönliche Beleidigung betrachten, und ſie ſelber, als Ortsangehörige, dafür verantwortlich machen. Es kam jedoch nicht zu unangenehmen Erörterungen; wir traten ungehindert den Rückweg an. Die Geſellſchaft hatte ſchon unterweges, ſpäter ſowohl in, als auch vor dem Tempel, den mitgenommenen Getränken ſtark zugeſprochen; es kamen daher mancherlei thörichte Ausſchreitungen vor. Fortwährend wurden zum Entſetzen der Pferde Büchſen und Revolver abgefeuert, bei unſerer, lediglich aus ſcharfen Patronen

beſtehenden Munition ein höchſt gefährliches Vergnügen. Es konnte daher nicht ausbleiben, daß ein Matroſe einen Streifſchuß am Unterleibe erhielt und einem holländiſchen Capitän der Schenkel zerſchmettert wurde. Erſt jetzt legte ſich die Aufregung, aber ſie zeigte ſich von Neuem, als wir, am Strande angelangt, von den Pferden ſtiegen und uns den Böten näherten. Einer unſerer reitluſtigen Matroſen wollte, nachdem ſein Capitän abgeſeſſen war, noch ein wenig die Gelegenheit benutzen, hin- und herzugaloppiren, ſtieß aber bei dem Beſitzer des Gaules auf Widerſpruch. Da brüllte der Capitän mit Löwenſtimme: „Sitz' auf, mein Sohn, und wenn er ſich noch ein Wort erlaubt, hauſt Du ihm auf meine Verantwortung über den Leib, ſitz auf!" Der Japaneſe ließ dem Burſchen einen Willen, aber ich zweifle, daß wir bei unſerer Abfahrt unter den Pferdephiliſtern von Kanazawa einen vortheilhaften Eindruck der europäiſchen Geſittung und Billigkeit hinterlaſſen haben. Etwa eine halbe Meile vor Yokuhama wurde uns noch ein ſehr ergötzliches Schauſpiel zu Theil. Schon von fern hatten wir einen kleinen Kriegsdampfer bemerkt, der fortwährend im Kreiſe umher fuhr. Als wir näher kamen, ſahen wir, daß das ganze Verdeck mit Japaneſen bedeckt war, welche ſich mit uns durch die verſchiedenſten Zeichen der Hülfloſigkeit zu verſtändigen ſuchten, aber von Seeoffizieren nnd Matroſen ausgelacht wurden. Der wie ein Pferd im Circus umherjagende Dampfer war eines jener kleinen Schiffe, welche den Japaneſen in den letzten Jahren von den Engländern verkauft worden waren. Sie hatten die Maſchine geheizt und waren dreiſt in See geſtochen, aber keiner von ihnen verſtand

ſich darauf, die Maſchine zu ſtoppen, und ſo blieb ihnen weiter nichts übrig, als unabläſſig im Kreiſe umherzufahren, bis das Feuer ausging und der Dampfer mit Böten in den Hafen bugſirt werden konnte. Wie die Herren Seeoffiziere verſicherten, wiederholen ſich derartige Scenen von Zeit zu Zeit. Bei ihrem angeborenen Dünkel glauben die Japaneſen, mit den Dampfern zugleich die Kenntniß ihrer Maſchinenleitung erworben zu haben, und ſträuben ſich beharrlich, dieſelbe europäiſchen Ingenieuren anzuvertrauen.

Die Anweſenheit ſo vieler Militärperſonen wirkt ſehr vortheilhaft auf die Geſelligkeit ein und verſchafft mir eigenthümliche Genüſſe. Mein gütiger Gönner, der holländiſche General-Conſul, gab zu Ehren der europäiſchen Gäſte eine glänzende Soirée, obgleich man mit Fug und Recht auf dieſes Feſt die bekannte Phraſe: „ſie tanzen auf einem Vulkan!“ anwenden konnte. Während die Einladungskarten durch Koskei's und Barkenführer den Gäſten überbracht wurden, hatte der General-Conſul ein Schreiben aus Yeddo erhalten, worin er von amtlicher Seite gewarnt wurde, ſich abermals dort blicken zu laſſen, da die Regierung bei der gereizten Stimmung des Volkes ſeine Sicherheit nicht verbürgen könne.

Die Zahl der europäiſchen Damen in Yokuhama beträgt nur acht, der General-Conſul hatte bei der Majorität von dreißig Herren, Seeoffizieren, Conſuln verſchiedener Nationen und Großhändlern, daher vorgezogen, dieſe zum größeren Theile nicht mehr jugendlichen Schönen gar nicht einzuladen, und ſeine Soirée in die Sphäre der japaneſiſchen Geſellſchaft zu verlegen. Demgemäß konnte ſie nur

n dem ſogenannten „Herrenhauſe“ (Yankiro) veranſtaltet werden, wo dem Gaſtgeber ein unvergleichlicher Damenflor zur Verfügung ſtand. Der Koſtenpunkt war von unſerem ſplendiden Wirthe weiter nicht beachtet worden, er hatte die von der japaneſiſchen Regierung geforderte hohe Summe entrichtet, das ganze Lokal mit ſeiner Bevölkerung für den Abend und die Nacht mit Beſchlag belegt und ſo den gewöhnlichen japaneſiſchen Zuſpruch feineren Schlages ausgeſperrt. Mir ſteht nicht die ſtyliſtiſche Freiheit eines altgriechiſchen oder römiſchen Schriftſtellers zu Gebote; meine Feſtbeſchreibung muß ſich folglich den Vorwurf der Lückenhaftigkeit gefallen laſſen. Vorausſchicken muß ich, daß wir uns ſämmtlich bis an die Zähne bewaffnet eingefunden und alle Eingänge des Herrenhauſes mit Poſten eſetzt hatten. War doch die Gelegenheit für die Japaeſen, einen entſcheidenden Schlag zu führen und alle häupter der europäiſchen Hydra zu vertilgen, gar zu verühreriſch. Dem wurde durch förmlich militäriſche Maßegeln vorgebeugt. Auch ich hatte außer einer weißen ravatte den bewußten Revolver, den Pfahl in meinem leiſche, auf daß mir nicht zu wohl werde, angelegt.

Die Soirée begann mit einer Theatervorſtellung, die ur von den Schönen des Inſtitutes ausgeführt wurde. Mit vielem Geſchick fanden ſich die zarten Weſen in die Männerrollen und wußten mit wirklicher Komik die Eigenümlichkeiten und Schwächen der Europäer nachzuahmen, enn die aufgeführten Stücke beſtanden in einer Reihe urlesker Scenen, Begegnungen zwiſchen Einheimiſchen und Europäern, durch welche ſie uns zu ergötzen gedachten. Spiel und Geſang ſtanden nicht auf einer höheren Stufe,

als in chineſiſchen Theatern; die Inſtrumentalmuſik war von gleicher Verworfenheit. Die Pracht der Koſtüme, inſofern ſolche überhaupt noch vorhanden waren, machte der Direktion des Inſtitutes die höchſte Ehre, aber freilich entäußerten ſich einzelne Actricen ſelbſt des Feigenblattes der niederländiſchen Maler. Der Darſtellung folgte eine Art Ballet. Wie den Chineſen, iſt auch den Japaneſen die eigentliche Tanzkunſt unbekannt, und das Ganze ging nicht über wiegende Bewegungen des Oberkörpers hinaus, bei denen freilich mehr die ſeltene Formenſchönheit der Gymnaſtinnen, als ihre Anmuth Wohlgefallen erregte. Analog manchen ſtehenden Manieren unſerer Tänzerinnen war nur die Gewohnheit der Japaneſinnen, als Zeichen herausfordernder Fröhlichkeit mit den flachen Händen auf die unverhüllten Oberſchenkel zu ſchlagen. Die Beleuchtung war höchſt naiv eingerichtet. Da das ganze Lokal nur durch bunte Parpierlaternen erhellt war und in einem magiſchen Helldunkel ſchimmerte, waren beſondere Vorkehrungen nothwendig, die Actricen und Tänzerinnen in ein vortheilhafteres Licht zu ſtellen. Jeder folgte eine Gefährtin mit einer großen Laterne, und bemühte ſich, auf alle bemerkenswerthen Attituden ein grelles Streiflicht fallen zu laſſen.

Der Vorſtellung folgte ein Souper, an dem auch die Damen theilnahmen. Für die Weine hatte der General-Conſul geſorgt, die Speiſen waren in der Küche des Hauſes zubereitet. Sie wurden in ſauber lackirten viereckigen Käſtchen ſervirt, und mit Stäbchen gegeſſen. Aus Beſorgniß, incognito bereiteten Blutegeln zu begegnen, die hier zu den Delikateſſen gehören, beſchränkte ich meinen

Verzehr auf Fisch. Mehrerer Bequemlichkeiten halber wird jeder kleinere gebratene Fisch an ein Stäbchen gebunden, man reißt ein Stück nach Belieben ab, legt den Rest in das Speisekästchen und reicht ihn dem Nachbar. Die Japanesinnen tranken zumeist den landesüblichen leichten Reisbranntwein (Saki); doch schien ihnen auch der kredenzte Champagner zu munden; die Heiterkeit der Gesellschaft stieg zusehends, und nach dem Dessert forderten die Cavaliere, ohne an der unzureichenden Toilette der Tänzerinnen Anstoß zu nehmen, ihre Tischnachbarinnen zn einem Galopp auf, für den diese hervorragendes Talent verriethen. Ich für mein Theil bedauerte nur, kein Zeichenmaterial bei der Hand zu haben, um das Ensemble des Saales mit der Wasserkunst am Eingange, den vergoldeten Wendeltreppen in den Ecken, den bunten und glänzenden Ornamenten der Wände, dem Wirbel der nackten Odalisken mit ihrem phantastischen Kopfputz festzuhalten. Es war tief in der Nacht, als wir unter dem Vortritt unserer Wachen, beim Schimmer der mit den verschiedenen Landeswappen bemalten Consulats-Laternen, in Palankinen, ohne durch einen Anfall behelligt zu werden, nach Hause zurückkehrten. Das Wetter war sehr schlecht, es regnete und stürmte, und die nächtliche Ruhe wurde mir durch rheumatische Schmerzen verkümmert, die sich neuerdings zu meinen übrigen Leiden gesellt haben. Ich beschloß daher am Morgen, die Hülfe nicht eines eingeborenen Arztes, sondern nur eines „Kneters" in Anspruch zu nehmen. Diese Leute, gemeinhin Bonzen, durchstreifen die Straßen der japanesischen Städte, stoßen auf einer Pfeife einen Laut aus, der an den Gesang der Eule in Webers „Freischütz" erinnert, und verkünden dadurch

ihre Gegenwart. Da ſich auch Frauen und Mädchen der vornehmeren Rangklaſſen ihrer bedienen, werden die Blinden unter ihnen vorgezogen, und es ſollen deshalb viele Fälle ſimulirter Kurzſichtigkeit oder Blindheit vorkommen. Ich rief den erſten beſten Heilgehülfen dieſer Klaſſe von der Straße herauf, ließ ihn ſorgfältig unter dem Beiſtande meines Kotzkei die Hände reinigen, und ſtellte mich ihm alsdann zur Verfügnng. Nachdem mich meine Diener entkleidet, wurde ich auf der Matte ausgeſtreckt, ein ausgehöhltes Bänkchen unter meinen Nacken geſchoben, und mit der heilgymnaſtiſchen Operation begonnen. Schon in Bangkok hatte ich die energiſchen Manipulationen eines Kneters, der einem ſiameſiſchen Granden Erleichterungen nach einem ſchweren Diner verſchaffte, mitangeſehen, und war nicht ohne Beſorgniß, der japaneſiſche College werde mit mir eben ſo unnachſichtig verfahren. Der gelehrte Herr behandelte mich jedoch mit ungleich größerer Milde. Nachdem er ſich durch einige kühne Griffe, aus denen ich erſah, daß unter Umſtänden Blindheit des Operateurs den männlichen Angehörigen der Kunden ganz erwünſcht ſein müſſe, überzeugt hatte, daß mein Magen nicht an Ueberfüllung leide, ging er nach einer ſtarken Preſſion der Weichen auf die Behandlung der Arm- und Beinmuskeln über. Sein Verfahren war ein Mittelding von Zupfen, Drücken und Kneifen, nach und nach wurde dadurch die Haut meines ganzen Körpers geröthet und der bisherige zuckende Schmerz wich einem wohlthuenden Wärmegefühl. In einer Viertelſtunde war das ganze Verfahren beendet; mit einem Viertel-Itzebu königlich belohnt, entfernte ſich der Kneter ſeelenvergnügt, der nervöſen Aufregung folgte eine

unſäglich ſüße Abſpannung, und, auf der Matte liegen bleibend, von dem Kotzkei nur mit einem Plaid bedeckt, verſank ich in einen mehrſtündigen Schlaf, aus dem ich mit beſtem Appetit erwachte. Von Herzen bedauerte ich, mich dieſes nervenſtärkenden Verfahrens nicht ſchon früher bedient zu haben, und bin geneigt, die körperliche Fülle und Geſundheit, deren ſich die Bevölkerung mittlerer Jahre in Japan erfreut, demſelben zuzuſchreiben.

Am 5. September wohnte ich dem holländiſchen Prinz Oranien-Feſtball bei, zu dem auch die anweſenden acht Damen gezogen waren. Wenn ich ſage, daß die Zahl der Herren zweihundert überſchritt, wird man ermeſſen können, daß die Schönen ſich über Mangel an Tänzern nicht zu beklagen hatten. Eine den Vierzigen nahe ſtehende Donna ſchien den letzten Hauch auf dem Tanzboden daran ſetzen zu wollen, und ich darf nicht verſchweigen, wie ihr Eheherr, weit entfernt, Widerſpruch einzulegen, ſie vielmehr durch Zufuhr immer neuer Tänzer in ihrem Selbſtmordverſuche unterſtützte. Ich zog mich in den durch zahlloſe Laternen feenhaft erleuchteten Garten zurück.

Je weiter das Jahr vorrückt, deſto ähnlicher wird das Klima dem Herbſte des unteren Italiens. Wir benutzen die herrlichen Septembertage zu weiteren Spazierritten in das Innere des Landes, nur ſuche ich davon alle herausfordernden Perſönlichkeiten auszuſchließen, und verhüte ſo jeden Conflict mit den Eingeborenen. Der Abgang des Dampfers nach Nagaſaki rückt heran, und ich bringe am 9. September bis 3 Uhr Nachmittags meine Zeit damit zu, die Koffer zu packen; vor Sonnenaufgang am nächſten Tage ſollen die Anker gelichtet werden. Ich wollte ſchon

um 5 Uhr Abends an Bord, allein mein gütiger Hausherr mochte ſich nicht ſo bald von mir trennen. Ungeachtet aller Einreden wurde ich bis nach 11 Uhr am Lande feſtgehalten, und kam erſt los, als der Seegang immer höher wurde und pechſchwarzes Gewölk heraufzog. Endlich waren meine ſechs Gepäckſtücke in die Nußſchaale von Boot gebracht, und nach einer halben Stunde war ich, bis auf die Haut durchnäßt, glücklich an Bord des Dampfers gelangt. Bei der Ungeſchicklichkeit der Bootsleute hatte ich nothgedrungen ſelbſt Hand angelegt und ſo auch meine Koffer gerettet. Der größte und werthvollſte wäre beinahe ins Meer gefallen. An Schlaf war nicht zu denken, denn der Capitän und die Paſſagiere befanden ſich im letzten Stadium der Beſoffenheit. Um ihren Enthuſiasmus einen entſprechenden Ausdruck zu verleihen, veranſtalteten ſie ſogar ein Feuerwerk und bedienten ſich dazu blauer Raketen. Nun muß man aber wiſſen, daß Raketen und Signale von dieſer Farbe unter den Seeleuten „Schiff und Mannſchaft in Gefahr“ bedeuten. Natürlich wurde ſofort auf allen Kriegsſchiffen der engliſchen Flotte Alarm geſchlagen und in den Conſulatsgebäuden von Yokuhama machte man ſich nach den überall erleuchteten Fenſtern kampffertig; man vermuthete einen meuchleriſchen Ueberfall der Japaneſen. Die Feuerwerker wurden durch die auf der Rhede ausbrechende Unruhe noch nicht zur Beſinnung gebracht, erſt als eine Schaluppe vom Admiralſchiff eintraf und auf Befehl des Admirals den vergnügten Capitän abholte, ſtutzten die des Anſtifters beraubten Paſſagiere und ließen ſich zu Bette bringen. Die Abfahrt des Steamers war dadurch in Frage geſtellt,

denn der Admiral gedachte, den Luftfeuerwerker achtundvierzig Stunden in Arreſt zu legen, auf die Fürſprache der Conſuln ließ er es jedoch bei ſechs Stunden und einem ſcharfen Verweiſe bewenden, und um ein Uhr Mittag lichteten wir wirklich die Anker.

Das kleine Schiff Carthage, iſt ein Privat-Handelsſteamer und gehört der ſchon erwähnten reichen Firma Gardins. Angeblich liegt den Beſitzern nicht viel an Paſſagieren, und unſere Beförderung wird nur als Gnadenſache angeſehen. Nichtsdeſtoweniger hat Jeder von uns für die Strecke von 160 Seemeilen bis Nagaſaki das erkleckliche Sümmchen von 110 Dollars erlegt. Nicht viel mehr als an Paſſagieren ſcheint dem Hauſe an dem Dampfer ſelber gelegen zu ſein. Neu bemalt und geſtriegelt war er im Hafen von Yokuhama ſchon zum Verkauf ausgeboten worden, ohne bei der hohen Forderung einen Abnehmer zu finden. Wie unter den an Bord befindlichen fünf engliſchen Kaufleuten gemunkelt wird, iſt die „Carthage" gar nicht für die Fahrt auf hoher See conſtruirt, ſondern nur ein invalider Flußdampfer. Bei ſeinem geringen Tiefgange wird das elende Schiff in dem wilden Wetter gleich einem Gummiball hin- und hergeworfen. Zwei Stunden nach unſerer Abfahrt lagen wir ſämmtlich ſeekrank in den Kajüten. In dieſem troſtloſen Zuſtande verblieben wir die ganze Nacht hindurch, doch beruhigten ſich am 14. Sept. um 7 Uhr Morgens meine empörten Magennerven ſo weit, daß ich meinen für 12 Sgr. 6 Pf. in Yokuhama erſtandenen papierenen Regenmantel anlegen und eine Promenade auf Deck veranſtalten konnte. Beim Tiffin, das aus Eiern von zweifelhaftem Alter und ſteinhartem ge-

bratenen Speck bestand, war ich außer dem Capitän und Steuermann der einzige Tischgenosse. Während der Mahlzeit erhielt mein neues Reisegewand die erste Oelung. Die Steuerbordseite der „Carthage" erhob sich plötzlich so hoch, daß die Assiette mit Eiern und Speck auf den papiernen Regenmantel flog und ihm ein unvertilgbares Fettmal aufdrückte. Der Brandyflasche entging ich; der Capitän hatte noch im letzten kritischen Augenblicke danach gegriffen und sie dann, um ferneren Unglücksfällen vorzubeugen, rasch bis auf den letzten Tropfen geleert. Wäre der erste Steuermann nicht noch bei Besinnung, dieser Trunkenbold stürzte Schiff, Ladung, Mannschaft und Passagiere ins Verderben. Die Fahrt in den japanesischen Gewässern ist, wie an den chinesischen Küsten, bei dem Mangel aller Leuchtthürme, höchst gefährlich, außerdem ist es den Eingeborenen bei Todesstrafe verboten, auf europäischen Schiffen Lootsendienste zu leisten. In den letzten Tagen des August war ein Einwohner von Kanazawa dieses Verbrechens wegen enthauptet worden.

Wie glücklich wäre ich gewesen, hätte mir nach dem traurigen Tiffin ein „Kneter" zu Gebote gestanden; es blieb mir nichts übrig, als durch Aufzeichnung meiner letzten Beobachtungen und Erlebnisse in Yokuhama die Langeweile zu vertreiben. Von den Landsleuten auf der Gazelle hatte ich mich schon am 8. September verabschiedet und dort ein paar höhere japanesische Offiziere getroffen, die sich ungemein für die Zündnadelgewehre der Seesoldaten interessirten, und bei ihrer Intelligenz sehr wohl den Vortheil der Hinterladung begriffen. Sie entblödeten sich nicht, der Schildwache auf Deck fünfzig Dollars zu

bieten, wenn sie ihnen ihr Gewehr verkaufen wolle! Die Passagiere erholen sich allgemein, kriechen aus ihren Hängematten und rauchen in der Kajüte, ein unerhörtes Beginnen für ein englisches Schiff, schlechte Manila-Cigarren; unsere Gesellschaft wird durch ein Dutzend Hunde verstärkt, die nicht ganz von der Seekrankheit verschont bleiben und in ihrer Herzensangst die wunderlichsten Verstecke aufsuchen. So waren zwei Pintscher von der Sophalehne auf die vorspringende Decke eines Wandschranks gestiegen, von wo sie wenige Minuten später einem reichen Seidenhändler auf den Kopf fielen und ein paar verschimmelte Wasserstiefel in ihren Sturz verwickelten. Auch Mr. Lewes, mein alter Freund und Fachgenosse, kam aus seiner Koje abgezehrt und hohlwangig zum Vorschein. Nach Vollendung des Portraits beider Könige von Siam hatte er sich nach Japan eingeschifft, um den Großen des Reiches seine künstlerischen Dienste anzubieten, vielleicht gar das Portrait des Taikun anzufertigen. Mr. Lewes Talente hatten keinen fruchtbaren Boden gefunden, von allen Seiten waren seine Anerbietungen abgelehnt worden. Wie der Moslem, besitzt der Japanese ein Vorurtheil gegen die Abbildung lebender Personen. Der fahrende Portraitmaler wird auf allen englischen Dampfern nicht nur kostenfrei befördert, sondern genießt auch freie Zeche und lohnt seinen Wirthen durch geistreiche Conversation bei Tische. Jetzt kehrt er nach Calcutta zurück, wo sein Pinsel noch immer die sicherste Beschäftigung findet. Gutem Vernehmen nach zählt auch eine Dame zu den Passagieren, wir haben aber weder sie selbst, noch ihren Mann und Sohn zu Gesichte bekommen.

Einer der Engländer, ein gesangskundiger Jüngling, zieht aus ihrem Stöhnen und Röcheln in hoher Sopranlage einen Schluß auf ihr Geschlecht. Die ganze Familie scheint sich der Seekrankheit ergeben zu haben.

Bei der abscheulichen Kost an Bord sind die aus Japan mitgenommenen Weintrauben unsere einzige Erquickung, die Birnen stehen weit hinter der geringsten europäischen Sorte zurück. Am 12. September um 3 Uhr Nachmittags stieg aus dem Ocean ein so dichter Nebel auf, daß wir kaum die Hand vor Augen sehen konnten. Der Dampfer ist in eine Strömung gerathen, und wir treiben dem rechts gelegenen Lande, einer felsigen Küste zu. Vor Schreck war der Capitän sogleich nüchtern geworden, und da der Nebel sich für einige Minuten lichtete, gelang es, aus der Nähe des Landes fortzukommen. Wir waren nur noch eine Viertelmeile davon entfernt gewesen. Zu unserem Heile hatten wir rechtzeitig die hohe See erreicht, denn mit Einbruch der Dunkelheit brauste ein Teifun heran, der, wenn auch nicht einer der rasendsten, doch die Kräfte unserer armen „Carthage" weit überholte. Ich bereitete mich zum Tode vor; der schwache Flußdampfer konnte im nächsten Moment kentern. In einer wahren Geistesverwirrung machte ich mich über meine Koffer her, packte die werthvollsten Gegenstände in eine Ledertasche, schnallte sie um den Leib, ohne zu bedenken, daß ich bei einem Sturz in das Wasser eben durch ihr Gewicht in den Abgrund gezogen werden müßte, und verhüllte mein Haupt mit dem Plaid. Die gütige Vorsehung hatte unseren Untergang noch nicht beschlossen, gegen Morgen klärte sich der Himmel, der

an ließ nach, und der Gang des Dampfers wurde iger, aber wir waren moraliſch und phyſiſch durch todesbange Nacht ſo erſchüttert, daß der Thee und ieback unberührt in die Küche zurückgetragen werden ßten.

XV.

Die Inſel Deſima. Nagaſaki. Conſul Kniffler. Der Fiſch- und Blumenmarkt. Ein Coloriſt und ſeine Söhne. Demimonde von Nagaſaki. Rieſenſpinnen. Nach Shanghai.

Der Tag endete freundlicher, als er begonnen hatte; um Sonnenuntergang warfen wir in der herrlichen grünen Bai von Nagaſaki, zwiſchen maleriſch geformten kleinen Inſeln und Angeſichts wunderlicher, winziger, mit Kanonen geſpickter Forts, vor der Inſel Deſima, Anker. Die wörtliche Ueberſetzung dieſes japaniſchen Wortes lautet „Fächerinſel" und ihre Geſtalt hat allerdings einige Aehnlichkeit mit einem aufgeſpannten Fächer, deſſen breite Seite die offene See umſpült. Deſima iſt eine holländiſche Anſiedelung. Das Glück wollte mir wohl, ich wurde von dem preußiſchen Conſul Herrn Kniffler ſehr freundlich empfangen und genoß das Vergnügen, die Nacht nach meiner Ankunft in einem guten Bette zu ſchlafen, doch wurde meine Ruhe mehr als billig durch vierfüßige Mitbewohner des Gemachs beeinträchtigt. Die Ratten- und Mäuſezucht ſcheint unter dem Breitengrade von Nagaſaki in hohem Flor, und dieſes Geſchlecht von Nagethieren mit dem Menſchen auf höchſt cordialem Fuß zu ſtehen. Die Kleinen hatten grade mein

zum Tummelplatz ihrer nächtlichen Spiele ersehen
nzählige Male wurde ich durch die über mein Gesicht
ıden Mäuse oder die Saltomortale's der Ratten auf
n Leibe aus dem Schlafe aufgeschreckt.
n 14. September besichtigte ich einen Theil der Stadt,
Plan und Bauart mich ungemein an Yeddo erinnerte.
:m aristokratischen Viertel Nagasaki's, das auf einer
inerhöhung gelegen ist und in dem sich auch das Hotel
rinzen Gouverneur befindet, führen Treppen hinan.
sind auch die meisten Häuser von schönen Gärten
en. Die Straßen sind meistentheils gepflastert, der
rsteig zieht sich in der Mitte hin. Außerhalb der
besuchte ich die wahrhaft romantisch situirte, beinahe
he Behausung des Herrn von Sybold, und be-
e das reichausgestattete Bibliothekzimmer und den
almen und Bananen geschmückten Garten, von dem
ch ein unvergleichliches Panorama der Bai erschließt;
ürdigen Gelehrten selber fand ich nicht zu Hause.
ar auf einer naturwissenschaftlichen Excursion ab-
. In der Nähe bewunderte ich die Ueberreste eines
annten großen Tempels, zu dessen Aufbau von der
ung die nöthigen Fonds allmälig zurückgelegt werden.
roßartige Bronceportal und eine riesige Treppe waren
rhalten, und ich beeilte mich, wenigstens ihre pitto-
Umrisse mit einigen Strichen zu Papier zu bringen.
ie Zeichnung der naheſtehenden Kampher- und Wachs-
, die einigermaßen unseren Eschen gleichen, mußte ich
ten, da die Einwohnerschaft der Umgegend mein Vor-
mit großem Mißtrauen betrachtete.
ein gütiger Wirth empfing mich bei der Rückkehr mit

offnen Armen. Herr Kniffler ist ein geborener Rheinländer und besitzt alle angenehmen Eigenschaften dieses lebenslustigen und aufgeweckten Menschenschlages. Unsere Mahlzeiten nehmen wir immer gemeinschaftlich ein und zwar in Gegenwart einer Menge von Zuschauern. Wir speisen Parterre bei offnen Fenstern, die jedoch der Vorsicht wegen mit eisernen Gittern verwahrt sind, und locken dadurch alle Japanesen an, die aus dem Innern des Landes nach Nagasaki kommen und noch keine Europäer, oder, wie sie sich mannigfaltig ausdrücken, die „preußischen Holländer," die „französischen Holländer," oder die „Holländer von England" gesehen haben. Nach ihren Begriffen ist nämlich Europa mit Holland vollkommen gleichbedeutend. Sie versammeln sich vor dem Hause, und stützen sich auf die, dasselbe umgebende Rampe, betragen sich aber durchweg manierlich. Die Insel Desima, auf der wir wohnen, wird von den Bewohnern Nagasaki's als eine Menagerie angesehen. Der Consul ist unerschöpflich in treffenden Witzen über die abenteuerlichen Gesichter und Gebehrden dieses Publikums. Seine Hünengestalt von sechs Fuß Höhe ist übrigens dazu angethan, auch dem keckſten Japanesen Respect einzuflößen. Gern zollte ich der Liebenswürdigkeit des theuren Landsmannes noch größere Anerkennung, verurtheilte mich dieselbe nicht bei meiner Körperschwäche zu einer schweren Pönitenz. Herr Kniffler ist seiner schadhaften Leber wegen verurtheilt, täglich mehrere Stunden zu lustwandeln und läßt mich nur ungern von seiner Seite. Bei seinen langen Beinen und dem Couriertempo des Marsches kommt diese Promenade für mich einem Wettlauf mit dem Oger in Siebenmeilenstiefeln gleich. Nach näheren Erkundigungen

iſt der preußiſche Conſul der gefürchtetſte Spaziergänger auf Deſima. Als Beitrag zur Charakteriſtik der Einträglichkeit hieſiger Speculationen will ich gleichzeitig ein kaufmänniſches Unternehmen anführen, von dem ſich mein Wirth viel verſpricht. Er hat in Hacodade ein Schiff mit Seetang befrachtet, und nach China geſchickt. Der Werth der Ladung wird von ihm mit 40,000 Dollars, der Reingewinn mit 20,000 Dollars veranſchlagt.

Auf unſeren Spazierläufen haben wir uns nicht über Mangel an Erheiterung zu beklagen. Der Conſul ſpricht japaneſiſch oder überſetzt mir alle Anſprachen der Eingeborenen. Hielt man mich in Yokuhama für einen Arzt, ſo ſieht man mich in Nagaſaki für einen Schriftgelehrten, Saducäer oder Phariſäer an. Vor allen Anderen haben es die Bonzen auf mich, ihren vermeintlichen Collegen, abgeſehen. Sie vertreten mir häufig den Weg, reichen mir ein Päckchen kleiner Papierblätter und erſuchen mich, etwas in meiner Mutterſprache darauf zu ſchreiben. Habe ich ihren Wunſch erfüllt, ſo entfernen ſie ſich nach vielen Dankbezeugungen mit ſolcher Zufriedenheit, daß ich ſie im Verdacht habe, ſie halten dieſe Schriftproben für zauberkräftige Amulette. Nicht in der Lage, meine Phantaſie zu erhitzen, beſchränkte ich mich auf die einfachſten Autographen: „Schiller und Göthe, Müller und Schulze, Jenny Lind und Bullrich, Kladderadatſch und Palmerſton“ ſtehen auf der Tagesordnung. Im Verlauf der Zeit bin ich dahinter gekommen, daß nicht allein Wißbegierde oder Aberglauben die frommen Männer veranlaßte, mich um meine Handſchrift zu bitten. Bei japaneſiſchen Trödlern habe ich neben engliſchen und holländiſchen Brieffragmenten ſpäter mehrere der, von mir

beſchriebenen Blätter wiedergefunden; ſie werden, wie bei uns ähnliche Curioſitäten, von Privatſammlern aufgekauft.

Gegen die Zudringlichkeit der Ratten und Mäuſe ſind jetzt Vorkehrungen getroffen worden. Mein Bett iſt mit einer Enceinte von Fallen umgeben, und ſelbſt in demſelben, am Kopf- und Fußende, ſtehen zwei Mäuſefallen. Es geht keine Nacht vorüber, in der nicht in jeder ſich mindeſtens ihrer drei fingen. Die hieſige Species iſt faſt durchgehends weiß. Am Morgen findet vor der Hausthür die Hinrichtung ſtatt. Mit derſelben ſind mehrere kleine Rattenfänger betraut, die, ohne eine der Friedensſtörerinnen entwiſchen zu laſſen, mit der Abſchlachtung in unglaublich kurzer Zeit fertig werden. In meiner Abweſenheit pirſchen zwei der kleinen Jagdhunde in meinem Zimmer und bringen mir bei der Rückkehr die erlegten Ratten als Beute dar. Ich bedaure, daß dieſes Wild hier nicht als Gegenſtand der Feinſchmeckerei geſchätzt wird, ſo reich iſt der Beſtand des Jagdreviers.

Ein Morgenſpaziergang, den ich in der Abſicht, meinen Appetit zu ſchärfen, etwas weiter, als meine Gewohnheit zu ſein pflegt, ausdehnte, führte mich auf den Fiſchmarkt von Nagaſaki und machte mich an der Reinlichkeitsliebe der Japaneſen etwas irre. Bisher hatte ich keine Ahnung davon gehabt, welche Fülle von Gerüchen Fiſchen abgewonnen werden könne. Es duftete auf dieſem vielſeitigen Platze nach gebratenen, gekochten, geſalzenen, geräucherten, getrockneten, marinirten, vor allen aber nach — faulen Fiſchen. Nicht fünf Minuten vermochte ich in dieſer Peſtluft auszuhalten und floh ſpornſtreichs. Die Aromen des benachbarten Blumenmarktes gewährten den ſchwerbeleidigten

Geruchsnerven einige Genugthuung. Ich wappnete mich mit einem Strauß gegen alle ferneren Miasmen und setzte meinen Weg durch eine breite und stattliche Straße fort. So frühe am Tage es noch war, es wurde doch schon, und zwar unter freiem Himmel, Komödie gespielt. Die Dekorationen bestanden nur in einer, auf dem Pflaster ausgebreiteten Decke, der einfachen Ausstattung entsprach die Zahl der Mitglieder; ich sah nur drei Personen: einen Krieger, einen Kleinbürger und eine „Musme," die sich das kleine Stück hindurch nicht von den Knieen erhob, nichtsdestoweniger aber die beiden Herren durch ihre Zoten und Lazzi erheiterte. Selbst Improvisationen kamen vor, und wurden dazu die scheußlichsten Abbildungen auf dem Schilde eines Arztes benutzt, vor dessen Hause die fliegende Aufführung stattfand. Bei alledem war der Inhalt des kleinen Stückes tragisch.

Die Tempel, an denen ich vorüber kam, sehen, so viel Aufwand in den Ornamenten getrieben ist, einander zum Verwechseln ähnlich. Ein alter Japanese hatte sich mir angeschlossen und erklärte mir in gebrochenem Chinesisch alle Merkwürdigkeiten. Der gute Mann mochte dieses Idiom für eine Weltsprache halten, in der man sich, wie bei uns im Französischen, jedem wohlerzogenen Manne verständlich machen könne. Sehr lästig waren die bettelnden Kinder und Greise, die unser Gefolge bildeten. Ich hatte die Unvorsichtigkeit begangen, eine Handvoll kleiner Münze unter sie zu vertheilen, und dadurch den Schwarm so vergrößert, daß ich in dem Gedränge mich kaum vorwärts bewegen konnte. Consul Kniffler war mein Retter. Besorgt über mein langes Ausbleiben, kam er mir entgegen und theilte

die Menſchenmaſſe wie ein ſchnellſegelnder Klipper die Meereswogen. Wir ſtatteten, ehe wir zum Tiffin zurückkehrten, noch einem der berühmteſten hieſigen Genremaler oder vielmehr „Coloriſten," wie ich ihn in der plumpſten Bedeutung des Wortes wohl nennen darf, einen Beſuch ab und trafen die Künſtlerfamilie, einen Vater und ſeine drei Söhne, einen immer dümmer als den anderen, eifrig beſchäftigt in ihrem Atelier. Sie hockten hinter einander auf dem Fußboden und malten auf Fußbänken mit Waſſerfarben.

Die letzte Nacht wurde mir wieder durch die Ratten verbittert, ich habe mir daher einen großen Prügel zugelegt und ſchlage von Zeit zu Zeit mit vielem Lärm um mich. Anſcheinend ſchüchtert dieſe hochpathetiſche Demonſtration das Ungeziefer ein. Nach jedem Fortiſſimo halten ſie eine Stunde vollkommen Ruhe. Den Ratten geſellt ſich noch ein bohrender Zahnſchmerz, der mich ſchon unterwegs verfolgt hat, jetzt aber den höchſten Grad erreicht. Ich ließ mich am 17. September dadurch nicht abhalten, eine, wie ich glaube, gelungene Aquarelle von Deſima zu malen, und ſpäter die japaneſiſche Regierungs-Eiſengießerei, wie die projectirte Schiffswerfte, zu beſichtigen. Conſul Knipſer, der mir das Geleit gab, machte mir den Vorſchlag, eine der berühmteſten Schönheiten des Ortes, ihres Zeichens „Lorette", zu beſuchen. Meine geſteigerten Erwartungen wurden in der That nicht getäuſcht; die gefällige Grazie befriedigte hinſichtlich der Formenvollendung und des Zaubers der Geſichtszüge die Forderungen ſelbſt eines wähleriſchen Künſtlers. Nur ein, mehrmals um den Hals geſchlungenes, dickes weißſeidenes Tuch entſtellte die Wangen und Schultern;

h ersuchte sie, es zu entfernen. Anfangs weigerte sie sich, ls aber auch der Consul darum bat, löste sie den Knoten, nd nun zeigten sich am Halse einige, nicht leichte Ver=etzungen, die von Messerschnitten herrühren mochten. Die eklagenswerthe Schöne gestand dem Consul, daß eine Nebenbuhlerin ihr diese Verletzungen zugefügt habe, jedoch on der Polizei dabei betroffen worden sei. Gewiß lag für en Dichter des Demimonde von Nagasaki ein gar ergiebiger Theaterstoff vor.

Der 18. September machte mich mit einer großen Merkwürdigkeit bekannt. Eine Segelbarke von Korea war angelangt, um auf Desima Einkäufe zu machen. So chmutzige und verkümmerte, in das Affenthum hinüber=reifende Menschengebilde hatte ich nicht für möglich ge=alten; der Tag sollte noch andere Curiosa bringen. Wir waren nach der, seitwärts von Nagasaki am Strande ge=egenen englischen Niederlassung gefahren, wo ich eine Aqua=ellen zu Stande brachte. Zwischen den Bäumen hingen in roßen Radnetzen ungeheuerliche Spinnen, die einem Ent=etzen einflößen konnten. Der District war überhaupt allen Spinnen zuträglich, denn bald erblickten wir auf dem trocknen eißen Seesande eines dieser faustgroßen Geschöpfe, das zu ustwandeln schien. Wir riefen unsere beiden Rattenfänger, ie niemals Bedenken trugen, über allerhand kleines Ge=hier herzufallen, und ihm den Garaus zu machen, und etzten sie auf das haarige Scheusal. Eine derartige Attaque ag indeß außerhalb der Berufsthätigkeit der Köter. Kaum atten sie die Spinne erblickt, als sie die Schwänze ein=niffen und mit lautem Jammergeheul ausrissen. Die ge=ürchtete Arachne setzte ihrerseits gelassen ihre Promenade

fort, ohne sich um unsere Berührungen mit Stöcken viel zu kümmern. Abends fand in unserer Behausung noch ein kleines Souper statt, zu dem der Consul auch einen russischen Botaniker geladen hatte.

Die Unterhaltung bei Tische drehte sich um die leichtfertigen Landessitten, und ich hatte schon genug gesehen und gehört, um sie nicht allzu frivol zu finden. In dem Hausstande jedes unverheiratheten Europäers findet sich eine „Musme," der im Garten ein kleines japanesisches Häuschen errichtet wird, in dem sie in Gesellschaft ihrer Dienerin den Tag zubringt, und die Mußestunden des Gebieters ausfüllt. Die ihr zugestandene Entschädigung hat sie mit der Behörde zu theilen. In der Wirthschaft macht sich die besagte Cameliendame weiter nicht nützlich, die Besorgung derselben fällt lediglich der männlichen Dienerschaft anheim. Nach den Angaben der Herren pflegen die Geldansprüche dieser Japanesinnen nur mäßig zu sein. Mancherlei wurde ferner über die Abneigung der Eingeborenen gegen die christliche Religion erzählt. Vor beinahe hundert Jahren war es der stillen Betriebsamkeit holländischer Missionäre gelungen, 200,000 Japanesen zum Christenthume zu bekehren. Die Regierung hatte schon lange dazu scheel gesehen, und viele Gläubige, wo es geschehen konnte, heimlich bei Seite schaffen lassen, bis sie sich endlich nicht entblödete, eine förmliche Christenverfolgung zu veranstalten. Die Bekenner unseres Glaubens sind jetzt wohl unter den Landesangehörigen vollständig ausgerottet. Auf der Reisausfuhr steht gleichfalls Todesstrafe, und wer in Japan Opium zu rauchen wagt, wird verbrannt. Viel besprochen wurde ein amerikanischer Steamer, den ich schon in Yeddo bemerkt

hatte, und der Niemanden außer Japaneſen an Bord kommen ließ, denen er Revolver, und zwar zu unerhörten Preiſen verkaufte. Er ſollte ganz außerordentliche Geſchäfte machen.

Die Bevölkerung von Nagaſaki ſcheint gutartiger, oder vielmehr durch europäiſche Ungebühr und Mißhandlungen nicht ſo gereizt zu ſein, wie die Einwohner von Yeddo, Yokuhama und Kanagawa. Ich bewege mich ungezwungen unter der Menge und werde überall mit Wohlwollen behandelt, man geſtattet mir ſogar, die Architektur der Tempel abzuzeichnen. Ein Leichenzug veranlaßte mich, den Sarg, der in einem Kübel beſtand, in dem die Leiche wie bei Lebzeiten hockte, und das weiß mit rothen Schleifen trauernde Gefolge, allein nach dem Kirchhofe zu begleiten. Hier zeigte mir ein Japaneſe, der einige Brocken Engliſch und Holländiſch verſtand, den Richtplatz und die Grabſtätten der armen Sünder. Jede war mit einem großen Feldſtein bedeckt, den eine Nummer bezeichnete. Kein Grab, das des reichſten Blumenſchmuckes entbehrt hätte.

In Nagaſaki und auf Deſima leben nur zwölf Deutſche; die Bekanntſchaften ſind alſo ohne Unbequemlichkeiten zu machen. Mit vier der Herren hatten wir eine Soirée in einem eleganten Theehauſe verabredet, die der Landesſitte gemäß arrangirt war. Wir tändelten mit unſeren ſchönen Tiſchnachbarinnen, den Koſtgängerinnen des Hauſes, tranken ihnen und dem, die Honneurs machenden Jakonin in Champagner zu, wunderten uns bei dem Menu über ein, uns neues Gericht „Lotoswurzeln," und kamen nach Mitternacht glücklich nach Hauſe, ohne Hals und Beine zu brechen. Während unſerer Abendunterhaltung war ein kleiner Teifun mit Regengüſſen ausgebrochen. Deſto ſchöner und ſtiller

war das Wetter am folgenden Morgen, am 21. September. Alle Schiffe hatten, ein fabelhaftes Schauspiel, ihre Segel zum Trocknen ausgebreitet und die angenehme Witterung erfreute uns um so mehr, als wir bei dem Prinzen Timodsi zum Dejeuner eingeladen waren. Nach der gestrigen Damensoirée fanden wir Beide die officielle Abfütterung Sr. Hoheit etwas ledern. Prinz Timodsi war überaus zugeknöpft und sprach nur das Nothwendige, nicht das Ueberflüssige. Der Tag schloß mit einem lang ausgesponnenen, asiatisch üppigen Diner bei den Gebrüdern Adrian. In Erinnerung der gestrigen Mißhelligkeiten und Strapatzen wurden wir durch ein Corps von japanesischen Dienern, deren Jeder eine unanständig bemalte Papierlaterne trug, nach Hause begleitet, und sangen unterweges: des Deutschen Vaterland. Mein Aufenthalt in Japan geht zu Ende, die Jahreszeit rückt vor, und ich muß den, für Shanghai bestimmten Dampfer benutzen, wenn ich nicht anderthalb Monate verlieren will. Das Schiff sollte am 22. September Mittags zwölf Uhr in See stechen, ich stand daher um sechs Uhr auf, packte meine Sachen und ging eine halbe Stunde vor der Abfahrt, von Herrn Kniffler begleitet, unter preußischer Flagge an Bord. Der Dampfer Ta Kiang ist eigentlich nicht für den Postdienst bestimmt. Eine amerikanische Firma hatte ihn auf Speculation in der Hoffnung gebaut, der Taikun von Japan werde das zierliche kleine Schiff zu Lustfahrten kaufen; die Regierung hatte es indessen zu theuer gefunden. Nachdem Ta Kiang in allen japanesischen Häfen wie eine Ballkönigin kokettirt, ohne unter die Haube gebracht zu werden, blieb endlich nichts anderes übrig, als in den sauren Apfel zu beißen,

Passagiere an Bord zu nehmen und einen Käufer in China zu suchen.

Schon als wir Desima verließen, wurde mir klar, daß der Wirkungskreis des Ta Kiang die hohe See nicht sei; der kleine Steamer flog wie ein sogenannter „Seelenverkäufer" (Klotzkahn, Einbaum), über die hohen Wogen. Wir sind unser fünf Passagiere, deren Jeder 60 Dollars gezahlt hat, doch erschien nur einer derselben bei Tisch, die drei Anderen waren schon einen Knoten von Desima der Seekrankheit erlegen. Die Verpflegung war gut, Ta Kiang führt einen correcten Cognac, und zum Dessert wurden wir mit der japanesischen Frucht „Kakki" bewirthet, einer sehr wohlschmeckenden Obstsorte, die einen empfehlenderen Namen verdient. So schön das Wetter den ganzen Tag über war, ging ich doch schon um acht Uhr Abends zu Bette, da im strengsten Sinne des Wortes kein Platz vorhanden war, bequem zu sitzen oder umherzuspazieren. Die Nacht verging ruhig, ich habe vortrefflich geschlafen und genieße mit stiller Resignation eine Tasse elenden Kaffee's und einen Toast, dessen Butter unzweifelhaft schon mehrmals die Linie passirt hat, ohne davon dieselben Vortheile gezogen zu haben, wie der Dry Madeira. Als das warme Frühstück erschien, gingen mir jedoch die Augen über; die gestrige Mahlzeit war nur der letzte Nachklang des Marktes von Nagasaki gewesen. Ta Kiang erschien in seiner ganzen Größe, die gebratenen Speckschnitte setzten menschlichen Zähnen hartnäckigen Widerstand entgegen, die Eier waren zur Hälfte faul, der Rinderbraten mit ranzigem Brennöl angemacht. Zum Glück hatte eine riesige Welle mit mir Erbarmen, sie hob den Ta Kiang, warf ihn dann auf die

Seite und die gesammte Mahlzeit vom Tisch; ich flüchtete auf Deck und nahm meine Zuflucht zur Cigarre. Da die übrigen Passagiere das bessere Theil erwählt und vermöge ihrer Seekrankheit auf das Essen ganz verzichtet haben, werden gar keine Anstalten getroffen, uns durch das Mittagessen zu entschädigen. Der Rinderbraten vom Tiffin erschien in einer neu durchgesehenen, vom Staube des Fußbodens gereinigten Auflage, in Begleitung einiger Sardinen, nur das Ale war lobenswerth, doch wurde es in zu geringer Quantität kredenzt. In Betracht, daß mein Appetit sich mit jedem Tage bessert, meine Kräfte zunehmen, und einer der Passagiere, ein junger Engländer, auf Deck erscheint und die ersten Spuren von Eßlust zeigt, stelle ich nähere Untersuchungen über den vorhandenen Proviant an. Zu meinem Trost hängt auf dem Quarterdeck ein Schwein und das Hintertheil eines Hammels; unsere Subsistenzmittel sind folglich gesichert. Zum heutigen Tiffin gab es sogar „Kalbscottelets", zu denen das Rüsselvieh das Fleisch geliefert hatte. Die Passagiere kommen, je mehr wir uns der Mündung des Yantsekiang nähern, allmälig zum Vorschein und sprechen von Seide und Thee. Nach ihren Angaben liegen die Geschäfte total darnieder, und sie berathen unter einander, ob man sich nicht lieber zurückziehen solle. Ich gehe dem brutalen, geldstolzen Gesindel aus dem Wege.

Um halb elf Uhr am 24. September fuhren wir an dem englischen Feuerschiff im Yantsekiang vorbei, und die Lebenslust der Passagiere kehrt zurück; sie schreien, wie der Hirsch nach frischem Wasser, nach „Brandy und Sodawater". Der lehmfarbene Fluß ist hier drei deutsche Meilen breit und so tief, daß die Masten eines, mit Thee befrachteten,

vor einigen Tagen verunglückten Vollschiffes nur noch mit den höchsten Spitzen aus dem Wasser hervorragen. Gegen zwei Uhr kamen wir an der kleinen Stadt Woosung vorbei, und steuerten in den gleichnamigen Fluß. Das Treiben der Kauffahrer vor dem an sich nur armseligen chinesischen Orte ist ein sehr bewegtes, der Spiegel des Flusses ist mit englischen, schwedischen, preußischen und Hamburger Schiffen, nebst unzähligen Dschunken bedeckt, am Ufer wehen die Consulatsflaggen. Ueberall sind die chinesischen Fischer dabei, den Bedarf für die Hauptmahlzeit des Tages zu fangen, unser Ta Kiang hält sich nicht auf; der Capitän will pünktlich um fünf Uhr in Shanghai eintreffen.

XVI.

Gesundheitszustand, Leben und Sterben in Shanghai. Tugenddenkmale. Bezopfte Missionaire. Gastereien. Fidibus und Lunte. Dankbezeugung für ein Diner. An Bord des Argus. Nach Tientsin.

Wiewohl mir ein Unterkommen in der Commandite der Firma Siemssen zu Shanghai gesichert war, kam es doch zuerst darauf an, vom Ankerplatz aus die Stadt zu erreichen und das Haus aufzufinden. Diese Aufgabe war bei einem starken Gegenwinde, der Ebbe und der Zudringlichkeit des chinesischen Schiffergesindels keine leichte. Länger als eine Stunde mußte gegen das stromab fluthende Wasser der Ebbe mit äußerster Anstrengung gerudert werden, zudem war der Sampoon, in den die Chinesen, ohne mich viel zu fragen, meine acht Gepäckstücke und Koffer geschleppt hatten, nicht seetüchtiger und geräumiger, als ein Waschfaß größeren Umfanges, ich hatte also zwischen den beiden werthvollsten Stücken Platz genommen, entschlossen, wenn das Verhängniß so wollte, mit meinen Besitzthümern und Arbeiten zu Grunde zu gehen. Bei der Landung entstanden neue Schwierigkeiten, die Kulis in ihrer Gier, ein wenig Geld zu verdienen, fielen über meine Sachen her, und ich mußte selber Hand anlegen, wenn ich den Kasten voller

Aquarellen, Farben und Papier vor einem kalten Bade retten wollte. Mit dem Wäsche- und Kleiderkoffer waren die Kulis davongerannt, brachten ihn jedoch zurück, als ich in meiner Noth einen Polizeimann zu ihrer Verfolgung aufforderte. Froh, wieder das Festland unter meinen Sohlen zu haben, sank ich in Siemssens Hause athemlos in einen Sessel.

Eine ungestörte Nachtruhe von acht Stunden stellte meine Kräfte wieder her, ich stattete dem preußischen Vice-Consul am 25. September einen Besuch ab und ließ mich dann nicht durch Kopf- und Zahnschmerzen abhalten, an mein künstlerisches Tagewerk zu gehen. Shanghai ist einer der ungesundesten Orte der Welt, hunderte von Quadratmeilen sind nichts als der erdige Niederschlag des ungeheueren Stromgebiets, welches sich in die chinesischen Gewässer ergießt. Der Boden ist hier noch in einem Entwickelungsprocesse begriffen, und der gewöhnliche Gesundheitszustand der europäischen Ansiedler wird scharf durch die bei jeder Begegnung übliche Frage charakterisirt: „Geht es Ihnen heute etwas besser?“ Nur selten erhält man die Antwort: „Ich bin ja gar nicht krank gewesen!“ Gemeinhin erfolgt als Bescheid eine förmliche Krankheitsgeschichte und Litanei von Klagen.

Die Eingebornen erfreuen sich nach der Zahl der Todesfälle keines besseren Befindens als die Europäer. Gleich auf meinem ersten Spaziergange begegnete ich alle zehn Minuten einem Leichenbegängniß. Die Särge wurden vor die alte, mit einer hohen Mauer umgebene Stadt hinausgetragen und hier am Rande der Gräben niedergesetzt. Sie waren zum Theil so lose verschlossen, daß es den

wilden Hunden gelungen war, die Deckel zu entfernen und die Leichen aufzufressen. Die Reinlichkeit der Straßen und Plätze Shanghai's vermag ich nicht zu loben; auf den Fisch- und Fleischmärkten verbreiteten die umherliegenden Abfälle einen pestilenzialischen Gestank, doch hält derselbe die Chinesinnen und auch wohl die anwesenden europäischen Damen nicht ab, ihre Morgenpromenade dorthin zu verlegen und die neueste Toilette zur Schau zu stellen.

Unweit der Thore Shanghai's fielen mir zwei, im Style von Triumphbogen geformte, wunderlich verschnörkelte, kraus gehörnte Denkmäler auf. Nach eingezogenen Erkundigungen waren sie dem Andenken tugendhafter Frauen der Stadt gewidmet, ein Umstand, der wohl geeignet war, tadellose Sittlichkeit unter den Frauen der Stadt nur als eine seltene Ausnahme anzusehen. Beide Monumente waren aus rosenfarbenem Sandstein angefertigt und mit Inschriften bedeckt. Der große alte Tempel Shanghai's erinnerte mich, durch die von der Decke herabhangenden zierlichen Modelle von Dschunken, an den Artushof in meiner Vaterstadt Danzig, der Verkehr in dem Tempel selber hatte freilich in der Mittagsstunde nichts mit dem kaufmännischen Treiben in dem mittelalterlichen Börsensaal gemein. Die reichen oder aristokratischen Damen mochten um diese Zeit ihre Andacht verrichten, ich traf vor den Altären mehrere Chinesinnen von Distinction, die von den Priestern mit aller erdenklichen Beflissenheit bedient wurden. Eine derselben stammte, nach ihren überaus kleinen Füßen, aus einer der vornehmsten Familien. Sie that alles Mögliche, diese verkrüppelten Glieder auf eine kokette Weise zur Schau zu stellen, und bombardirte mich mit gefallsüchtigen Blicken, als ich Mappe

und Tuschkasten öffnete und zum Pinsel griff. An den Fingern der Schönen zählte ich 37 kostbare Ringe und die langen Nägel waren mit goldenen Futteralen bedeckt, die sonstige Kleiderpracht mag der Leser sich nach chinesischen Modebildern selber ausmalen. Unweit des Tempels begegnete ich zwei Chinesen, die ihre Hüte zum Gruß auf europäische Weise lüfteten und mich in geläufigem Französisch anredeten. Die Schwatzhaftigkeit der Herren ließ mich gar nicht zu Worte kommen, und ich erfuhr sehr bald aus ihren Selbstbekenntnissen, daß Beide geborene Franzosen seien, aber zu mehrerer Förderung des Bekehrungswerkes die Landestracht und sogar den — Zopf adoptirt hatten. Nach ihren Behauptungen war es ihnen gelungen, eine Menge Bewohner der Umgegend zum Christenthum zu bekehren. Im Weichbilde der Stadt war ihr Erfolg geringer gewesen. Den Thee nahmen wir Abends bei einem hohen Mandarinen ein. Die chinesischen Gäste rauchten Opium, wir beschränkten uns auf die Tabackspfeife. Als Zuthaten zum Thee wurden Melonenkerne, kleine Kuchen und gedörrte oder geröstete Lotoswurzeln umhergereicht. Daneben wurde ein Theaterstück (Sing Song) ausschließlich von jungen Mädchen aufgeführt. Die Truppe hatte das ganze Verzeichniß des ihr geläufigen Repertoirs mitgebracht, und der Hausherr, ein vielbelesener Beamter, ein beliebtes Stück ausgewählt. Es nannte sich „das Bootsmädchen von Souchow" und übte auf die anwesenden Eingeborenen eine außerordentliche Anziehungskraft aus. Blieb uns der Dialog ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch, so lag die grenzenlose Unanständigkeit der Handlung desto offener zu Tage. Es geschahen in vollständiger Plastik

Dinge auf dem Theater, die der verwegenste Pariser Autor nicht einmal durch die Blume zu besprechen wagen darf. Das Stück war Wasser auf die ästhetische Mühle des alten literarischen China. Während der Vorstellung wurde eine trompetenartige Ehren- oder Galapfeife von kleinen Mädchen umhergetragen, und jeder Gast war verpflichtet, einige Züge daraus zu thun. Es gehört zum guten Ton, die Spitze nicht abzuwischen, doch verletzte ich lieber die Sitte, ehe ich mich einer großen Gefahr aussetzte. Die landesüblichen nasenlosen Gesichter drängten sich bei diesem Rundgange der Ehrenpfeife meiner Phantasie auf. Ich benutze diese Gelegenheit, der eigenthümlichen chinesischen Fidibus und Lunten zu gedenken. Erstere bestehen aus hohen schmalen Tüten, die, einmal an der oberen Oeffnung angezündet, leise fortglimmen, lebhafter angeblasen aber lichterloh aufbrennen. Nach angezündeter Pfeife braucht man die Flamme nur anzuhauchen, und die Papiertüte glimmt langsam weiter. Noch gebräuchlicher ist die in allen Haushaltungen und Wohnstuben übliche Lunte, an der man den Schwefelfaden anzündet, sobald man Licht oder Feuer braucht. Sie gleicht einem ziemlich dicken, dunkelfarbigen Tauende, ist aus trockenem Mist angefertigt und liegt auf zwei Gabeln über einer Metallscheibe. Der Dunstkreis der Gemächer wird durch ihre Aromen eben nicht verbessert.

Ungeachtet es in der Nacht vor dem 27. September in Strömen geregnet hatte, mochte ich dennoch nicht meinen täglichen Spaziergang aufgeben. Mein zuvorkommender Wirth, Herr Schwemmann, bot mir ein Paar Wasserstiefel an, deren man sich bei dem schlammigen Boden selbst in trockenen Tagen auf weiteren Ausflügen bedient, und wir

:aten eine dreistündige Wanderung an, von der wir)dtmüde, bis an die Spitze der Vatermörder mit Koth be=)ritzt, zurückkehrten. Außer offenen Gräbern und Särgen atten wir vor der Stadt nichts Bemerkenswerthes gesehen. Wir besuchten den Kleinkinder=Thurm von Shanghai, d. h. en officiellen Behälter, in welchen die Eltern ihre todt=)ornen, verkrüppelten oder schwächlichen Kinder werfen, nd mein Begleiter versicherte mir, er habe die gefühllosen hinesen im Verdacht, die Neugebornen oft noch lebend in ieses Beinhaus hinabzuschleudern. Mir ward erst wieder)hl, als wir der entsetzlichen Schädelstätte den Rücken ge=)hrt hatten.

Am nächsten Tage genoß ich das lange entbehrte Ver=nügen einer guten Musikaufführung. Ein junger Dilettant, Herr Krämer, sang mit sonorer Baßstimme mehrere Arien nd Lieder, und zwei gebildete Handlungsgehülfen ergingen ich auf dem Pianoforte in Thalbergschen Compositionen nit einer Gewandtheit und Sauberkeit, die ich in diesen Regionen des Erdballs nicht erwartet hatte. Die besagte Matinée fand während eines Diners statt, das Herr Schwem=nann zu Ehren der Consuln veranstaltet hatte. An dem=elben Tage mußten wir Abends sieben Uhr noch eine zweite Fresserei überstehen. Von einem reichen chinesischen Kauf=nanne waren wir zu einem Souper geladen, und mein veltkluger Wirth hielt es aus Geschäftsrücksichten nicht für athsam, dasselbe abzulehnen. Wie bei allen asiatischen Völkern, denen die Reize der bunten Reihe bei Tisch un=bekannt geblieben sind, nehmen die Frauen und Töchter an den Tafelfreuden ihrer Väter und Gatten nicht Theil. Doch kommen Ausnahmen vor, wenn seltenen Gästen besondere

Ehren erwieſen werden ſollen. Wir waren unſer vier deutſche Herren, außer dem Gaſtgeber; den drei Ehefrauen nebſt fünf Töchtern deſſelben waren ihre Plätze hinter uns angewieſen. Zwiſchen den einzelnen Gängen, die ſtets aus mehreren Speiſen beſtanden, ließen ſich die Damen auf unſerem Schoß nieder und ſuchten uns durch kunſtloſe Griffe auf ihren Mandolinen zu erheitern. Auf mir hatte die reifſte der Mütter Platz genommen, ohne daß ich geneigt geweſen wäre, die Ehre ihrer Niederlaſſung gehörig zu würdigen. Rechtzeitig kam mir ein rettender Gedanke. Wie, wenn ich nach dem Vorbilde Sr. Maj. von Siam meine liebenswürdige Beiſitzerin durch einen phantaſtiſch componirten Kloß zu zerſtreuen trachtete, da mir ja doch jede Unterhaltung mit ihr durch Unkenntniß der Sprache abgeſchnitten war? Das Herz des Menſchen iſt ein Drachenneſt, ich geſtehe unumwunden, daß ich mit teufliſcher Schadenfreude meiner Alten dieſelben Qualen zu bereiten trachtete, die mir einſt die Gabe Königs Monkut zu Bangkok verurſacht hatte. Aus geſottenem Reis, Hachée von Regenwürmern und den bewußten, vier Jahre hindurch vergrabenen Eiern fertigte ich einen handlichen Biſſen, der eben ſo ſchwer zu kauen, wie zu verſchlingen ſein mußte, und ſchob ihn Madame mit tückiſchem Lächeln in den Mund. Mein Zweck war erreicht. Die Artigkeit an ſich wurde zwar ſehr gut aufgenommen, doch erwies ſich bald, daß meine Gönnerin der Bewältigung des hölliſchen Biſſens nicht gewachſen war. Noch heute verurſacht mir die unmenſchliche Kaltblütigkeit, mit der ich die Anſtrengungen der Unglücklichen, das formloſe Compoſitum niederzuwürgen, beobachtete, Gewiſſensbiſſe, plötzlich ſprang ſie auf und entfernte ſich, um — nicht wiederzukehren.

Die Zahl der Gerichte überstieg sechszig, doch habe ich nur von den wenigsten etwas zu mir genommen. Ich beschränkte mich auf die Assietten, deren organische Bestandtheile ich zu enträthseln vermochte, bei der chinesischen Küche kein leichtes kritisches Unternehmen. Der Gastgeber machte es sich schon im Verlaufe der Abendmahlzeit bequem. Er ließ seine Opiumbettstelle an die Tafel setzen, zündete die Pfeife an und verfiel bald, ohne von uns weiter Notiz zu nehmen, in die ersehnten paradiesischen Träume. Der Wirth lag wie ein Todter auf seiner Matratze und verlautbarte ein dumpfes Röcheln, die Diener standen schweigend an den bunten Tapetenwänden; wir setzten unsere Unterhaltung fort.

„Schade, daß unser Wirth alle Viere von sich gestreckt hat," sagte Herr Schwemmann, „wenn Einer der Herren sich disponirt fühlte, könnte er ihm den Dank für das genossene Souper durch die höchste Artigkeit nach chinesischen Begriffen ausdrücken."

„Erklären Sie sich doch näher," rief ich, da Siemssens Compagnon durchtrieben lächelte.

„Am Ende ist es gleichgültig, ob er schläft oder wacht, die Dienerschaft wird ihm die dargebrachte Huldigung doch verrathen!" schmunzelte Herr Schwemmann.

Noch immer war mir die Rede des Landsmanns unverständlich; bald sollte mir eine Erklärung werden. Er erhob sich und gab den Dienern einen Wink, zwei derselben traten mit strahlenden Gesichtern näher und gingen, nachdem ihnen Herr Schwemmann ein chinesisches Wort zugerufen, mit Papierlaternen voran. Wir passirten zwei schmale Corridore, stiegen mehrere Stufen hinab und befanden uns an einem, in der Ecke des Hofes gelegenen Orte, der nach

dem Zahlenſyſtem der Gaſthofsbeſitzer gemeinhin mit einer Null oder Doppelnull beziffert wird. Beſondere architektoniſche Vorkehrungen für die Bequemlichkeit der Hospitanten waren nicht getroffen, ich gewahrte nichts als eine kleine, ſauber gehaltene Grube. Unſere Begleiter poſtirten ſich zur Rechten und Linken mit ihren Laternen, und Herr Schwemmann ſagte lächelnd: „Hoffentlich verſtehen Sie mich jetzt? es wäre in einem europäiſchen Hauſe ein eben ſo großer Verſtoß, nach Beendigung der Mahlzeit der Dienerſchaft kein Trinkgeld zu verabreichen, als hier zu Lande von dieſer Oertlichkeit keine Nutzanwendung zu machen.“ Verlegen ſtammelte ich noch einige Worte, aber ſchon wurden von Seiten des guten Landsmannes die Präliminarien des Actes chineſiſcher Courtoiſie eröffnet, und es blieb mir zuletzt nichts übrig, als unter den dankend bewundernden Blicken der Laternenträger dem Beiſpiel meines Mentors zu folgen. Meine Mittheilung würde unvollſtändig ſein, wenn ich nicht noch hinzufüge, daß die Diener die Belege unſerer Artigkeit gegen den Feſtgeber durch einen Deckel vor Entweihung ſchützten und ihre Dankbarkeit für die dem Hauſe erwieſene Ehre durch tiefe Verbeugungen ausdrückten. Ich hatte mich außer einigen Biſſen Entenzungen und Fiſchlebern auf etwas Hühnerbraten und Auſtern beſchränkt, um nicht unter den Nachwehen des Soupers zu leiden.

Nach einer ruhigen Nacht benutze ich die Morgenſtunden fleißig zur Arbeit, packe einen Theil meiner Effecten, da der Abgang des Dampfers nach Tientſin und Taku bevorſteht, und mache dann meine Toilette zu dem um ſieben Uhr Abends vom Conſul Probſt arrangirten Diner. Die guten Landsleute überbieten ſich in Artigkeiten gegen ihren

Gast. Man erläßt mir wohl, über die Opulenz des Gelages zu sprechen, ich erwähne nur eines alten Taschenspielers, der uns zwischen den Gängen der Mahlzeit durch seine Künste zu unterhalten suchte. Der Geschichtsschreiber der Prestidigitation mag untersuchen, ob die Erfinder derselben in Europa oder in Asien seßhaft sind; der Chinese schien mir seine Stücke ungleich vollkommener, als unsere diesseitigen Stammverwandten auszuführen. Sein Becherspiel war bewundernswerth, und das Wachsthum eines Kügelchens, das auf dem unbedeckten Tische unter einem großen Becher nach und nach bis zu einer Kanonenkugel anschwoll, ist mir bei den nackten Armen des Magiers vollkommen unbegreiflich geblieben. Gleich Houdin und Herrmann brachte er unter seinem Talar Schaalen mit Wasser hervor, aber er ließ auf Wunsch der Zuschauer auch eine Menge Taschenkrebse darin erscheinen und verschwinden und entwickelte zuletzt, wohlgemerkt, ohne sich vorher zu entfernen, unter einem Tuche zwei brennende Lampen. Der geschickte Mann würde in Europa große Summen verdienen, während hier nur ein sehr mäßiges Honorar seine wunderbaren Leistungen belohnte. Die Vorstellung schloß mit dem Flug zweier papierenen Schmetterlinge, welche der Taschenspieler mit Fächern in der Luft flatternd erhielt, und dem Tanz kleiner Figuren auf einem Fächer. Ich darf nicht vergessen, anzuführen, daß bei unserem Diner eine, ursprünglich chinesische Sitte angenommen war, die ich in heißen Klimaten zur Nachahmung empfehlen kann. Alle Viertelstunden wurden nämlich heiße feuchte Tücher umhergereicht, mit denen man das Gesicht und die Hände abwischte. Das darauf folgende

Gefühl der Abkühlung durch Verdunstung des Wassers war ungemein angenehm.

Das Wetter sah am 30. September drohend genug aus; der starke Wind bei dicht bewölktem Himmel versprach nichts Gutes für meine bevorstehende Seereise. Zudem werden die Dampfer von Ort zu Ort immer kleiner. Das nächste Schiff soll zwar geräumiger sein, allein ich müßte dann noch siebenzehn Tage in Shanghai warten, eine zu starke Zumuthung in der vorrückenden Jahreszeit. Das Fahrzeug, zu dem ich verurtheilt bin, ein wahres Kinderspielzeug, heißt Argus und ist für die Beförderung von Passagieren gar nicht eingerichtet. Dieser klägliche Umstand verhinderte den Capitän nicht, mir für die Ueberfahrt nach Tientsin 60 Taels, d. h. 120 Thlr., abzufordern. Der letzte Tag meiner Anwesenheit in Shanghai mußte nothgedrungen einem Cirkel von Schiffscapitänen gewidmet werden, deren Unterhaltung, wie immer, in haarsträubenden Lügen bestand. Nach meinem Dafürhalten kann die „Jagdgeschichte" sich längst nicht mehr mit der „Schiffsgeschichte" messen. Der Klipper eines dieser wahrheitsliebenden Berichterstatter segelte z. B. so rasch, daß sein Befehlshaber alle halbe Stunden ein wenig halten und auf den zurückgebliebenen Wind warten mußte. Um Sonnenuntergang traf der aus dem Süden kommende englische Postdampfer ein. Er hatte vor vier Tagen in den Gewässern von Hongkong mit einem furchtbaren Teifun gekämpft und starke Havarien erlitten. Die Nachricht lautete nicht ermuthigend.

Um elf Uhr Abends stieg ich in einen Sampoon und erreichte nach einstündiger Fahrt und endlosen Fragen endlich den Argus. Wir waren in der Dunkelheit der be-

wölkten Septembernacht mehrmals an dem winzigen Schiffe vorübergefahren. Argus war kaum größer, als die Steamer, welche die Communication auf der Spree zwiſchen Berlin und Köpenick vermitteln und ihre Schornſteine bereitwillig vor jeder Brücke umklappen.

Bei meiner ſpäten Ankunft fand ich den Capitän und die geſammte Mannſchaft ſchon ſattſam auf die Abfahrt vorbereitet, d. h. radical betrunken. Ich war genöthigt, mir über das enge Verdeck einen Weg in die mit abſcheulich riechenden Waaren vollgepackte Kajüte zu bahnen. Durch Fußtritte gelang es mir endlich, ein Subject zu ermuntern, das noch ſo viel Beſinnung auftrieb, mir ein Lager zu bereiten. Da, wie ich zu ſpät erfuhr, jeder Argus-Paſſagier ſein Bett ſelbſt zu beſchaffen hat, erhielt ich nur das anderthalb Fuß breite Fragment einer Matratze, zu der ich mit Lebensgefahr über zwei Kiſten und einen Tiſch kletterte. Beſagter Pfühl war etwas unbequem, und eine Analyſe ſeines Innern ergab, daß die Füllung nicht aus Roßhaaren, ſondern aus alten Tauenden, aufgedröſelten Stricken, Fetzen von Segeltuch, zerriſſenen Schuhen, abgebrauchten Matten und zerbrochenen Blumentöpfen beſtand. Es dauerte eine ganze Stunde, ehe es mir gelang, meinem Lager ſeine Aehnlichkeit mit einer Folterbank zu nehmen und mit Hülfe meines Plaid, den ich in ein Kopfkiſſen umgeſtaltete, ein Bett, gut genug für einen Hund, herzuſtellen.

Am 1. October, lange vor Tagesanbruch, begann die Ouvertüre der Abfahrt mit der Heizung der Maſchine und dem Lichten der Anker; der unglückliche Argus ragte kaum drittehalb Fuß über das Schmutzwaſſer des Yantſekiang hinaus. Eben ſo tief ging der Capitän, jedoch nicht in Fluß-

oder Seewaſſer, ſondern in Whiskey. Er trennt ſich von der Flaſche ſo wenig, wie eine Schildwache von ihrem Gewehr. In der Mittagsſtunde kamen wir an dem Feuerſchiff vorbei und ſteuern auf die Saddle Islands, eine ſtarre nackte Felſengruppe. Der Lootſe verläßt uns, und Capitän, wie Steuermann begleiten ihn mit einem Epilog des tröſtlichen Inhalts, es werde ihnen auch ohne ſeine Hülfe gelingen, noch einmal mit dem hochbejahrten Argus Tientſin zu erreichen. Die Herren ſprechen einander Muth ein und ſtärken ihre Herzen durch Whiskey. Ich ſehe mich während ihrer Unterhaltung nach einer leeren Portweinflaſche um, füge meinem Teſtamente ein Codicill hinzu und verſiegle die Papiere in der Flaſche, nachdem ich das Datum der Abfahrt aus der Flußmündung hinzugefügt. Ein unheimliches Gefühl ſagt mir, eine Reiſe unter ſo jämmerlichen Verhältniſſen könne nicht glücklich enden. Dann richte ich ein Gemetzel unter den Cockroaches an, die ſich auch bei Tage nicht mehr von mir trennen wollen. Mein Helfershelfer bei dieſer Unthat iſt ein Hund, der trotz mehrerer Prügeltrachten nicht von mir weichen will und mir ſeinen Ueberfluß von Flöhen mittheilt. Das arme Geſchöpf war urſprünglich weiß, iſt aber durch die auf Deck lagernden Kohlenſäcke ſchwarz gefärbt. Der für den zur Reiſe nothwendigen Vorrath an Heizungsmaterial zu enge Schiffsraum zwingt uns, die Kohlen auch an dieſem ungeeigneten Orte aufzubewahren.

Die Theeſtunde brachte das erſte unangenehme Reiſe-Intermezzo: der Steuermann, ein heulender Feigling, ſtürzte in die Kajüte und meldete, die Steuerkette ſei geſprungen. Wir trieben ſteuerlos in der Nähe ſteiler Felſen, doch war

die Witterung zu unserem Heile nicht unfreundlich und der Seegang nur mäßig. Nach zwei Stunden war der Schaden nothdürftig ausgebessert. Meine im Verlaufe des ersten Tages angestellten Beobachtungen haben nichts Gutes ergeben. Der Capitän, ein langer Schotte, auf dessen Nase eine Riesenwarze wuchert, ist nichts als ein roher Matrose und hat niemals eine Steuermannsprüfung bestanden: die Mannschaft besteht fast ganz aus entlassenen chinesischen Sträflingen. Sie sind leicht an ihren abrasirten Schädeln zu erkennen, da bei der Verurtheilung wegen eines Criminalverbrechens dem Schuldigen stets der Zopf aberkannt wird. Demgemäß wird auch von den Oberen mit diesen elenden Menschen umgegangen. Ich kam dazu, als der Steuermann, der zugleich den Schiffsarzt spielt, einen kranken Matrosen, bei dem das Rhicinusöl nicht mehr anschlug, zwingen wollte, einen großen Tassenkopf voll trockenen Bittersalzes zu sich zu nehmen. Trotz der Drohungen des Steuermannes mit der neunschwänzigen Katze wollte der arme Mensch nicht Folge leisten und gehorchte erst, als der mordlustige Heilkünstler drohte, ihm einen Zahn auszuziehen.

XVII.

Der Argus und sein Karavanenthee. Ein falscher Zopf. Mittel gegen Flöhe. Hungersnoth und Leck. Die letzte Ente an Bord. Eine Seeräuber-Dschunke. Die Lebensgeschichte eines deutschen Matrosen. Am Strande von Chifou.

Unsere Lage wird mit jedem Tage trauriger. In der Nacht zwischen dem 2. und 3. October mußten sechs Mann unausgesetzt pumpen, um das elende Schiff über Wasser zu erhalten. Ich bin neugierig, in welchem Zustande der feine Thee, den „Argus" geladen hat, und der später über Peking zu Lande nach St. Petersburg geschafft werden soll, an Ort und Stelle anlangen wird. Die Kisten machen im Schiffsraume eine förmliche Seebadekur durch, und doch wird die Waare im Droguenhandel als „Karavanen-Thee" verkauft. Mir geht es nicht besser, wie den für den kaiserlich russischen Hof bestimmten Kisten; sobald ich mich auf das Verdeck wage, rollt die tobende See über mich hin, ich bleibe daher, mit entsetzlichen Zahn- und Kopfschmerzen behaftet, unten in der düsteren Kajüte und suche Zerstreuung in der Gesellschaft der Cockroaches, da der einzige Reisegefährte, ein junger englischer Agent, sich als vollkommen ungenießbar erweist. Eine, Abends am Hori-

onte auftauchende Dschunke mit 5 Masten war die einzige Sehenswürdigkeit des 3. October, wenn man nicht den berunken am Boden liegenden Kapitän eben dahin rechnen will.

Der elenden Verpflegung am Bord habe ich schon gedacht, ich setze mich, wenn wir vier, der Kapitän, der Steuermann, der englische Passagier und meine Person, unsere Toilette vor dem einzigen lecken Waschnapfe aus Blech vollendet haben, mit immer neuem Widerwillen zu Tisch. Unser Hauptgericht besteht aus Ragouts von altem Salzfleisch; Kaffee und Käse sind ausgegangen. Der Schiffskoch, den die Küchen-Angelegenheiten nicht stark in Anspruch nehmen, widmet sich nebenbei der Kultur seines Zopfes; die Appetitlichkeit der Speisen leidet indessen nicht darunter. Es ist nicht wohl möglich, ein Haar aus dem Zopfe in den erwähnten Ragouts zu finden, da derselbe größtentheils aus schwarzer Seide besteht. Der gute Jünger Soyers hat als bestrafter Verbrecher nach seiner Entlassung aus dem Gefängnisse statt des abgeschnittenen, einen neuen künstlichen Zopf angelegt, dessen Basis nur aus einem dürftigen Büschel Haare besteht.

Die invalide Maschine des Argus bringt uns nur angsam vorwärts, erst die Hälfte des Weges nach Tientsin ist zurückgelegt. Mit welcher Freude wird jede kleine Zerstreuung begrüßt! Vier kleine Vögelchen haben auf den Taaen des Argus Zuflucht gesucht und nähren sich von unserem Ueberfluß an Fliegen. Außer Stande, bei den fortwährenden Schwankungen unserer Nußschale mich zu beschäftigen und wäre es mit dem Zuspitzen einer Bleifeder, sehe ich stundenlang der Jagd der Thierchen zu, und

bewundere die Polizei-Verwaltung der Natur, wenn mir einer der flinken Spatze den ärgsten Quälgeist von Brummer vor der Nase wegfängt. Mehr Unterhaltung hätte uns eine angebotene Flaggen-Conversation mit einem vorüber-segelnden Barkschiff gewähren können, allein der Argus führte keine Signale an Bord; wir vermochten der Barke nicht Rede zu stehen. Der 4. October schloß mit einem Unfall. Ein alter chinesischer Matrose, ein Mann von 60 Jahren, fiel vom Mast, und beschädigte sich innerlich so schwer, daß ich sein schmerzliches Stöhnen in der Kajüte hören konnte.

Hätten mich diese traurigen Laute nicht häufig geweckt, ich wäre um meinen Schlaf zu beneiden gewesen. In der stärkenden Seeluft und bei der vorrückenden Jahreszeit hole ich die seit Monaten versäumte Nachtruhe wieder ein. Am 5. October Morgens beabsichtigte der Capitän, zur Ver-besserung unseres Diners einige der, über den „Argus" hinstreichenden wilden Enten zu erlegen, allein es fehlte an einer Vogelflinte wie an Schrot, und die mit gehacktem Blei geladene Büchse wollte nicht losgehen; der projectirte Entenbraten schoß schnatternd über unsern Köpfen hin. Rechtzeitig habe ich das gedruckte Reglement einer Dampf-schifffahrt-Gesellschaft gefunden, das sich in ein Paar meiner Stiefel verirrt hatte, und studire dasselbe, wenn ich mich von dem Lager erhebe, oder zu Tische gehe. Der Scharf-sinn, mit dem darin alle Rechte der Gesellschaften wahrge-nommen sind, ist erstaunlich, aber auch nicht ein Paragraph nimmt sich der Reisenden an, und gedenkt irgend einer Verpflichtung zu ihrem Vortheile und ihrer Bequemlichkeit.

Die chinesischen Matrosen haben mir heute eine unange-

nehme Ueberraschung bereitet. Ich weiß nicht, wie ihnen meine Klagen über den Flohreichthum des Köters zu Ohren gekommen, der, wie ich schon angeführt, sich nicht von meiner Person trennen wollte. Die unglückliche Creatur, ein Bastard von Spitz und Pudel, erschien über und über getheert in meiner Kajüte. Die Consequenz dieses kosmetischen Mittels besteht darin, daß die oberste Schicht des Ueberzuges bei der Tageswärme erweicht, und der Hand überall anklebt, Nachts aber zu einem Panzer erhärtet, und bei jedem Stoß gegen Tisch und Stühl ein garstiges Geräusch macht. Der Wind hatte sich im Laufe des Tages gebessert, und wir wären bei einer Schnelligkeit von sechs Knoten Fahrt in der Stunde rasch vorwärts gekommen, wenn nicht drei davon durch eine widrige Strömung verloren gegangen wären. In der Nacht setzte der günstige Wind jedoch um, und warf uns, da die Maschine nicht zu arbeiten vermochte, an zehn Seemeilen zurück. Zugleich ist der Leck größer geworden, das Wasser im Raum binnen zwei Stunden um drei Fuß gestiegen, und die ganze Mannschaft pumpt unermüdlich hinten und vorn, um den Argus flott zu erhalten. Das Verdeck ragt nur noch einen Fuß über das Wasser empor und der Kapitän beabsichtigt, einen Nothhafen Chifou anzulaufen, aber wir haben nach seinen Berechnungen noch 30 Seemeilen bis dahin zurückzulegen. Dort sollen auch frische Vorräthe von Lebensmitteln eingekauft werden, denn schon jetzt nagen wir halb und halb am Hungertuche. In der Kajüte über den feinsten Theekisten hängen zwar noch einige geräucherte Schinken, allein diese sind schon verkauft und in Tientsin abzuliefern. Da sie nur lose an der Wand befestigt sind, fallen sie bei bewegter

See in jeder Nacht herunter und veranlaſſen meinen getheerten Schooßhund zu einem kläglichen Geheul, das von dem Erbrechen zweier, ſchwer an der Seekrankheit leidenden Chineſen accompagnirt wird. Unter ſo angenehmen Bedingungen feiern wir den Geburts- und Namenstag des Argus. Vor 23 Jahren am 7. October war nach den Schiffsbüchern das unſelige Fahrzeug vom Stapel gelaufen. Ich ſchlug dem Kapitän vor, als er zu Ehren des Tages eine zweite Flaſche Whiskey leerte, heute gleich den — Todtenſchein des Argus auszuſtellen.

In der nächſten Nacht richtete der unaufhörlich tobende Sturm an Bord namenloſes Unheil an, das Waſſer im Raum iſt nur noch mit äußerſter Mühe durch Pumpen zu bekämpfen; mein Nachtlager iſt ſeit dem zweiten Tage nach der Abfahrt nicht mehr trocken geworden. Das Seewaſſer ſickert fortwährend auch von Außen durch die Decke herein. Die Kiſten mit dem „Karavanenthee" ſind zuſammengeſtürzt und bilden eine Barrikade vor dem Eingange der Kabine. Einer der vermoderten Schinken iſt auf meine Matratze geflogen. Er, der getheerte Hund, eine ertrunkene Ratte und zwei wie vom Himmel gefallene alte Brieftaſchen leiſten mir Geſellſchaft. Zum Ueberfluß war bei Tagesanbruch der Kohlenvorrath bis auf den letzten Brocken erſchöpft; um das Feuer nicht erlöſchen zu laſſen, mußte Alles, was nicht niet- und nagelfeſt war, losgebrochen und verbrannt werden. Das Brennmaterial reichte dennoch nicht; zwei Meilen vor dem Nothhafen Chifou ging der Maſchine von Neuem der Athem aus. Wir ſind auf die Hülfe der Segel angewieſen, aber alle unſere Leinwand beſchränkt ſich auf einige 20 oder 30 Quadratfuß durchlöcherter Lappen.

Wenn nicht bald Hülfe kommt, ſind wir verloren. Das Federvieh, unſere letzte Hoffnung, iſt im Sturm umgekommen, nur eine „letzte Ente" watſchelt noch melancholiſch, wie Thomas Moore's Melodie in Flotow's „Martha", auf dem Deck umher, aber wie leicht kann ſie noch, ehe der Tiſch gedeckt wird, zu ihren Vätern verſammelt werden. Der Kapitän ſcheint am Delirium tremens zu leiden, er phantaſirt von Pfannkuchen, die am nächſten Sonntag gebacken werden ſollen, vorausgeſetzt, es gelinge dem Koch, das feine Mehl, welches er in der Verwirrung des letzten Teifun verlegt haben will, wieder aufzufinden.

Der Sturm hatte momentan pauſirt, aber am Nachmittag erhob er ſeine Stimme von Neuem und machte unſere ſinkenden Hoffnungen vollends zu Schanden. Unſer faſt geiſtesabweſender Capitän hatte ſich überdies um ſieben Meilen verrechnet und der Argus ſchwankte die Nacht hindurch in der Nähe einer Felswand umher, an der in jedem Augenblick ſeine morſchen Rippen zerſchmettern konnten. Ein am Morgen des 9. Oktober hart am Backbord vorübertreibender Schiffsmaſt, der einem geſcheiterten Kriegsſchiffe angehört haben mochte, wurde mit großer Anſtrengung der Mannſchaft aufgeſchifft und lieferte etwas Heizungsmaterial für die Maſchine, doch war bei unſerer weiten Entfernung vom Lande damit nur wenig gewonnen. Den Qualen des Hungers geſellte ſich jetzt auch ein unerträglicher Durſt. Der geringe Waſſervorrath erlaubte nur noch die tägliche Vertheilung eines Glaſes lehmfarbiger ſtinkender Jauche an jedes Individuum; zum Waſchen hatten wir uns ſchon mehrere Tage hindurch des Seewaſſers bedient. Die Matroſen, ſo feige ſie ſein mögen, gehen mit

finstern Gesichtern umher und rotten sich zusammen. Schon früher haben sie sich über die dürftige Kost bei schwerer Arbeit beklagt, der Durst scheint die armen Menschen zur Verzweiflung zu bringen.

Ueber die verkauften Schinken sind wir, insoweit sie noch genießbar waren, schon hergefallen, auch die versprochenen Pfannkuchen sind wirklich gebacken worden. Ihre Anfertigung wurde durch eine, aus dem Raume aufgefischte Bütte voll holländischer Dauerbutter unterstützt, die der Capitän vor mehreren Jahren für eine Schuld angenommen und vergessen hatte. Bei den unaufhörlichen Nachsuchungen in allen Winkeln wurde auch eine Quantität von verwittertem Reis aufgefunden, der trotz einer starken Beimischung von todten Ameisen und Mäusekoth unser Leben doch noch einige Tage fristen kann, wenn es uns gelingt, so viel Regenwasser aufzufangen, um ihn zu kochen; den Vorrath an Trinkwasser dürfen wir nicht angreifen. Ein Päckchen Kaffee, das wir gleichzeitig auf den Boden einer umgestürzten Tonne entdeckten, erfreute uns mehr als ein centnerschwerer Goldklumpen, nur war keine Kaffeemühle vorhanden. Ich wickelte die Bohnen also in ein Stück Segeltuch und zertrümmerte sie mit der Breitseite eines Beiles. Weder in Paris, noch in Wien, habe ich jemals wohlschmeckenderen Kaffee getrunken.

Der 10. Oktober sollte das Maß unserer Leiden fast zum Ueberlaufen bringen. Vom frühen Morgen an folgte uns unablässig eine dreimastige, mit einem großen und zwei kleineren Mattensegeln versehene Dschunke, die nach der Behauptung des Capitäns mit Piraten bemannt war. Wir mußten uns in Kriegsbereitschaft versetzen, hätten wir

für unsere beiden Kanonen nur Munition, für unsere zehn Büchsen nur Zündhütchen gehabt, aber bis auf einige schartige Säbel waren wir vollkommen wehrlos und der Kapitän lief, flennend wie ein altes Weib, auf dem Verdeck umher. Der Steuermann, ich und der zweite Passagier, machten mit den Geschützen einige Demonstrationen, indem wir sie anscheinend luden und auf die Dschunke richteten, doch näherte sich das verdächtige Fahrzeug mehr und mehr. Um 11 Uhr Vormittags war es so nahe, daß wir in jedem Augenblicke fürchteten, geentert zu werden. Es wäre unfehlbar geschehen, hätten die chinesischen Lumpe um unsere wehrlose Lage gewußt, aber sie schienen sich noch mehr vor uns, wie wir vor ihnen zu fürchten. Lautlos schoß die Dschunke dicht an unserem Spiegel vorbei, hundert Augen schienen uns aus dem Innern zu beobachten; auf dem Verdeck war keine lebende Creatur zu erblicken. Bald darauf entschwand das unheimliche Fahrzeug unseren Blicken.

Für den Fall, daß ein europäisches oder amerikanisches Schiff in Sicht kommt, haben wir aus allerlei Fetzen Nothsignale zusammengestoppelt und aufgehißt, aber unser Argus pfeift aus dem letzten Loche. Er treibt seitwärts, wie ein Wrack vor den Wellen, und noch sind wir ungefähr zwölf Seemeilen von Chifou entfernt. Wir blicken fortwährend gen Himmel, nur ein günstiger milder Windhauch vermag uns zu retten. Am 11. October Abends schien eine gute Brise aufspringen zu wollen; schon fünf Minuten später war sie wieder erstorben. Gleich darauf drangen die Matrosen auf den Kapitän ein, und forderten Wasser; bei ihren drohenden Geberden blieb nichts übrig, als es ihnen zu bewilligen. Morgens verweigerte mir der Koch sowohl

einen Schluck Waſſer, wie eine Taſſe Kaffee, erſt nach fürchterlichen Drohungen und Vorwürfen: der engliſche Paſſagier habe Beides erhalten, wurde mein Verlangen befriedigt.

Das Elend verbrüdert die Menſchen, die Matroſen nähern ſich mir, in deſſen Augen ſie Theilnahme leſen, und ich entdecke unter ihnen einen Landsmann, dem ich ſeine Lebensgeſchichte abfrage. Auf Helgoland geboren, hat er ſchon im zehnten Jahre Vater und Mutter verloren, und iſt auf einem holländiſchen Kauffahrer als Schiffsjunge nach Java gegangen. Unterſtützt durch einige Erſparniſſe, hat er in reiferen Jahren ſein Glück als Goldgräber in Auſtralien und Californien verſucht, auch wirklich in jedem dieſer Länder an 500 Pfd. St. gewonnen, aber durch eigenen Leichtſinn und böſe Beiſpiele bald wieder verloren. Zehnjährige Dienſte als Steuermann brachten ihn abermals in den Beſitz einer Summe von 3000 Dollars, mit denen er nun ein reicheren Gewinn verſprechendes Geſchäft zu unternehmen gedachte. Er kaufte europäiſche Gewehre und Revolver, verſchiffte ſie, gemeinſam mit einem Kameraden, in einer gemietheten chineſiſchen Dſchunke und begab ſich zu den Rebellen (Taiping's), um ſie dort für den doppelten Preis zu verkaufen. Die unglücklichen Schmuggler wurden von den Engländern, den Verbündeten der Chineſen, erwiſcht, und dem engliſchen Conſul in Shanghai, nachdem man ſie des letzten Hellers beraubt, an Händen und Füßen mit Ketten beladen übergeben. Der Matroſe meinte, er und ſein Freund würden ſich, falls ſie den Chineſen in die Hände gefallen wären, zur Wehre geſetzt und einen ehrlichen Soldatentod der Gefangenſchaft vorgezogen haben. Von

dem Widerstande gegen Engländer hätte sie der drohende Galgen abgeschreckt. Die Waffenspeculation sollte ihnen sehr schlecht bekommen; sie wurden zu 1000 Dollars Geldstrafe oder sechs Monaten Gefängniß verurtheilt, und entschlossen sich, da ihnen kein Farthing zu Gebote stand, letztere abzusitzen. Aus dem Gefängnisse waren sie direct auf den Argus gegangen; 55 Jahre alt, mußte der unglückliche Helgoländer jetzt von vorn anfangen. Sein Beispiel steht nicht vereinzelt da. Mir sind in den indischen und chinesischen Gewässern viele deutsche Matrosen begegnet, die durch die hohen Löhne und die Hoffnungen auf Ersparnisse verlockt, ihr Leben in diesen Gegenden zugebracht, aber meistentheils nichts erübrigt hatten. Die sinnlose Lebensweise der Seeleute mag hauptsächlich die Schuld tragen, wenn die unbesonnenen Menschen noch in späteren Jahren sich allen Mühseligkeiten des harten Schiffsdienstes unterziehen mußten. Eines weiteren Urtheils über meinen guten Helgoländer enthalte ich mich weislich, trotzdem sein Gesicht zu den sogenannten Galgenphysiognomien gehört und zu einer psychologischen Analyse herausfordert. Der Widerspruch zwischen den sanften, elegischen Mienenspielen berühmter indischen Großen und Mandarinen und ihren Blutthaten hat mich an der Richtigkeit der Wissenschaften Lavaters und Galls vollkommen irre gemacht. In Parenthese bemerkt, kann von seemännischen Ersparnissen gegenwärtig nicht wohl die Rede sein. Die Course an der Matrosenbörse stehen sehr niedrig. Noch vor einigen Monaten wurde der Kopf monatlich mit 30 Dollars bezahlt, jetzt ist der Preis in Folge des starken Angebots auf die Hälfte hinabgesunken.

Der Waſſermangel plagt uns am ärgſten. Die Matroſen erhalten zwar regelmäßig ihr Glas, kommen aber niemals damit aus. Es iſt abſolut unmöglich, dieſem Volk begreiflich zu machen, daß in einer ſolchen traurigen Lage jede denkende Creatur auch für den nächſten Tag zu ſorgen habe. Auf den durch Trunk ſchwachſinnigen Kapitän iſt nicht zu rechnen; es bleibt mir nichts übrig, als mein geringes Pidjen Engliſch zuſammenzuraffen und den ſchmachtenden Menſchen gütlich zuzureden. Ihr Anblick iſt gräßlich, vor Hunger und Durſt ſind ihre Augen tief in die Schädel zurückgeſunken, und ich ſelber weiche conſequent den halberblindeten Spiegelſcherben in der Kajüte aus, da mir das Gefühl ſagt, ich ſehe nicht beſſer aus, als die übrigen Dulder. Unglücklicher Weiſe trauen mir die Matroſen nicht, wenn ich ihnen meine abgezehrten Hände hinreiche und die brennend heiße, vertrocknete Zunge ausſtrecke; der Kapitän hat ſie zu oft durch allerlei leere Ausreden getäuſcht, ſie behaupten: in der Kajüte würden heimliche Vorräthe aufbewahrt und wir ſtillten hinter ihrem Rücken Hunger und Durſt. Eine Revolte ſteht nahe bevor. Deſſenungeachtet ſind der Kapitän und Steuermann weit entfernt, mit uns beiden Reiſenden gemeinſame Sache zu machen, erſterer entblödet ſich nicht, ganz laut zu ſagen: „alles Unglück käme nur von uns Paſſagieren, der Teufel ſolle ihn neun und neunzig tauſend Mal holen, wenn er jemals einen mitnehme!“ Ich trenne mich nicht mehr von meinem Revolver. Obwohl unſer geringer Waſſervorrath auf die Neige geht, leidet der Kapitän nicht Durſt; er entwickelt unausgeſetzt neuen Whiskey. Drei an der Dysenterie leidende Matroſen ſind von uns noch am

glücklichſten. Sie erhalten allabendlich aus den Händen des Doctors, d. h. des Steuermannes, drei rieſige Opiumpillen und müſſen ſie unter ſeinen Augen verſchlucken, ein ſolches Extraordinarium an Conſumtibilien iſt bei der Sachlage nicht gering zu veranſchlagen. Ich habe für mein Theil ein Auge auf die zahlreich vorhandenen Heftpflaſter der ſogenannten Schiffsapotheke geworfen, über ihre Zurichtung bin ich mit mir noch nicht einig. Hinſichtlich unſerer Mahlzeiten ſind wir jetzt auf die letzten Fragmente von Schiffszwieback angewieſen, und habe ich mir am 11. October an dieſem Urgebirge von Backwerk einen nur wenig ſchadhaften Backzahn ausgebiſſen. Der Wind iſt uns noch immer ungünſtig und der Argus wird in der Bai von Wogen und Strömungen hin- und hergetrieben. Aus Verzweiflung legen wir uns auf den Fiſchfang, jedoch ohne den geringſten Erfolg. Auf die Sorte, vom Hayfiſch bis auf den Stint hinab, käme es uns gar nicht an, wir äßen die Beute ohnehin roh; aber nichts, was Floſſen hat, will anbeißen. Unter den Matroſen ſtehen nur noch drei weiße Arbeitskräfte zur Verfügung. Wären wir abergläubiſch, wir hätten Urſache, an unſer herannahendes letztes Stündlein zu glauben; eine graue Ohreule ſaß den ganzen Vormittag über auf dem Vordermaſt und beſichtigte uns als eine wohlverbürgte Mahlzeit. Um dem Schickſal wenigſtens hartnäckigen Widerſtand zu leiſten, habe ich die Ueberbleibſel von meinen Zwiebacks-Diners und Soupers geſammelt, mit der Breitſeite des Beils pulveriſirt und als „Revalenta Arabica“ für die äußerſten Fälle aufbewahrt. Mein Helgoländer hat mir dabei Hülfe geleiſtet und erzählt, daß er auf einer ſeiner Fahrten zwei und vierzig

Tage von ungekochtem Reis gelebt habe. die Nachſuchungen an Bord werden fortgeſetzt und wirklich konnte ſich der Steuermann der Entdeckung einer Büchſe Anchovis rühmen, die leider durchaus ungenießbar war. In Folge der mangelhaften Ernährung leidet jetzt die geſammte Mannſchaft an der Dysenterie, und der ſtarke Arzeneiverbrauch zwingt den Steuermann, die Kranken auf halbe Pillendiät zu ſetzen. Gegen Abend fiel das erſte Opfer der Hungersnoth, mein getheerter Kajütengenoſſe. Er hatte mich den Tag über mit ſchwermüthigen Blicken verfolgt und ich ihm wiederholt von meinem Zwiebackspulver angeboten, um 5 Uhr neigte er ſein Haupt und verſchied. Ich weinte ihm eine heiße Thräne und verzehrte dann den Biſſen Pulver, den ich ihm ſo eben hingehalten, ſelber. Kurz vor Sonnenuntergang zertheilten ſich die Wolken und in einer Entfernung von ungefähr zwei Meilen erſchien das Feſtland mit Chifou. Es wurden unſägliche Anſtrengungen gemacht, den Hafen zu erreichen, aber ohne Dampfkraft und ausreichende Segel war es unmöglich. In der Nähe eines rieſigen ſtarren Felſenblocks befahl der Capitän die Anker auszuwerfen. Am 13. October ſank in den Frühſtunden das Barometer ſo tief, daß wir uns auf einen Sturm vorzubereiten hatten. Um ſechs Uhr begann das grauenhafte Concert wirklich, und nun hängt unſer Wohl und Wehe allein von der Haltbarkeit der Anker, ihrer Ketten und Taue ab, doch verlief der Tag leidlicher, als ich nach der Eröffnung der Matinée vermuthet hatte. Der Sturm ſollte am 14. October an Stärke noch wachſen, und alle Wellen ſtürzten über das Verdeck des Argus. Die Kälte nimmt zu, mit zitternden Händen habe ich alle meine

dickeren Röcke angelegt, und mich bebend vor Heißhunger und Frost in der Kajüte auf meiner Matratze ausgestreckt. Zu meinem Glück hat der englische Agent in der vergangenen Nacht das geheime Whiskey-Magazin aufgefunden und einige Flaschen in Sicherheit gebracht, wir halten ein köstliches Tiffin: Zwiebackpulver mit Whiskey-Tunke. Der Agent hat außerdem ein Schaueſſen auf den Tiſch geſetzt, einen abgenagten Schinkenknochen aus dem Nachlaß des vorgeſtern verſtorbenen Theerſpitzes! Auf Hülfe aus dem Hafen von Chifou dürfen wir nicht rechnen. Einmal ſind alle Dſchunken in das Innere der Bucht zurückgezogen, dann iſt es aber auch nicht die Sache der Chineſen, ſich mit gefährlichen Rettungsverſuchen abzumühen. Unſere heutige Mittagsmahlzeit beſtand in elf, im Schiffsraume aufgefiſchten Kartoffeln, in welche ſich fünf Mann getheilt haben; wie wird das enden?!

XVIII.

Kriegsrath. Im Boot an's Land. Gerettet. Weih-hei-Weih. Ein Bürgermeister-Mandarin. Holzeinkauf in Liu Cnng. Chinesische Dorfbewohner und ihre Sitten. Chifou. Hühner mit Entenfüßen Fische mit Hundeköpfen. Drachen.

Die verzweiflungsvolle Lage des Schiffes, die drohende Meuterei der Mannschaft, und der verschwindend kleine Vorrath an Lebensmitteln, die aus einem Napf voll schmutziger Reiskörner und einer Handvoll Kaffeebohnen bestehen, zwingen endlich den Capitän, sich aus seinem Stumpfsinn aufzuraffen und unsere Rettung zu versuchen. Ein aus dem Steuermann und aus beiden Passagieren bestehender Kriegsrath beschließt unter dem Vorsitze des Trunkenboldes, das Wagniß zu unternehmen und ungeachtet des furchtbar hohen Seeganges ein Boot nach der Küste von Chifou zu entsenden. Der Steuermann, der englische Agent und vier Matrosen, die am wenigsten durch Hunger gelitten haben, sind zu der verwegenen Fahrt ausersehen. Der Engländer hofft in Chifou irgend einen Landsmann anzutreffen und mit seiner Hülfe Lebensmittel und Heizmaterial zu schaffen. Vor Abgang des Bootes mache ich mit ihm noch ein, nach Umständen für mich sehr vortheil-

haftes Geschäft. Er hat einige Flaschen Sodawasser erübrigt, die er mir gegen ein Bündel feiner Cigarren abtritt; mit dieser Flüssigkeit hoffe ich bis zur Rückkehr des Bootes mein Leben zu fristen. Auf eine Mahlzeit habe ich verzichtet. Sobald mich das unleidliche Ekel- und Wehgefühl, die Folge des Heißhungers, übermannt, bekämpfe ich es durch einen Schluck Sodawasser.

Das Boot verließ uns um 8 Uhr Morgens, und anderthalb Stunden hindurch folgte ich ihm mit dem Fernglase, wenn es bald hoch auf den Kämmen der Wogen erschien, bald in ihren tiefen Thälern versank; endlich verschwand es hinter einem Felsvorsprunge. Hatte mich so lange die Spannung aufrecht erhalten, so brach ich jetzt aus Nervenschwäche plötzlich zusammen. Das Erbrechen, an dem wir Alle schon seit mehreren Tagen leiden, nahm überhand, mir wurde schwarz vor den Augen und unter qualvollem Würgen sank ich auf dem Verdeck halb ohnmächtig zu Boden. Wie lange ich in diesem Zustande gelegen habe, vermag ich nicht anzugeben, so großes Elend löst alle Bande der menschlichen Gesellschaft; an Bord kümmerte sich Niemand mehr um den Andern.

Eine über das Verdeck wegrollende Woge brachte mich wieder zum Bewußtsein zurück, die Sonne war durch den Meridian gegangen, es mochte drei Uhr Nachmittags sein. Zehn Schritte von mir hatte sich die Mannschaft versammelt, und starrte bange und schweigend in die Ferne; wild hin- und hergeworfen von den tobenden Wassern, näherten sich uns zwei Boote. Eine Stunde später waren sie so nahe, daß ihre Rettung und Ankunft gesichert erschien; nun brach an Bord ein unermeßlicher Jubel aus.

Wie einem Kinde liefen auch mir die heißen Tropfen über die Wangen. Waren sie Freudenthränen, so wüßte ich nicht ihr wohlthuendes Gefühl zu rühmen; ich glaubte, mir würde das Herz brechen.

Beide Böte waren mit chinesischen Ruderern bemannt, das erste brachte ein halbes Schwein, Hühner, Enten, Eier, Mehl, Zucker und Holz zum Kochen, das zweite Trinkwasser. Dieses war einfach in das Boot gegossen und zwölf Chinesen hatten ihre schmutzigen Beine darein getaucht, aber nie hat mir ein Festtrunk goldenen Rheinweines köstlicher geschmeckt, als die erste Handvoll dieses trüben Wassers. Bald darauf erschien unser eigenes Boot mit der Hiobspost: der von unserem Capitän gesuchte Ort Chifou liege fünfzig englische Meilen weiter östlich, und das vor uns liegende Städtchen heiße Weih-hei-Weih (Die- hei- Die). In der Zwischenzeit hatte der Koch etwas Schweinefleisch gebraten, ich warnte die Matrosen, allzu gierig und allzu viel zu essen, ohne doch meine guten Rathschläge selber gewissenhaft zu befolgen; dann streckten wir uns auf den Matratzen oder Schiffsplanken aus und versanken in einen wahren Todtenschlaf.

In der Nacht legte sich der Sturm, und als wir am 16. October um halb vier Uhr aufstanden, war die See beruhigt, und eine abermalige Expedition an die Küste konnte ohne Gefahr unternommen werden. Vor allen Dingen mußten wir Holz oder Kohlen für die Maschine schaffen. Etwas gestärkt schloß ich mich dem englischen Agenten an, auch der chinesische Koch und der Maschinenmeister waren von der Partie.

Um sieben Uhr landeten wir bei dem Fischerdorf Lin-

Cung, und wanderten von hier aus, begleitet faſt von der geſammten Einwohnerſchaft, nach der kleinen Stadt Weih-hei-Weih. Noch wenig mit Europäern in Berührung gekommen, vermochte die Bevölkerung ſchlechterdings nicht, ihre Neugierde zu bezähmen. Der Janhagel folgte uns auf den Ferſen und betaſtete unſere Kleider, Schuhe, Strümpfe, Knöpfe und Halstücher ſo unverſchämt, daß wir uns zuletzt mit energiſchen Rippenſtößen eine Gaſſe bahnen mußten. Das unſaubere Neſt iſt mit einer Mauer und mehreren Wachtthürmen ohne Kanonen umgeben; ein Doppelthor führte in das Innere der Stadt. Unmittelbar davor erhebt ſich ein Monument, doch war es nicht dem Andenken eines großen Herrſchers oder Feldherrn, Denkers oder Dichters gewidmet, ſondern nur dem Gedächtniß einer tugendhaften Frau. Da jede Nation durch ſteinerne Denkmäler allein jene menſchlichen Eigenſchaften zu verherrlichen und zu verewigen trachtet, welche nicht zu den Gemeingütern unſeres Geſchlechts gehören, ſo ſcheint die Sittlichkeit der chineſiſchen Damen nicht über allen Zweifel erhaben zu ſein und der kräftigſten Ermunterung durch nationale Auszeichnungen zu bedürfen.

Für die Sicherheit des Ortes ſprachen nicht die, an den meerwärts gelegenen Wachtthürmen ausgehängten Waffen, Luntenflinten, Pfeile und Bogen. Sie ſind dazu beſtimmt, anrückende Feinde und Räuber zu ſchrecken. Gleichzeitig machen die Beſatzungen der Thürme, um ihre Wachſamkeit zu bethätigen, auf Gongs, Tamtams, Trommeln und Pfeifen einen Heidenlärm. Mitten in der Stadt, auf dem ſehr belebten Marktplatze, ſahen wir wohl, daß die Bürgerſchaft von Weih-hei-Weih triftige Gründe hatte,

wachſam zu ſein. In anderthalb Schuh hohen, an ach[illegible] Fuß langen Bambusſtangen aufgehängten Käfichten aus[illegible] dünnem Rohr, waren ſechs abgeſchlagene Piratenköpfe aus[illegible] geſtellt und mit den Zöpfen an der Decke befeſtigt. De[illegible] Executivbehörde mochten nur ſechs Käfichte zur Verfügung[illegible] geſtanden haben, denn ein ſiebenter Kopf lag noch bluti[illegible] zwiſchen Fleiſch- und Gemüſehändlern auf dem Pflaſter[illegible] Nahe bei ſaßen vier minder gravirte Verbrecher in ſchwere[illegible] hölzernen Halskrägen und wurden von den Fliegen, di[illegible]e zu Tauſenden ihre Kahlköpfe und Geſichter bedeckten, fa[illegible]t aufgefreſſen.

Wie es unſere Schuldigkeit war, machten wir de[illegible]n Mandarinen-Bürgermeiſter unſere Aufwartung, und wurde[illegible]n ſehr artig mit Thee und Pfeifen empfangen. Wir er- kundigten uns, ob Holz und Kohlen vorhanden ſeien und erfuhren, daß man uns im Dorfe Liu-Cung etwas Holz ablaſſen könne; mit Kohlen ſei man nicht verſehen. Die Sehenswürdigkeiten des Ortes waren mit Ausnahme dreier geputzten Jungfern, vieler wilden Hunde, einiger Miniatur- tempel, umgeben von Mandarinenſtangen mit rothen und gelben Knöpfen, und mehrerer, Dreſchens halber auf der Tenne im Kreiſe luſtwandelnden Mauleſel, nicht der Rede werth. Wir eilten, nachdem wir uns ſatt — und hungrig geſehen, ſpornſtreichs nach Liu-Cung zurück.

Das Holzgeſchäft wurde nicht ſo glatt abgewickelt, als wir gehofft hatten. Zuerſt läugneten die Dorfbewohner den Beſitz aller Arten von Holz, nach einer Stunde Be- denkzeit und diplomatiſcher Unterhandlungen geſtanden ſie, etwas Brennholz zu beſitzen, aber es bedurfte noch viel facher Ueberredung, um ſie zum Verkauf zu bewegen

Gleich schwer und langwierig war es, sich mit ihnen über den Preis zu einigen. Endlich waren fünf Böte beladen und es sollte abgefahren werden, als die Verkäufer neue Schwierigkeiten erhoben. Sie wollten nicht eher vom Lande abstoßen, bis wir ihnen für jedes Boot zehn Dollars Transport- und Verladungskosten bewilligt hatten. Eine solche Unverschämtheit war selbst für meine Nachgiebigkeit zu viel, wenn ich auch nicht, wie der englische Reisegefährte, gleich zum Revolver griff und vom Leder zog. Das wilde Gesicht und das Zähnefletschen des Agenten schüchterte die chinesischen Lumpe ein, und nach mehrerem Hin- und Herreden erklärten sie sich mit drei Thalern pro Boot für zufriedengestellt. Als die Holzladungen abgefahren waren, wollten wir einige Schafe kaufen, man führte uns jedoch nur Ziegen vor und behauptete auf unseren Widerspruch: diese seien Schafe. Während der Unterhandlungen hatten wir unsere Zeit nicht verloren, am Strande Fische gekauft, gekocht, süße Kartoffeln geröstet und mit etwas Reisbranntwein aus der Dorfkneipe ein glänzendes Mittagsmahl gehalten. Die dort feilgebotene Kost sah so abscheulich aus, daß wir nicht zuzugreifen gewagt hatten. Statt der Ziegen kauften wir auf, was von Hühnern, Enten, Eiern, Weintrauben und Salz im Dorfe vorhanden war. Das Betragen der Bewohner hatte nichts mit den feinen Sitten der Großstädter China's gemein. So nahmen sie uns ohne Weiteres die brennenden Cigarren aus dem Munde, ließen sie im Kreise umhergehen und stellten sich beleidigt, wenn wir die nassen Stummel nach diesem Rundgange empört zurück wiesen. Als wir unser Fischgericht verzehrten, entblödeten

sie sich nicht, mit ihren Affenpfoten in die Schüssel zu greifen und uns vor der Nase die besten Bissen wegzuschnappen. Erst als der Agent aus dem Kessel einen Napf voll heißen Salzwassers schöpfte und über die Hände und Arme der Schmarotzer ausgoß, wurden wir von ihrer Gegenwart befreit. Besonders hatten wir auf die blanken Knöpfe unserer Röcke Acht zu geben; dem Steuermann wurden ihrer drei abgeschnitten, ohne daß er es zu hindern vermochte. Der Abend brach herein, als wir den Dampfer erreichten.

Welchen Verdacht wir den Strandbewohnern eingeflößt hatten, ging daraus hervor, daß kein weibliches Individuum zur Vorschein gekommen war. Die ganze Nacht hindurch wurde mit dem Aufgebot der letzten Kräfte daran gearbeitet, den Dampfer in Stand zu setzen, um aus dieser Gefahr dräuenden Bucht fortzukommen. Wie recht wir daran gethan, erhellte ein Jahr später (October 1864) aus dem Untergange des großen Kriegsdampfers Racehorse, der mit 700 Mann Besatzung Angesichts Weih-hei-Weih an den Felsen der Küste zerschellte. Unsägliche Mühe und Zeit kostete es, an den Rädern der Maschine die Schaufeln von Neuem zu befestigen, die vor zehn Tagen des Segelns halber abgelöst worden waren. Um 7 Uhr Morgens, am 17. October, waren wir mit allen Ausbesserungen fertig, und unser Seelenverkäufer von Küstenfahrer stach abermals in See. Die Fluth unterstützte uns, und wir machten zu meinem gerechten Erstaunen sieben Knoten in der Stunde. Höher hätten wir es aber unter den günstigsten Umständen nicht bringen können, denn am Bord des Argus in Allem kurz gehalten, war auch die Logleine

kurz und immer nach ſieben Knoten abgelaufen. Der
rizont war weithin mit Nebel bedeckt und die Luft
hig; der plötzlich aufſpringende Wind kam uns nicht zu
tten. Nachdem wir bis zwölf Uhr die Küſte entlang
fahren waren, begegnete uns ein großes Fiſcherboot, von
n der Capitän einen Lootſen an Bord nahm. Der
idige Mann half uns jedoch nicht viel, fünf Minuten
iter ſtand die Maſchine wieder ſtill. Angeblich war das
ennmaterial aufgebraucht, und wir müſſen fünf See-
ilen von Chifou noch einmal den Anker auswerfen.
em rettenden Port ſo nahe, unternehmen unſere ſchon
geführten Emiſſäre um 1 Uhr eine Bootsfahrt nach
ifou, um uns Hülfe und eine ausreichende Kohlenmaſſe
ſchaffen. Der Ankerplatz iſt höchſt gefährlich, der morſche
ampfer über und unter dem Waſſer von Felsmaſſen
geben. Nachmittags zwei Uhr ſprang eine friſche Nord-
ſt-Briſe auf, die zwölf Tage früher nur während der
auer von wenigen Stunden uns alles Elend erſpart
tte. Jetzt bringt ſie uns keinen Nutzen, der Capitän iſt
gleich mit dem Anker zu Boden geſunken und liegt
mlos betrunken in der Cajüte, der Steuermann iſt nach
ifou unterwegs, und der Dampfer — ohne Befehls-
ber. Bei der geiſtigen Verfaſſung des Capitäns, der
jedem Augenblick in das Delirium tremens verfallen
d einen Exceß begehen kann, halte ich es für rathſam,
ute Abend mich nicht der Kleider zu entledigen und auf
s Aeußerſte gefaßt zu machen. Vorläufig ziehe ich von
m Branntwein-Arſenal den Schlüſſel ab und ſtecke ihn
die Taſche; dem Capitän iſt die ſcharfe Munition ſomit
geſchnitten. Mein Entſchluß ſteht feſt, und ich benutze

die Stunden der Nacht, um die Aufzeichnungen der letzten Unglückstage zu vervollständigen. Vielleicht interessiren den zoologisch gesinnten Leser die schwarzen bärenartigen Schweine, welche gestern in Weih-hei-Weih auf dem Pflaster lagen, den Botaniker und Gourmand die süßen Kartoffeln, welche sich durch ihren seifenartigen Geschmack dem Gaumen für immer einprägen, ein Gemüse für Schiffbrüchige und begnadigte Seeräuber, abgeschnittene Selbstmörder und erwachte Deliranten.

Die Nacht war sternenklar und windstill, die Milchstraße etwas verblichen, wie mit Regenwasser verdünnt, doch folgte am 18. October um sechs Uhr früh ein malerischer Sonnenaufgang, den ich für das kleinste, von Chifou eintreffende Boot hingegeben hätte. Aus langer Weile stellte ich heute eine Untersuchung meiner Physiognomie vor dem Spiegelscherben an, und entdeckte, daß ich in letzter Zeit eine Menge grauer Haare bekommen habe. Die Augen stehen uns Allen in Folge der Hungersnoth noch immer einen halben Zoll aus dem Kopfe hervor.

Noch vierundzwanzig Stunden sollten wir in den bangsten Erwartungen verleben, erst am 19. October, um 7 Uhr früh, traf das ersehnte Boot mit Kohlen ein; wir waren geborgen. Der ruchlose Capitän theilte nicht meine Empfindungen der Dankbarkeit gegen die Vorsehung, es bedurfte sogar meiner dringenden Fürbitte, ehe er den die Kohlen einschiffenden Chinesen ein wenig gekochten Reis und einen Eimer Wasser, um den sie ihn anflehten, bewilligte. Rasch wurde gefeuert und nach einer halben Stunde dampften wir munter nach Chifou. Die Sonne

hatte den höchsten Stand des Tages erreicht, als wir dort anlangten und sogleich an Land gingen. Chifou ist ein bedeutender Handelsplatz im nördlichen China, aber nicht durch Schönheiten der landschaftlichen Lage und Architektur bemerkenswerth. Der Hafen wimmelt von Dschunken, in den engen halbgepflasterten Straßen tummeln sich Tausende betriebsamer Menschen, die Bazars strotzten von Utensilien des chinesischen Lebens, auf dem von einem Tempel mit zwei Thürmen begrenzten Marktplatz häuft sich der gewöhnliche Wirrwarr einer chinesischen Stadt, Vertreter der Landeskirche und des Handels, der Schauspiel- und Barbierkunst, auf dem Rücken von Kulis reitende Frauen und Mädchen mit unbenutzbaren kleinen Fußklumpen und stolz berittene Mandarinen mit Gefolge; den Hintergrund bildet ein Ensemble von Schweinefleisch und Fischen, Grünzeug und Obst. Hochberühmt sind die Kohlköpfe von Chifou, sie werden durch ganz China versandt, doch war augenblicklich die Waare flau; für wenige Cash hätte ich ein förmliches Monstrum dieser blühenden Feldfrucht kaufen können.

Die Einfahrt von Chifou mit einem seltsam geformten Felsen zur Rechten und dem alten Wachtthurm auf den Höhen des linken Ufers war mir so malerisch erschienen, daß ich, statt in der etwas langweiligen Stadt umherzuschweifen, eine Barke miethete und hinausfuhr, um die Contouren der Vedute, insoweit es die bewegte See gestattete, flüchtig zu skizziren. Mein Ausflug war nicht unbemerkt geblieben. Am Landungsplatz erwarteten mich mehrere Kuli's, auf deren Rücken in kleinen Lehnsesseln junge Chinesinnen saßen, und boten mir ihre Gebieterinnen

während meines Aufenthaltes als Gesellschaftsdamen an. Der Artikel schien nicht „gefragt" zu sein, denn das außer freier Station geforderte Honorar war überaus mäßig. Mehr belustigten mich einige Chinesen, die am Strande umherlungerten, und europäischen Matrosen als wundersame Naturproducte des himmlischen Reiches Hühner mit Enten- oder Gänsefüßen aufzureden suchten und die einfältigen Gesellen wirklich prellten. So gewiß der frechste Betrug vorlag, gelang es mir doch nicht, selbst bei genauester Untersuchung die Spuren zu entdecken, wo und wie die falschen Beine angesetzt waren. Starken Abgang hatten Skelette von Fischen mit — Hunde- oder Katzenschädeln, und wurden in meiner Gegenwart nicht weniger als vier Exemplare an englische Seefahrer verkauft. Unseren Capitän traf ich gleichfalls in der Nähe des Landungsplatzes. Er hatte die Zeit gewissenhaft benutzt und, wie er mir bekannte, einige Dutzend Flaschen fuselfreien „Samschu" (Branntwein) eingekauft. Um jeden Zweifel zu verhindern, zog er gleichzeitig eine Flasche aus der Tasche und schenkte mir ein Glas ohne Fuß ein, von dem der vor Durst verschmachtende arme Sterbliche sich niemals trennte. „Geniren Sie sich nicht," sagte er, als ich die Herzstärkung ablehnte, „ich habe uns reichlich versehen; Sie werden mein Schiff nicht mehr trocken trinken!"

Ein Spaziergang vor die Thore Chifou's, den ich Nachmittags unternahm, wurde durch ein polizeiliches Verbot unterbrochen; in Chifou herrscht noch der frühere chinesische Rigorismus gegen die Fremden. Nur hinderten mich die Polizisten nicht, den Honoratioren des Ortes zuzuschauen, die bei dem frischen Herbstwinde unzählige Drachen steigen

ließen. Es mochte damit eine religiöse Ceremonie verbunden sein, denn die Herren lagen diesem Kinderspiele mit größtem Ernste ob. Die Drachen waren sehr zierlich aus Papier oder Seide angefertigt und stellten Vögel, vierfüßige Thiere oder Schmetterlinge vor.

Gar gern wäre ich bis zu einigen, auffallend eleganten Landhäusern vorgedrungen, aus denen eine Menge bunter Drachen aufgestiegen war, allein die Polizei vertrat mir den Weg und gebot mir mit nicht mißzudeutenden Gebehrden, in die Stadt zurückzukehren. Was sollte ich hier thun? Ohne einen landsmännischen Cicerone blieb mir nichts übrig, als mich an Bord des abscheulichen Argus zu begeben. Ueberdies war die drückende Hitze in den engen Straßen der unsauberen Stadt nicht länger zu ertragen. Das Aussehen unseres Verdecks hat sich inzwischen etwas verbessert, ich kam gerade an, als die neu angekauften Vorräthe untergebracht worden waren und hörte noch die letzten Flüche, mit denen unsere Matrosen die chinesischen Kulis zur Arbeit ermuntert hatten. Treten nicht außerordentliche Umstände ein, so haben wir unterwegs eine abermalige Hungersnoth nicht mehr zu befürchten. Außer einigen lebendigen Schweinen sind mehrere Hammelkeulen angekauft, das Achtel von einem Ochsen, Fische und Gemüse, a selbst Pfeffer, Senf und Essig, die uns seit zwei Tagen vollkommen ausgegangen waren. Bei so glänzenden Aussichten für die Küche nehme ich keinen Anstoß daran, daß die siebenhundert Kohlensäcke, die im Schiffsraum, auf Deck, n den Kajüten, überhaupt in jedem noch disponiblen Winkel des Dampfers untergebracht sind, bei jedem festen Fußtritt eine schwarze Staubwolke verbreiten, welche unsere Gesichter

und Leibwäſche mit zolldickem Schmutz bedeckt. Eben iſt der Capitän eingetroffen und beeilt ſich, den garſtigen Staub mit einer Flaſche Schnaps hinabzuſpülen.

Am 20. October bei einem entzückend ſchönen Sonnenaufgange lichteten wir um 6 Uhr die Anker und verließen die Bucht von Chifou, aber ſchon nach einer halben Stunde war auch die letzte Spur des herrlichen Farbenſpieles verſchwunden. Graue Wolken hatten den Himmel bedeckt, und der Regen goß in Strömen herab; der nordiſche Herbſt verleugnet auch in dieſer Zone nicht ſeinen rauhen Charakter. Wir ſteuern die von Dunſt umwobene Küſte entlang an kleinen Flecken und Fiſcherdörfern vorüber, und beabſichtigen, um eine Strecke Weges abzuſchneiden, die ſchmale Meerenge von Miau Tau zu paſſiren, verzichten aber darauf, da der Capitän eben niedergeſtürzt iſt, und zu Bette gebracht werden muß. Der ſpärliche Raum und der Aufenthalt in friſcher Luft wird uns durch drei chineſiſche Deckpaſſagiere geſchmälert, die den einzigen ſchattigen Platz occupiren, als die Sonne wieder zum Vorſchein kommt. Einer der Touriſten ſcheint ein wohlhabender Mann zu ſein, führt zweiundzwanzig Gepäckſtücke mit ſich und hält einen Diener. Ueber ihren Mangel an Taſchentüchern würde ich keine Worte verlieren, wenn der ſtarke Schnupfen, an dem Beide leiden, mich nicht fortwährend daran erinnerte. Um drei Uhr wagen wir uns wirklich in die Miau-Tau-Straße und finden uns auch glücklich wieder hinaus. Dem Steuermann und Agenten war es gelungen, den Capitän ſoweit zu ermuntern, daß er ſich damit einverſtanden erklärte. Dann fuhren wir an einer ſehr maleriſch gelegenen Stadt Teng Chou Fu, wenn ich den

Namen richtig schreibe, vorüber, und ich beeilte mich, nicht allein das den Hintergrund schließende, 2000 Fuß hohe vielgezackte Gebirge, sondern auch den, in Felstafeln und jähe Klippen vielgespaltenen Vordergrund auf das Papier zu werfen. Sobald wir an dieser Berggruppe vorübergedampft waren, verflacht sich das Festland und verliert alle Anziehungskraft. Zufällig belauschte ich ein vertrauliches Gespräch zwischen dem Capitän und Maschinisten; letzterer bezweifelt nämlich, daß es ihm gelingen werde, den Argus unversehrt nach Tientsin zu schaffen: die Maschine müsse entweder in Trümmer zusammenstürzen oder in die Luft fliegen! Dazu weht es mit Macht, und in der Luft brauen geschäftige Dämonen ein Unwetter zusammen. Ich brauche wohl nicht mehr ausdrücklich zu bemerken, daß die Mannschaft die Pumparbeit noch nicht eine Minute unterbrochen hat. Der 21. October verlief in Sturm und Regen, und am Abend gingen wir bei einer Tiefe von fünftehalb Faden vor Anker. Der Capitän schloß daraus auf die Nähe der Mündung des Peiho, allein ich habe längst alles Vertrauen auf seine Behauptungen und Angaben verloren. Am Morgen des 22. October entdeckten wir den Grund der geringen Tiefe unseres Ankerplatzes; wir lagen dicht vor einer flachen Insel, die bei der Ebbe kaum über den Seespiegel hervorragen mochte. Nichts destoweniger behaupteten Capitän und Steuermann mit frecher Stirn, wir befänden uns in der Nähe der Taku-Forts, wenn gleich ich ihnen auf der Seekarte nachwies: die Insel Joßhouse läge vor uns, und wir seien noch weit vom Peiho entfernt. Die bornirten Gesellen schenkten mir

nicht einmal Gehör, als ich ihnen rieth, den Befehlshaber einer vorüberſegelnden Dſchunke zu conſultiren. Die Logleine wurde in Anwendung gebracht und auf das Gerathewohl dampften wir drauf los; es heißt: biegen oder brechen!

XIX.

Vor der Barre des Peiho. Fort vom Argus. Taku. Bom-Bom-Pidjen. Alles aus Schlamm. Nach Tientsin. Der Kaiserkanal und seine schwimmenden Dörfer. Karrenfahrt. Opiumraucher in der Halbwegskneipe. Glaube, bete und zahle! Chinesischer Pferdewechsel. In Stücke geprügelt. Kurz vor Peking.

Nach einiger Zeit mochte der Capitän an seinen Erfahrungen und nautischen Kenntnissen irre werden; es gelang mir endlich, ihn zur Absendung eines Bootes zu bewegen, das bei jener, noch immer in Sicht lavirenden Dschunke Erkundigungen einziehen sollte. Nach einer halben Stunde kehrte das Boot zurück und brachte uns einen Matrosen der Dschunke mit, der sich anheischig machte, uns in die Mündung des Peiho und nach Taku hinaufzulootsen. Wie aus dem mir vorliegenden, vom Lieut. Col. Wolseley entworfenen „Plan of the Country in the Neighbourhood of the Taku forts“ hervorgeht, macht der Peiho noch vor seiner Mündung zwei starke Krümmungen und der chinesische Lootse hat unzweifelhaft Recht, wenn er unsere Entfernung von Taku auf fünfzig englische Meilen veranschlagt. Der beschämte Capitän schiebt jetzt frecher Weise die Schuld auf den Compaß; angeblich wäre die Nadel durch das in der

Nähe derſelben befindliche Eiſen von ihrer normalen Richtung abgelenkt worden! Wir ſollten nicht ſo raſch an Ort und Stelle kommen, als die kurze Entfernung erwarten ließ. Der Chineſe zeigte ſich ſo unſicher, daß der Capitän ſelbſt für geboten hielt, einen uns entgegenkommenden engliſchen Lootſen an Bord zu nehmen, und auf den Rath dieſes kundigen Seemannes werfen wir um ſechs Uhr Abends, einige engliſche Meilen vor der Mündung und gefährlichen Barre des Peiho abermals Anker. Auch am nächſten Morgen, 23. October, trug der Lootſe Bedenken, die Barre zu paſſiren, bei ſchneidender Kälte war ein Sturm von Nord-Oſt im Anzuge, und die durch Nothſignale herbeigerufenen chineſiſchen Böte, in denen ich um jeden Preis an Land gehen wollte, ſtellten vier Stunden lang vergebliche Verſuche an, bei dem hohen Wogengang zu uns hinaus zu gelangen. Der Argus zerrt, wie ein toller Kettenhund, verzweifelt an ſeinen Ankern, die geſammte Mannſchaft arbeitet an den Pumpen, und der Nordoſt wühlt vor der Barre hinter Schaum- und Waſſerbergen unſer Grab auf. Der Lootſe, ein Menſch mit confiscirtem, von Seelenkämpfen ruinirtem Geſicht, unterhält mich mit Seeabenteuern und ſchaut ſo gleichgültig in die vor uns tobende Brandung, wie ein Waſchweib in ihre Bütte voll ſchäumenden Seifenwaſſers; er hat mit dem Leben abgeſchloſſen. Mir geht es nicht beſſer. Nachdem ich noch eine Nacht an Bord des Unglücksſchiffes verlebt, beſchloß ich am Morgen des 24. October das Wagniß zu unternehmen, in einem Boot die Barre zu paſſiren, und der engliſche Agent machte mit mir gemeinſame Sache. Unſer Untergang mit dem Argus ſchien gewiß, ein kleineres Fahrzeug gewährte uns wenigſtens einige günſtige Chancen.

Der Sturm hatte in der Nacht etwas nachgelaſſen, und ein in See ſtechendes Fiſcherboot bewies, daß die Schwierigkeiten der Barre zu überwinden ſeien; der Chineſe kam auf unſere Signale heran, wir verluden unſer Gepäck, um nie wieder mit dem vermaledeiten Argus in Berührung zu kommen, und verließen nach einem überaus kurzen Abſchied für die lange Freundſchaft den trunkfälligen Capitän und ſeinen Hungerdampfer. Wir kamen unter der geſchickten Führung des Chineſen und ſeiner aufmerkſamen Bootsmannſchaft leichter durch den Waſſerſchwall der Brandung, als wir erwartet hatten, und erreichten nach einer fünfſtündigen Flußfahrt unbeſchädigt, wenn auch bis auf die neunte Haut durchnäßt, das heißerſehnte Taku (Takoo). Mit der Barre im Rücken war unſer Bootsherr, der das Pidjen Engliſch leidlich ſprach, redſelig geworden, und erzählte uns eine Menge Allotria über den engliſch-franzöſiſchen Krieg: „Bom-Bom-Pidjen," wie er ihn zu nennen beliebte, deſſen Schauplatz wir uns näherten. Seiner triumphirenden Angabe nach ſollten viele hundert Engländer und Franzoſen in dem Schlamm der Enceinte von Taku, welche die Chineſen obeneinmit tauſend ſpitzigen Pfählen geſpickt hatten, um das Leben gekommen ſein. In Wirklichkeit ſprach das Terrain allen militäriſchen Operationen Hohn. Schon als wir in die Mündung des Peiho (weißer Fluß) hineinſchwammen, war es unmöglich, Feſtland und Waſſer zu unterſcheiden. Ich glaubte, in jedem Moment werde das drohende Haupt eines der Saurier der Vorzeit aus dem antediluvianiſchen Brei auftauchen und nach unſerem kümmerlichen Boote ſchnappen. Die Ebbe culminirte und der Fluß hauchte einen entſetzlichen Modergeruch aus. Zwiſchen dem rohen Elemente

und den menſchlichen Anſiedelungen zeigten ſich nur geringe Unterſchiede. Beide, Forts und Anſiedelungen, waren aus Schlamm zuſammengebacken, die uns am ſchmutzigen Landungsplatz empfangenden Kulis mit einer Schlammkruſte bedeckt, ebenſo die vorüberwatenden, tief in den Boden ſinkenden Mauleſel. So weit das Auge reicht, entdeckt es nicht einmal die Wölbung eines Maulwurfshügels; in dieſem Kothgemiſch wächſt viele Meilen weit kein Baum, und doch ſind in dieſes unſägliche Elend zwei Garniſonen des ſchönen Frankreich, des reichen England verbannt. Von dem links gelegenen Fort wehte das engliſche Banner, am rechten Ufer flatterte die franzöſiſche Trikolore und zeigten ſich die rothen Beinkleider der leichten Infanterie. Zum Verweilen an dieſem abſchreckenden Orte hatte ich keine Veranlaſſung; ich traf mithin ſogleich Vorkehrungen, meine Reiſe nach Tientſin fortzuſetzen. Die von ungefähr einer viertel Million Einwohner bevölkerte Stadt liegt oberhalb Taku, an der Mündung des Kaiſerkanals in den Peiho, und es wäre am bequemſten geweſen, ſich eines Bootes zu bedienen, allein ich hätte auf dieſe Weiſe außerordentlich viel Zeit verloren. Ich entſchied mich daher für das gewöhnliche Beförderungs- und Frachttransportmittel der chineſiſchen Reiſenden und miethete einen Hauderer. Man würde einen ſchweren Irrthum begehen, traute man dem Fuhrwerk dieſer Leute auch nur den geringſten Comfort zu. Es entſpricht durchaus dem verkommenen Zuſtande der Landſtraßen, welche von Regierung und Bevölkerung eben ſo vernachläſſigt werden, wie Beide die Waſſerſtraßen bevorzugen. So werden die zahlreichen Kanäle, deren Tiefe durchſchnittlich zehn Fuß beträgt, ſorgfältig überwacht und im Stande erhalten. Ihre Breite

wechſelt dagegen von zwanzig bis hundert Fuß, der Kaiſerkanal ſoll ſogar an einzelnen Stellen über tauſend Fuß breit und hier mit Fiſcherdörfern bedeckt ſein. Zwiſchen den Häuschen bauen die Einwohner auf ſchwimmenden Bambusſchichten Blumen, Reis und Gemüſe. Um den Abſatz der Produkte zu erleichtern, verändern ſie häufig den Ort. Nach Verabredung hißt das ganze Dorf die Mattenſegel auf und fährt einige Meilen ſtromauf oder ſtromab.

Der Handel mit dem Hauderer war abgeſchloſſen und um 1 Uhr Mittags ſtand ſein zweiräderiger Karren vor der Thür der Kneipe, in der ich abgeſtiegen war. Unter das eigentliche Verdeck wurden meine Gepäckſtücke geſchoben, ich ſelber mußte neben dem Kutſcher vorn auf der Gabeldeichſel kauern, doch verlor dieſe Fahrmethode viel von ihren Schrecken, da wir bei den grundloſen Wegen oft genug abſteigen und die hintereinander angeſchirrten Pferde peitſchen, oder durch Drehen der in dem Koth verſinkenden Räder ihnen helfen mußten. Erſt drittehalb Stunden nach Mitternacht hatten wir die nur zehn engliſche Meilen betragende Strecke nach Tientſin zurückgelegt. Mit Ausnahme einer Stunde, die wir in der ſogenannten Halbwegskneipe zubrachten, um die Pferde zu füttern, und ein Tſchau-Tſchau, beſtehend aus Fiſchen, Eiern und mit Oel angemachten Fladen einzunehmen, wurde die Fahrt ohne Unterbrechung fortgeſetzt. Mein ohnehin geringer Appetit wurde weder durch das Lokal, noch durch ſeine Gäſte verbeſſert. In einer pechſchwarz geräucherten, nach heißem Syrup ſtinkenden Höhle lagen auf ſchmierigen Pritſchen, lachend und lallend, dreizehn Opiumraucher und luden mich durch Gebehrden ein, an ihrem narkotiſchen Vergnügen theilzunehmen. Ich ſpülte meinen Ekel mit einem

Rest Portwein in meiner Feldflasche hinab, und überließ dem Kutscher den größeren Theil der Mahlzeit. Mir ward erst wieder wohl, als wir eine Viertelstunde gefahren waren. Im Laufe des Tages kamen wir an drei ziemlich ansehnlichen Städten vorüber, die durch Kanäle mit einander verbunden waren; die flache Landschaft an sich glich einem ungeheueren Complexus von Kirchhöfen. Ueberall standen zerfallende Särge, gähnten offene Gräber und erhoben sich kleine Denkmäler. Diese pflegen um die Ruhestätte jedes Ahnherrn eines Geschlechts gruppirt zu werden und der Form von Butter- oder Käseglocken zu gleichen. Der Größe nach richten sie sich nach dem Lebensalter jedes Verstorbenen; es giebt Kindergräber, die mit großen Maulwurfshaufen verwechselt werden könnten.

Im tiefen Dunkel der Nacht war es bei meiner Ankunft in der weitläufigen Stadt nicht leicht, das mir anempfohlene Quartier bei einem Landsmann, Herrn Stammann, aufzufinden. Das Reiseglück ließ mich jedoch nicht im Stich; nach wüstem Umherirren in den kauderwälschen Straßen und vergeblichen Fragen an die, theils noch nicht zu Bett gegangenen, theils schon wieder aufgestandenen Tientsiner traf ich zufällig einen alten Chinesen, dem der Name des Landsmannes nicht fremd war. Ein Dollar löste seine Zunge und beflügelte seine Schritte; die Wohnung lag in der Nachbarschaft, Herr Stammann empfing mich, entzückt über die Laute der geliebten Muttersprache, mit offenen Armen und trug ein Dejeuner auf, wie es sich in der Eile improvisiren ließ: Sardinen und Sherry! Meine Uhr zeigte auf vier, als ich mich, wie gerädert von der Karrenfahrt, auf dem Sopha ausstreckte und in das

ol des Schlummers allen Mühseligkeiten dieses Lebens wich.

Der Heidenlärm auf den Straßen gönnte mir nur zwei unden Ruhe; wäre es nach meines Herzens Wunsch ge- ngen, ich hätte mich vor vier oder sechs Wochen nicht n dem Sopha erhoben. Außer der vierzehnstündigen rrenfahrt hatte ich noch die Vergnügungs- und Hunger- rr auf dem „Argus" zu verwinden. Schon um sieben r Morgens unternahm ich meinen üblichen Rundgang rch die Stadt. Tientsin ist ein uralter Ort und von er vielleicht gar vor Erfindung der Schußwaffen erbauten auer umgeben, denn die Schießscharten sind offenbar viel ter durchgebrochen. Wie alle großen chinesischen Orte Tientsin reich mit phantastischen Triumphbögen und Tem- n versehen; mitten in der Stadt befindet sich ein Teich d daneben eine Pagode, in welcher durch Gruppen von onfiguren den Gläubigen die Strafen nach dem Tode rgegenwärtigt und sie dadurch zu einem tugendhaften Wan- l ermuntert werden. Schon früher habe ich dieser mo- lischen Anregungsmittel gedacht, aber alles bisherige reichte cht an die Schrecken des Jenseits der Sündenböcke von ientsin. Gleich das erste Exemplar war bis an das Kinn die Erde vergraben, und der Zopf wurde ihm eben ab- schnitten. Dann brach ihm der strafende Dämon die Back- hne aus und schlug sie ihm mit einem Feldsteine in den chädel! Ein Missethäter saß auf der Schneide eines chlachtschwertes und unter die Nägel seiner Finger und ehen waren brennende Kiensplitter gesteckt. Den zahlreich rsammelten Neugierigen schien dieses scheußliche Museum eniger Schrecken einzuflößen, als Vergnügen zu bereiten;

die Pagode ſah wie ein beliebter Rendezvousplatz alles Geſindels der Stadt aus. In den Winkeln wurden Liebeshändel angeknüpft, Schachergeſchäfte getrieben und Diebspläne verabredet, die Geſellſchaft war alles Andre, nur nicht eine Verſammlung von Bußfertigen.

Die Regierung und die Landeskirche begnügen ſich indeſſen nicht allein mit der Schilderung der Strafen des Jenſeits; ihre hohen Beamten, wo ſie ſich öffentlich zeigen, ſuchen unzuverläſſige Unterthanen auch ſchon dieſſeits durch ein martialiſches Auftreten in's Bockshorn zu jagen. In einem Palankin zog ein aufgeblaſener Mandarin an mir vorüber, vor dem eine rothe Tafel mit goldenen Buchſtaben getragen wurde, die muthmaßlich ſeine Titel und Machtbefugniſſe näher angaben. Seinen bewaffneten Satelliten nach hielt ich ihn für einen, in criminalen Angelegenheiten höchſt einflußreichen Mann. Einige Henker mit Ketten und Schwertern in den Händen folgten ihm, und Alles wich ſcheu vor dem Unholde in die Häuſer zurück oder warf ſich auf das Pflaſter nieder, und verbarg das Antlitz. Alle Straßen waren mit Blinden, Krüppeln, Ausſätzigen und Bettlern angefüllt, die Hilfloſeſten wurden von kräftigeren Unglücksgefährten in Karren fortgeſchafft. Wohl hundert Mal wurde ich mit dem Rufe: „Alter Herr! haben Sie Erbarmen!“ um eine Gabe angegangen. An der Außenſeite der Tempel und vieler Häuſer lieſt man die Gedenkſprüche des Confucius, am häufigſten den Satz: „Glaube, bete und zahle! ſo wird es dir gut gehen auf Erden!“

Meiner urſprünglichen Abſicht nach wollte ich ſchon Mittags zwölf Uhr nach Peking aufbrechen, allein mein Paß, um den ich mich früh Morgens bei dem engliſchen General-

ſul bemüht, wurde mir erſt um zwei Uhr überbracht. chineſiſche Copie war auf die Kehrſeite des preußiſchen niſterialpaſſes geſchrieben, und der Polizeibeamte hatte darin auf Grund meines vorgelegten Briefes von Lord ſell, in dem ich Königl. preußiſcher Hofmaler genannt , als Mandarin erſter Klaſſe ſignaliſirt. Die brennende gier, Peking kennen zu lernen, gönnte mir keinen Augen- länger Ruhe; ſobald ich den Paß in der Taſche hatte, eg ich den vor der Thür wartenden Karren und fuhr dannen, erſt durch die ſich endlos weit ausdehnenden ſtädte, dann durch ſauber gehegte Ländereien, kleine ldungen, über zahlloſe Brücken, durch Dörfer und un- ehbare Kirchhöfe, die Ruheſtätte vieler Generationen; war ſchon ſpät Abends, als der Fuhrmann vor einer rlichen Spelunke hielt und mir ankündigte, hier wür- wir unſer Nachtquartier aufſchlagen. Ich widerſprach t, denn nach der vorhergehenden ſchlafloſen Nacht, dem ben in Tientſin und der abermaligen Karrenfahrt brach faſt zuſammen. Der continuirliche Menſchenſtrom auf Straße nach Peking hatte mich vollkommen ſchwindelig acht. Der Wirrwarr der Uebervölkerung drückt das müth nieder, wie das Schweigen der Einöde. In der elunke gab es nichts als eine ſteinerne Pritſche mit zwei zlöchern, einen Tiſch und zwei Stühle. Zwar mußte erſt einen Tauſendfuß verjagen, der die Nacht auf den nen Steinen zubringen zu wollen ſchien, und ſich wüthend en meinen Stock aufbäumte, dann ſtreckte ich mich auf glatten Flieſen aus, ſchob ein Kiſſen unter den Kopf genoß einige Biſſen Fiſch, der mir auf dem ſchmutzigen, die Pritſche gerückten Tiſche ſervirt worden war. Als

Abſchreckungsmittel für das Ungeziefer brannte ich die ganze Nacht hindurch Licht und ſchlief vortrefflich, obſchon ich wie auf dem Paradebette lag und die ganze Nacht hindurch von dem Publikum beſichtigt wurde. Die Ankunft eines Fremden im Orte hatte ſich ſchnell umhergeſprochen, und die Neugierigen ſteckten die Finger durch die Papierſcheiben des Fenſters in meinem Parterrezimmer, um mich durch die Löcher, wie das Hauptthier einer Menagerie, zu betrachten. Ich ließ ſie gewähren und legte mich, wenn ſie mich ſtörten, nur auf das andere Ohr; ich hätte weiter geſchlafen, und wäre jeder der Schauluſtigen ein Raubmörder geweſen.

Bei guter Zeit erhob ich mich am 27. October von meinem Kachelpfühl, kämmte in der Eile aus meinem Haar einige Läuschen, von denen ich unentſchieden laſſe, ob ſie von der Decke gefallen, oder Auswanderer aus der Garderobe meines Kutſchers waren, frühſtückte Eier und Thee, und tilgte die Rechnung. Ich habe dieſes Document chineſiſcher Gaſtlichkeit zur Erinnerung aufbewahrt. Es beweiſt ſchlagend das ſich unter allen Breitegraden gleich üppig entwickelnde Talent der Gaſtwirthe, die Bedürfniſſe ihrer Gäſte in Atome zu zerlegen und von jedem derſelben eine Abgabe zu erheben. Elf honorarpflichtige Leiſtungen des Hotels ſind in der mir vorliegenden Rechnung verzeichnet, und doch war mir nichts als das Nachtlager, ein Licht und etwas Nahrung gereicht worden. Die Summe betrug 1300 Caſh, d. h. 1 Thlr. 22 Sgr. preußiſchen Geldes. Wahrſcheinlich hatte der Oberkellner auch den Verzehr des Kutſchers, der nach unſerem Uebereinkommen für ſich ſelber zu ſorgen hatte, nach dem Vorbilde der Schweizer Wirthe, wenn der Fremde ihnen von einem

ɔrer oder Pferdeknecht zugewieſen wird, auf die Rech=
ıg geſchrieben. Die Schriftzüge derſelben verſtand ich
ır ſo wenig, wie die Abſchiedsrede des Oberkellners,
ḫ entging mir nicht ſeine Aufforderung, unſerer jungen
kanntſchaft durch Verabreichung eines Trinkgeldes längere
uer zu verſchaffen. Einige ſchmutzige Caſh ſtellten
zufrieden; der Zuſpruch aus dem Inlande hatte ihn
ḫ nicht verwöhnt.

Bald kamen wir an umfangreichen Stapelplätzen von
lken und Salz vorüber; letzteres lag an den Ufern
Peiho in gleich rieſigen Haufen, wie der polniſche
ɨzen an der Weichſel. Häufig bezahlten die Chineſen
ı Staate ihre Abgaben nicht in baarem Gelde, ſondern
Naturalien, und die Holzſtöße, an denen wir vorüber=
ren, waren der Betrag der letzten Steuerrate des
ſtrikts. So berichtet wenigſtens mein Kutſcher in
ıem beſten Pidjen Engliſch; wir verſtändigen uns ganz
ɔlich, denn meine Fortſchritte in dieſem Lotterdialekt kann
ohne Ueberhebung ſchon bemerkenswerth nennen. Der
e Roſſebändiger iſt nicht ohne Humor. Unbekannt
: den Transportmitteln des Landes hatte ich, um ſo
cher vorwärts zu kommen, vor der Abfahrt mir aus=
ungen, daß mehrmals täglich die Pferde gewechſelt
ɔden müßten. Als ich ihn heut an ſein Verſprechen
ınerte, leiſtete er mir ſogleich Gehorſam, d. ḫ. er
f einen Tauſch zwiſchen den beiden, hinter einander
ɟeſpannten Gäulen des Karrens, und wiederholte den=
ɔen nach anderthalb Stunden mit dem ernſthafteſten
ſichte von der Welt. Was ſollte ich in dieſem Lande
n, wo der Poſtdienſt noch in den Kinderſchuhen ſteht?

ich ſchwieg, ich lachte; dabei hatte es denn ſein Bewenden. Als guter Wirth vermeidet der Kutſcher unterwegs alle unnöthigen Ausgaben. Auf den Stationen, wo die Pferde gefüttert und getränkt werden, betheiligt er ſich an ihren Rationen von Grünzeug und frißt Kräuter und Gras mit einem Heißhunger, daß ich glauben muß, er ſei an der Raufe großgezogen. Wie glücklich wäre ich bei einer ähnlichen Bedürfnißloſigkeit, denn die ländliche Verpflegung iſt unbeſchreiblich ſchlecht. Außer Eiern und Thee, höchſtens einigen Fetzen faulen Fiſches, wird in den Ausſpannungen nichts vorräthig gehalten. Zwar ſuche ich den Wirthen meine Wünſche begreiflich zu machen; wenn ich Schinken haben will, ſo zeichne oder male ich auch wohl erſt ein Schwein und dann die Keule deſſelben auf ein Blättchen Papier; das handgreifliche Verfahren hat jedoch gemeinhin keinen Erfolg. Die Leute ſelber ſind blutarm und friſten ihr Leben mit den dürftigſten Nahrungsmitteln; beſſere Reiſende führen eigenen Proviant mit ſich.

Ueber die Hammelnieren, die ich Abends 9 Uhr im heutigen Nachtquartier erhielt, will ich keine gründlichere Unterſuchung anſtellen; auch ein anderes, vielleicht ſelbſt fleiſchfreſſendes Thier, kann die pikante Aſſiette zu meinem Souper beigeſteuert haben. Die Fahrt ſelber war unterhaltend geweſen. Die Vegetation der Landſchaft erinnerte an den Pflanzenreichthum der italieniſchen Seen. Aus Rhicinus- und Theegeſträuchen blickte der Oleander und Orangenbaum hervor. Kleine Seen belebten die üppig grüne Gegend und mehrere, annähernd im indiſchen Style erbaute thurmartige Minarets gewährten anmuthige Abwechſelung. Vor einem Landhauſe fand unter freiem

Himmel eine Theater-Vorstellung statt. Der reiche Grundherr mochte ein Familienfest feiern und auch seinen Hörigen ein Vergnügen bereiten wollen. Ich ließ mitten unter dem armseligen Volke halten und schaute ein Viertelstündchen hindurch dem „Sing Song" zu. Der Dichter und mit ihm die Acteure schmeichelten dem chinesischen Nationalstolz. Ein betrunkener, rothhorstiger Engländer liebt eine eingeborene Schöne, wird aber von einem jungen Mandarinen ausgestochen. Einmal abgewiesen, verfällt der unglückliche Seladon gleich der Volksjustiz. Kahlköpfiges Volk läuft zusammen und prügelt ihn nicht nur zu Tode, sondern sogar in einzelne Stücke, die in einem Korbe davon getragen werden. Dem lebendigen Original war im Handgemenge natürlich längst eine ausgestopfte Puppe untergeschoben worden, und doch fuhr ich vor Schreck zusammen, als ein furchtbarer Kantschuhieb den rechten Arm des Gentleman plötzlich vom Rumpfe trennte.

Das Nachtquartier war, wenn möglich, noch scheußlicher, als alle vorhergehenden. Auf dem steinernen Ofenbrett krochen so viele Tausendfüße, und aus den Spalten der Wände drang, wenn ich einen todt trat, eine solche Menge jüngeren Nachwuchses, daß ich die Nacht auf einem Stuhle zubrachte, und dem giftigen Ungeziefer das Schlachtfeld überließ. Um drei Uhr Morgens hieß ich den Kutscher anspannen und floh die stinkende Mördergrube. Die Nacht war furchtbar gewesen. Fortwährend hatte ich von dem Argus geträumt und mehrmals Schiffbruch gelitten. Bei dem Anstoß des Kieles auf den Fels fuhr ich regelmäßig von dem Stuhle in die Höhe, zuletzt fiel

ich ſelbſt zu Boden. Ich trennte mich von der Kneipe nach abermaliger Niedermetzelung mehrerer Tauſendfüße, die den Thee mit mir theilen wollten.

Die kühle Morgenluft erfriſchte wohlthuend meine angegriffenen Kopfnerven. Der Mond ſtand noch hoch am Himmel und verklärte mit ſeinem magiſchen Schimmer eine kleine uralte Stadt, die wir ohne anzuhalten, durchkreuzten. Der Ort war bewohnt, aber ſo morſch, daß wir, an der Stadtmauer vorüberfahrend, den Fall der zerbröckelnden Steinchen hörten, als wäre ſie ein ſich zurückzieheuder Gletſcher, der ſich der auf ihm angeſammelten Felsbrocken und Muränentrümmer entledigt. Meine einzige Leibesſtärkung beſtand um 8 Uhr in einem heißen Lappen, mit dem ich mir das Geſicht anfeuchten und dann trocknen und abkühlen laſſen ſollte; als ich wieder auf die Deichſel des Karrens ſtieg, brachte mir der Wirth, der mir den Hunger anſehen mochte, zwei Eier, von denen das größere faul war. Trotzdem mußte ich zehnmal mehr dafür bezahlen, als jedem Chineſen abgefordert worden wäre. Der Kutſcher nahm ſich meiner an und machte dem habgierigen Wirthe Vorwürfe, zuletzt verſtändigten ſich Beide indeß unter ironiſchem Gelächter, und der Wirth ſteckte dem Fuhrmann, wie er glaubte, ohne daß ich es bemerkte, eines der von mir erbeuteten Geldſtücke zu. Gegen Mittag, als wir uns Peking näherten, begegneten wir einer glänzenden Prozeſſion, deren Mitglieder, Erwachſene wie Kinder, große Fächer trugen. In Palankinen von rother Seide und blauem Sammt ſaßen Mandarinen oberſten Ranges, und mein Kutſcher machte dieſen Honoratioren äußerſt demüthig Platz; über die Tendenz der Prozeſſion wußte er keine

Auskunft zu ertheilen. Ich fragte nicht weiter, wir mußten Peking bald erreicht haben, die Landschaft wurde welliger, blaue Berge erschienen im Hintergrunde, vor ihnen zeigen sich lange Streifen der wohlerhaltenen hohen Mauer, und mit jedem Schritte vorwärts wird das Menschengetümmel auf der Landstraße dichter.

XX.

Durch die Vorstadt Sandneſt und die öſtliche Bequemlichkeit in die Stadt Peking. Palaſt Jang kung fu. Sir Frederic Bruce. Herr Bismarck. Die verbotene Stadt. Thisbe. Die Tempel des Himmels und der Erde. Eiſerne Caſh. Fliegende Spielhöllen. Praxis zu Pferde.

Die letzte Meile vor den Thoren, welche durch die Vorſtadt „Sandneſt" führt, wird unſer Karren nur noch von dem Gedränge der Reiter und Fußwanderer fortgeſchoben, endlich erreichen wir ein hohes gewaltiges Doppelthor und rollen oder wälzen uns vielmehr auf dem unbeſchreiblich ſchlechten Pflaſter in die uralte Hauptſtadt des himmliſchen Reiches. Das gaſtliche Thor heißt „Oeſtliche Bequemlichkeit", und ich führe gleich zur Charakteriſtik der chineſiſchen Terminologie die Namen einiger Hauptthore an. So giebt es eine „Niederlaſſung des Friedens", eine „Bekanntmachung gerechter Grundſätze", eine „Ewige Niederlaſſung", eine „Siegreiche Tugend", eine „Weſtliche Bequemlichkeit" und ein „Räuberbeſänftigungs-Thor". Wenn die Maſſe der Menſchen und Thiere noch feſter zuſammengekeilt werden konnte; ſo war dies jetzt der Fall. Aus dem wahnſinnigen Getümmel

tauchten lange Reihen von schwer beladenen Dromedaren auf, und ich war froh, als der Kutscher in eine Seitenstraße bog, und ich nicht mehr in Gefahr schwebte, bei einem Fall von der Gabeldeichsel todt getreten zu werden. Schon jetzt war mir die Pracht der breiten Hauptstraßen aufgefallen; viele Häuser glichen kunstvoll geschnitzten Möbeln und waren von der Schwelle bis zum Dachfirst schwer vergoldet. Wir brauchten noch eine volle Stunde, ehe der Karren vor dem englischen Gesandtschaftshotel hielt.

Auf Grund des mehrfach erwähnten offenen Briefes von Lord Russel empfing mich der Gesandte, Sir Frederic Bruce, ein Bruder des seitdem verstorbenen Vicekönigs von Indien, Lord Elgin, mit großer Zuvorkommenheit, und erklärte mir, er zähle mich während meines Aufenthaltes in Peking zu seinen Haus- und Tischgenossen. Sogleich bemächtigte sich meiner der ehrfurchtsvoll lauschende Haushofmeister, denn hier wird auf hocharistokratisch nationale Weise Hof gehalten, und führte mich in das mir eingeräumte kleine Gebäude, links hinter den drei Häusern, welche Sir Frederic bewohnt. Ich muß vorausschicken, daß das englische Gesandtschaftshotel, der Palast Jang kung fu, früher von einem kaiserlichen Prinzen bewohnt wurde, und seiner ganzen Bauart nach dem, Europäern unzugänglichen Palaste des jetzigen Kaisers von China entspricht. Der sogenannte Palast bildet ein von einer hohen Mauer umgebenes Oblong, das mit einer Menge kleinerer oder größerer, mehr oder minder reich ausgestatteter Baulichkeiten angefüllt ist. Innerhalb der Mauer befinden sich neben der Pforte links die Stallungen, rechts die Wache und der Portier. Durch den unvermeidlichen Triumphbogen gelangt

man in die drei hintereinanderstehenden und durch Pfeilergänge verbundenen Wohnhäuser des Gesandten. Diese sind mit Ausnahme der, nach dem Eingange gelegenen Vorderseite von zahlreichen einstöckigen Gebäuden umgeben, in denen die Gäste und Secretäre, die Diener, Kutscher und Köche des Gesandten wohnen. Jang kun fu ist genauer betrachtet mehr ein kleines Stadtviertel, als ein Palast, eine Citadelle, die sich unter Umständen, wenn auch nicht gegen schweres Geschütz, sehr wohl vertheidigen läßt. Die von Sir Frederic bewohnten Räume sind das reichste und eleganteste, was ich von chinesischer Architektur und Ornamentik gesehen habe. Alle Wände und Decken bestehen aus dem feinsten Schnitzwerk und sind theils reich vergoldet, theils mit herrlich glühenden Farben bemalt oder lackirt. Von feinstem Geschmack sind die Glas- oder Papierfenster, von vollendeter Arbeit und Sauberkeit die Matten des Fußbodens. In diese Galagemächer denke man sich die ersten Mandarinen des Reiches in ihren, von Gold starrenden Seidengewändern, wenn sie dem Gesandten officielle Besuche abstatten, und man wird sich mein Staunen auszumalen vermögen.

Der Haushofmeister führte mich in das, nur wenige Schritte hinter dem dritten Hauptgebäude liegende „Gasthäuschen" und stellte mir zu gleicher Zeit einen, aus Tientsin gebürtigen, nach Möglichkeit englisirten chinesischen Diener zur Verfügung. Wer beschreibt mein Entzücken, als ich an den, mit dem comfortabelsten Geschirr und dem feinsten Leinenzeug bedeckten Waschtisch trat, und mich der Schmutzerei, der verbogenen Blechschüssel des Argus erinnerte, der monumentalen Unflätherei in der Halbwegs-

Kneipe und dem letzten Nachtquartiere! Ich schickte meinen dienstfertigen Zöpfling aus dem Gemach und stürzte mich lechzend in die riesige blau geblümte Wagschaale; ein Baden wars, kein Waschen mehr, zu nennen. Außer einem Vorzimmer stehen mir zwei reizende, europäisch bequem ausgestattete Gemächer zu Gebote. Nach einer flüchtigen Umschau in der Nachbarschaft und Vollendung der vorschriftsmäßigen Toilette, schlug die Stunde des Diners. Sir Frederic war der liebenswürdigste Wirth, jeder Zoll ein Gentlemen. Hochgebildet, voll Geist und Humor, hat er große Reisen gemacht und sich jenen weltmännischen Ton angeeignet, den keine Vornehmheit, kein Reichthum allein dem Menschen anbilden. Der Gesandte fragte mich nach meinen letzten Reiseabenteuern und ich hatte keine Ursache, mit meinen Erlebnissen auf dem Argus hinter dem Berge zu halten. Sir Frederic war außer sich, manche Einzelheiten mußte ich ihm zwei bis drei Mal wiederholen, und nicht selten wandte er sich an seinen, hinter ihm stehenden chinesischen Sprachmeister und übersetzte ihm meine überstandenen Leiden in die Landessprache. Er rieth mir, als unumgänglich nothwendig zum Schutz für andere Reisende und Abstrafung der Gaunergilde, den Rheder des Argus zu verklagen; nur so könne ferneren gleichartigen Gräueln vorgebeugt werden. Eines Schadenersatzes von tausend Dollars könne ich gewiß sein, auf eine energische Verwendung der Gesandtschaft dürfe ich mit Bestimmtheit rechnen. Es wurde mir schwer, dem erzürnten Diplomaten auseinanderzusetzen, daß meine karg gemessene Zeit mir verbiete, das Ende des voraussichtlich langen Gerichtsverfahrens abzuwarten, ich herzlich gern auf jede Geldentschädigung

verzichte und vollkommen zufrieden sei, ihn von den erlittenen Mißhandlungen in Kenntniß gesetzt, und so zum Besten meiner Nachfolger beigetragen zu haben. Das stolze Rechtsgefühl des vornehmen Mannes war nicht zu Uebereden, ich erzürnte ihn fast durch meine Weigerung, die Schelme zu verklagen, zuletzt ließ er sich sogar zu der Aeußerung hinreißen: Rheder und Capitän verdienten, an den Raaen ihres eigenen Schiffes aufgehängt zu werden. Sir Frederic ließ sich erst zur Nachgiebigkeit bewegen, als ich ihn an seine selbsterlebten Seeabenteuer erinnerte. Vor einigen Jahren hatte er, damals noch Attaché, an der afrikanischen und brasilianischen Küste zweimal Schiffbruch gelitten. Endlich gelang es mir im Rauchsalon, die Laune des Gesandten bei einer Partie Billard und einer Pfeife Latakia vollkommen wiederherzustellen; ich kann mir nachrühmen, auf dem Haupte des versoffenen Argus-Capitäns feurige Kohlen gesammelt zu haben.

Mein Bette verdient eine besondere Lobrede; nach den Nachtlagern auf der Argusmatratze und den, von fröstelndem Ungeziefer wimmelnden Kachelofenpritschen verstehe ich erst jetzt den Tiefsinn der alttestamentarischen Redensart von einer „Ruhe in Abrahams Schooß.“ Ohne meinen chinesischen Sancho hätte ich den ganzen nächstfolgenden Tag verschlafen. Er weckte mich zur rechten Zeit, denn Sir Frederic hatte ihm aufgetragen, mich zu einer Tour durch die Stadt aufzufordern, er selber wolle mich für spätere Ausflüge orientiren. Nach dem Tiffin stiegen wir zu Pferde und schon nach hundert Schritten sah ich ein, wie recht der Gesandte hatte, wenn er es für einen Träger europäischer Chaussüre und sauberer Inexpressibles unmöglich erklärte,

in den Straßen von Peking fortzukommen. Das Pflaster besteht zwar aus mehrere Fuß dicken, langen und breiten Steinblöcken, doch sind durch den Verkehr von Jahrhunderten so tiefe Geleise hineingefahren und die Steine selber so oft geborsten, daß der Fußgänger bei der mangelhaften Straßenreinigung an feuchten Stellen durch tiefe Schmutzschichten und Spalten zu waten gezwungen ist, während er in trockenen Regionen von dem steinkohlenähnlichen Staube fast erstickt wird. Mit dieser Vernachlässigung aller Wege contrastirt die namenlose Pracht der Häuserfronten; mir lachte das Herz im Leibe bei dem Anblick dieser phantastischen Wunderwerke. Die Erwachsenen liefen hinterdrein, die Kinder und Hunde flohen vor uns, zuweilen zogen wir die Zügel an, und verweilten vor den Unterhaltungen des gemeinen Volkes. In besonderes Erstaunen versetzte mich ein alter Eckensteher, um den sich ein zahlreiches Publikum versammelt hatte. Dieser steckte eine Schlange in den Mund und zog ihren Kopf durch die Nase, so daß die Hälften des Thieres aus beiden Organen herabhingen und sich bewegten. Dann wechselte er, schob die Schlange in die Nase und zog ihren Kopf aus dem Munde hervor. Das jüngere China schien sich an dem Scherze nicht satt sehen zu können.

Auf deutschen Umgang werde ich in Peking verzichten müssen. Der einzige, in der Kaiserstadt lebende, gegenwärtig in Tientsin befindliche Landsmann ist Herr Bismarck, ein junger Preuße, der sich schon seit mehreren Jahren für die chinesische Consulatscarriere vorbereitet und gründliche Kenntnisse in der Landessprache und ihrem Dialecte aneignet. Wie groß die Mannigfaltigkeit derselben

verzichte und vollkommen zufrieden sei, ihn von den erlittenen Mißhandlungen in Kenntniß gesetzt, und so zum Besten meiner Nachfolger beigetragen zu haben. Das stolze Rechtsgefühl des vornehmen Mannes war nicht zu Uebereden, ich erzürnte ihn fast durch meine Weigerung, die Schelme zu verklagen, zuletzt ließ er sich sogar zu der Aeußerung hinreißen: Rheder und Capitän verdienten, an den Raaen ihres eigenen Schiffes aufgehängt zu werden. Sir Frederic ließ sich erst zur Nachgiebigkeit bewegen, als ich ihn an seine selbsterlebten Seeabenteuer erinnerte. Vor einigen Jahren hatte er, damals noch Attaché, an der afrikanischen und brasilianischen Küste zweimal Schiffbruch gelitten. Endlich gelang es mir im Rauchsalon, die Laune des Gesandten bei einer Partie Billard und einer Pfeife Latakia vollkommen wiederherzustellen; ich kann mir nachrühmen, auf dem Haupte des versoffenen Argus-Capitäns feurige Kohlen gesammelt zu haben.

Mein Bette verdient eine besondere Lobrede; nach den Nachtlagern auf der Argusmatratze und den, von frösteldem Ungeziefer wimmelnden Kachelofenpritschen verstehe ich erst jetzt den Tiefsinn der alttestamentarischen Redensart von einer „Ruhe in Abrahams Schooß.“ Ohne meinen chinesischen Sancho hätte ich den ganzen nächstfolgenden Tag verschlafen. Er weckte mich zur rechten Zeit, denn Sir Frederic hatte ihm aufgetragen, mich zu einer Tour durch die Stadt aufzufordern, er selber wolle mich für spätere Ausflüge orientiren. Nach dem Tiffin stiegen wir zu Pferde und schon nach hundert Schritten sah ich ein, wie recht der Gesandte hatte, wenn er es für einen Träger europäischer Chaussüre und sauberer Inexpressibles unmöglich erklärte,

in den Straßen von Peking fortzukommen. Das Pflaster besteht zwar aus mehrere Fuß dicken, langen und breiten Steinblöcken, doch sind durch den Verkehr von Jahrhunderten so tiefe Geleise hineingefahren und die Steine selber so oft geborsten, daß der Fußgänger bei der mangelhaften Straßenreinigung an feuchten Stellen durch tiefe Schmutzschichten und Spalten zu waten gezwungen ist, während er in trockenen Regionen von dem steinkohlenähnlichen Staube fast erstickt wird. Mit dieser Vernachlässigung aller Wege contrastirt die namenlose Pracht der Häuserfronten; mir lachte das Herz im Leibe bei dem Anblick dieser phantastischen Wunderwerke. Die Erwachsenen liefen hinterdrein, die Kinder und Hunde flohen vor uns, zuweilen zogen wir die Zügel an, und verweilten vor den Unterhaltungen des gemeinen Volkes. In besonderes Erstaunen versetzte mich ein alter Eckensteher, um den sich ein zahlreiches Publikum versammelt hatte. Dieser steckte eine Schlange in den Mund und zog ihren Kopf durch die Nase, so daß die Hälften des Thieres aus beiden Organen herabhingen und sich bewegten. Dann wechselte er, schob die Schlange in die Nase und zog ihren Kopf aus dem Munde hervor. Das jüngere China schien sich an dem Scherze nicht satt sehen zu können.

Auf deutschen Umgang werde ich in Peking verzichten müssen. Der einzige, in der Kaiserstadt lebende, gegenwärtig in Tientsin befindliche Landsmann ist Herr Bismarck, ein junger Preuße, der sich schon seit mehreren Jahren für die chinesische Consulatscarriere vorbereitet und gründliche Kenntnisse in der Landessprache und ihrem Dialecte aneignet. Wie groß die Mannigfaltigkeit derselben

und ihre Schwierigkeiten sind, erfahre ich aus dem Umgange mit meinem Diener, er stammt aus Tientsin, kann sich aber mit den Bewohnern von Peking nur sehr mangelhaft verständigen, ausgebreiteter ist seine Kenntniß der englischen Sprache; er versteht zwei und zwanzig Worte und kann dreizehn davon selber sprechen. Ich habe ihn der Merkwürdigkeit wegen ordentlich zu Protokoll vernommen, und seinen Vocabelschatz gebucht. Wir befleißigen uns Beide in der Unterhaltung nothgedrungen möglichster Sparsamkeit.

Peking — die Chinesen sprechen den Namen „Peh-tsching" aus — hat einen Umfang von fünf geographischen Meilen, die Länge der Stadt beträgt deren anderthalb, die Breite eine Meile; die Zahl der Einwohner, bei dem Mangel aller statistischen Grundlagen eine schwierige Abschätzung, wird auf drei Millionen angegeben. Die Stadt zerfällt in zwei Hälften, die tartarische und chinesische; in ersterer hat die kaiserliche Majestät ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Ihr, dem englischen Gesandtschaftshotel ähnliches, von hohen Mauern umgebenes Quartier heißt die „verbotene Stadt." Die geschweiften Dächer derselben, wie die aller gleichartigen Paläste, sind mit gelbglasirten Ziegeln gedeckt, die im Sonnenschein wie Gold glänzen; ihre Verzierungen bestehen an allen Ecken und Enden ausschließlich aus Drachengestalten. Der Plan der Stadt ist im Ganzen regelmäßig, alle Hauptstraßen erstrecken sich von Norden nach Süden, oder von Osten nach Westen. Die Uebervölkerung macht alle Spaziergänge äußerst mühselig, aber eben so unterhaltend. Ich tummle mich rastlos unter diesem Potpourri von Medicinverkäufern, Auctionatoren, Geschichter

erzählern, Wahrsagern, Bettlern, Feuerfressern, Spielbanquiers, Schlangenbändiger, Sängern und Aussätzigen umher. Ungemein achtsam muß der Flaneur auf die Lastträger, die Kuli's sein, welche ihre Bürde auf den Schultern an den Enden einer Bambusstange balanciren und den Warnungsruf: Lo! Lo! mit dumpfem Magenton vorausschicken. Immer der dritte Mann trägt Dungstoffe aus der Stadt; dieses ökonomische Volk sammelt selbst Bartabfälle vom Rasiren, wie abgeschnittene Nägel, und verkauft sie an Gärtner. Zuweilen mache ich meine Ausflüge zu Pferde, hänge an interessanten Punkten die Zügel über den Arm und werfe rasch eine flüchtige Skizze auf das Papier. Bei dem ersten Versuch, mit dem Rücken gegen ein Haus gelehnt, eine Aquarelle anzufertigen, wurde ich von dem Getümmel überrannt; als beritten er Landschafter erfreue ich mich besserer Erfolge. Einmal hatte ich mich etwas weiter als gewöhnlich verlocken lassen, ich wußte nicht aus noch ein, da der Himmel mit dichten Wolken bedeckt und es unmöglich war, die Himmelsgegenden zu erkennen. Zuerst zog ich meinen selbstverfertigten „kleinen Chinesen in der Westentasche" hervor und sprach die Frage aus, nach welcher Richtung der Stadt das Gesandtschaftshotel läge? Dann zeigte ich den Umstehenden die Schriftzüge selber. Sie verstanden meine Aussprache eben so wenig, wie die Signaturen; was thun? Ich nahm meinen kleinen Tuschkasten, zeichnete das Hotel und die große englische Flagge, dann colorirte ich sie grell mit den Nationalfarben und reichte das Blättchen umher, aber selbst jetzt verstand mich Niemand. Das Volk starrte mich an und stieß seltsam girrende Vogellaute aus; endlich gerieth ich

auf einen geſcheidten Gedanken. Ich beſchloß, meiner Rozinante, einem ehemaligen Paraderoſſe Sir Frederics, welches das Gnadenbrot genießt, die Auffindung des Rückwegs allein zu überlaſſen. Thisbe, eine arabiſche Fliegenſchimmel-Stute, hat ihre ſchönſten Jugendjahre in Indien verlebt, ſich ſpäter in Peking vervollkommnet, und iſt mehr als militärfromm", d. h. „chineſenfromm" geworden. Das treue Thier ſteht oft zehn Minuten lang unbeweglich und läßt mich zeichnen, jetzt ſteckte ich das Portefeuille in die Buſentaſche, ſtreichelte und klopfte den ſeidenglänzenden Hals des edlen Thieres; Thisbe ſchien mich zu verſtehen. Sie ſpitzte die Ohren, ſchnupperte, unbehindert von dem loſen Trenſezügel, in der Luft umher und ſetzte ſich langſam in Bewegung. Von ſeinem Inſtinct geleitet, hatte das kluge Roß den kürzeſten Weg gewählt; eine halbe Stunde ſpäter ſtand Thisbe vor der Pforte des Geſandtſchafts-hotels und ſtieß ein leiſes Wiehern aus. Thisbe war durch Straßen geſchritten, die mir bis dahin vollkommen unbekannt geblieben waren. Der Geſandte lobte das kluge Thier, als ich ihm Abends beim Thee mein Abenteuer erzählte und Thisbe's ſeltenen Ortsſinn ſchilderte.

Der alte Fliegenſchimmel weiß in Peking offenbar beſſer Beſcheid, als der Droſchkenkutſcher, mein Diener und ein berittener Mongole, der hinterher reitet und meinen Einlaß in die Tempel des Himmels und der Erde befürworten ſoll, die ich am 31. October zu beſuchen gedachte. Ehe meine Begleiter die richtige Fährte aufgefunden, hatten wir uns dreimal verirrt. Die Protection des mongoliſchen Cavalleriſten war überdies nicht ſtichhaltig. Hätte ich mir nicht mit klingender Münze den Weg gebahnt, wir wären von

der Schwelle zurückgewiesen worden. Dem Wortlaut des Gesetzes nach sind die Tempelwächter von furchtbaren Strafen bedroht, wenn sie Europäern den Einlaß gestatten, aber ein reichliches Trinkgeld überwindet in China selbst die Todesfurcht. Ebenso ist der Eintritt dem weiblichen Geschlechte verwehrt. Beide Tempel sind von einem melancholischen Cederhain umgeben und geräumiger und großartiger stylisirt als die meisten gottesdienstlichen Gebäude, die ich bis dahin kennen gelernt habe. Der Tempel des Himmels ist ein Unicum. Nur einmal im Jahre wird er vom Kaiser besucht, der darin sein Gebet verrichtet und sich schweigend entfernt. Niemand sonst darf in diesen Hallen seine Kniee vor der Gottheit beugen. Ungeachtet Sir Frederic mir gleich am ersten Tage dringend gerathen, nie Almosen zu ertheilen, weil ich sonst während meines ganzen Aufenthaltes in Peking das Bettlergesindel auf dem Halse behalten würde, hatte ich mich doch verleiten lassen, einem unglücklichen Aussätzigen ein Dutzend Cash zu reichen. Die Folge war, daß unser Gesandtschaftshotel am 1. November von einem zahlreichen Belagerungscorps umzingelt wurde, und man mich fast in Stücke zerriß, als ich vor dem Thore erschien. Erst als die chinesischen Diener mit Bambusprügeln intervenirten, zertheilte sich der Janhagel. Ich muß mich auf einen Ausflug zu Pferde beschränken und richte ihn nach der Tartarenstadt, von deren hoher Mauer aus man eine vortreffliche Aussicht auf die malerisch erhabenen Gebirgsrücken der mongolischen Tartarei genießt. Beiläufig habe ich noch zu bemerken, daß sich in dem der Agricultur geweihten Tempel der Erde ein großer Opferplatz befindet, auf dem an gewissen Tagen des Jahres

lebende Ochsen verbrannt werden. Das Klima Pekings soll im Sommer drückend heiß, im Winter aber fast eben so kalt sein; die jetzige Jahreszeit ist für europäische Touristen die angenehmste.

Der Mandarinenstand ist natürlich in der ersten Stadt des Reiches sehr zahlreich vertreten. Dem Geiste der Verfassung gemäß genießen die Civilmandarinen ungleich mehr Ansehen, als die Militärmandarinen. Dem Palankin eines höheren Civilmandarinen voraus marschiren nicht allein mit Stäben bewehrte Diener, um ihrem Gebieter Platz zu schaffen, sondern auch stimmbegabte Lobredner, die unter häufigen Schlägen auf Gongs und Trommeln die Titel und Tugenden ihres Herrn ausrufen, während von anderen Dienern Ehrensonnenschirme nebenher getragen und sauber gemalte, vergoldete Tafeln präsentirt werden, auf denen Name und Würden zu lesen sind. Die höchsten Auszeichnungen scheinen in der Pfauenfeder und einem rothen Korallenknopf auf der Spitze des Hutes zu bestehen. Mir, als Fremdem, werden gleichfalls, wenn auch nur von dem armen Gesindel, Auszeichnungen gespendet. Sobald ich mich blicken lasse, bildet sich ein Häuflein und begrüßt mich mit dem Rufe: Ta la je, d. h. „großer, alter Herr!“

Schon oft hatte ich mich über eine Menge brüchiger und verrosteter Cash-Stücke gewundert, die in vielen Straßen auf dem Pflaster lagen, ohne von der Bevölkerung, selbst nicht von den Bettlern und Aussätzigen, eines Blickes gewürdigt zu werden. Zuweilen, wenn ich eines dieser Geldstücke aufhob und näher betrachtete, stimmten die vorübergehenden Chinesen ein Hohngelächter an, ja ein kleiner Junge riß mir einst die Scheidemünze aus der Hand und

warf sie verächtlich zu Boden. Im Gesandtschaftshotel erfuhr ich, daß der hochselige Kaiser, welcher fabelhafte Summen in Bauten verschwendet, endlich gezwungen worden sei, um nur Geld zu schaffen, aus Sumpfeisen diese elende Sorte von Cashs zu prägen. Der witzige Autokrat hatte sich verrechnet, das Volk selber setzte die nichtsnutzige Münze außer Cours und streute sie auf dem Pflaster aus! Im letzten Jahre soll man in den Küstenstädten angefangen haben, die Cashs zu sammeln und nach Japan zu verschiffen, wo man sie in den Eisengießereien verwendet.

Als gebildete Großstädter sind die Einwohner leidenschaftlich Theaterfreunde. Mehrere Kunstinstitute dieser Art lagen gleich hart neben einander, ein ihnen vis-à-vis errichtetes Gebäude von ähnlichem Baustyl war jedoch kein Theater, sondern — ein Tempel. Die Vorstellungen beginnen früh Morgens und schließen erst lange nach Mitternacht. Wie wir auf einem Ausgange in eine Conditorei treten und je nach der Tageszeit eine Tasse Chocolade oder Kaffee trinken und die Zeitungen durchfliegen, tritt der Chinese auf seinem Spaziergange in das nächste Theater, sieht ein Stück und setzt seine Wanderung fort. Ich folge dem Beispiele der Herren und entrinne dadurch der Langenweile und zudringlichen Kerbthieren. In einem dieser „Sing Songs" (Tempel des Vergnügens) scheint das elegante Conversationsstück gepflegt zu werden. Ich sah dort ein Stück, in dem der Hauptheld, ein gespreizter alter Mandarin, von einem Dutzend seiner eifersüchtigten, verdorrten Frauen durch Eifersüchteleien gequält wird. Weit entfernt, unglücklich zu sein, fühlt sich der unverbesserliche Geck dadurch geschmeichelt und will sich im höchsten Discant

über die grimmen Furien todt lachen. Schließlich treiben sie es jedoch gar zu arg, er faßt einen raschen Entschluß und vertauscht die sechs Gerippe gegen ein kugelrundes, mehrere Centner schweres Frauenzimmerchen. Von Nebenfiguren wären zu nennen ein Unbekannter, der später als „Schuft" entlarvt wird, zwei Selbstmörder, ein Stummer, ein übermüthiger Tuchfabrikant, mehrere scrophulöse Schelme, eine stocktaube Alte, der stereotype Hanswurst und ein, auf Rattenfang dressirter Hund. Wie in allen großen Städten waren die Costüme kostbar und geschmackvoll, die Musik unerträglich, die Mimik affenartig; das chinesische Theater ist das letzte, was mir Sehnsucht nach China einflößen könnte. Zum ersten Mal sah ich in dieser Vorstellung auch chinesische Damen als Zuschauerinnen. Sie saßen in abgesondert gebauten, nur leicht vergitterten oder offenen Logen, doch schien es von dem Herrenpublikum übel vermerkt zu werden, wenn ich mich meines doppelläufigen Operngluckers bediente, und die schiefäugigen Grazien musterte. Ein Elegant in meiner Nachbarschaft flüsterte etwas von „Fanquei" und „rostborstigen Gläsern".

Zuweilen begleitet mich Sir Frederics Sprachmeister, ein gutunterrichteter Chinese, auf meinen Wanderungen durch die Straßen und übersetzt mir einzelne Inschriften auf Ladenschildern.

„Durch Schaden gewitzigt, borg' ich von heut an nicht mehr!"

„Bei vielem Reden und geringem Verkauf (Einkauf) macht man schlechte Geschäfte."

„Vielleicht morgen werde ich borgen!"

fand sich auf vielen Schildern in mannigfachen Varianten.

Wie bei uns „der billige Mann", empfahl ſich ein Schirmfabrikant: „Zum billigen Atchau" (ein Name), oder „Zur billigen Rechnung." Wie unter den Menſchen hart neben prahleriſchem Uebermuth das tief gebeugte Elend, ſieht man in Peking auch unter den Läden die reichſten Magazine dicht neben den ärmſten ſchmutzigſten Höhlen bettelhaften Geſindels.

In den Straßen Pekings entdeckte ich die erſten fliegenden Spielhöllen auf meiner Reiſe. Das Hazardſpiel iſt, wie ich ſchon mehrmals angedeutet, ein Nationallaſter der Chineſen, dem man überall begegnet, wo ſich eine Genoſſenſchaft dieſes merkwürdigen Volkes gebildet hat, aber nirgends wird dieſem Laſter leidenſchaftlicher gefröhnt, als in der Kaiſerſtadt. Aller Orten ſind kleine Spielbanken aufgeſchlagen, an denen Individuen jedes Lebensalters in ſich verſunken ſitzen und auf die Geldhaufen des Banquiers ſtarren. Hat der gemeine Chineſe ſeinen letzten Caſh verloren, ſo ſpielt er um Melonenkerne; ſind auch dieſe verſpielt, ſo ſoll er einen Finger oder den großen Zeh als Einſatz anbieten. Daß ein unglücklicher Spieler, der eine kleine Summe parirt, aber nicht zahlen konnte, um den Gewinner zu befriedigen, ſich ein Loch mit ölgetränkter Baumwolle in den Oberarm brennen mußte, habe ich ſelber geſehen. Die weite Ausdehnung der Stadt zwingt die Doctoren der Medicin, ihrer Praxis zu Pferde obzuliegen. Ich bin dergleichen Reitern, deren gelehrten Stand ich ſogleich an den ungeheuer großen Brillen aus bloßem Fenſterglaſe erkannte, täglich begegnet. Ihre Reitknechte, wenn ſie vor den Thüren der Patienten die Pferde halten, machen ſich gewöhnlich eine kleine Nebeneinnahme. Sie

laſſen, wo Raum und Verkehr es geſtatten, die vorüberlaufenden Schuljungen für ein Paar Caſh aufſitzen und einige Mal hin- und herreiten, ja nicht ſelten machen ſich ſogar erwachſene Chineſen dieſes kindliche Vergnügen. Möglich, daß ſie dazu durch den Aberglauben bewegt werden, durch eine Berührung mit des Doctors Klepper vor Krankheit bewahrt zu bleiben. Man darf ſich unter dieſem verzauberten Volksſtamm auf allen erdenklichen Unſinn gefaßt machen.

XXI.

Die gepanzerte Kehrseite. Himmels-, Drachen- und Tigergarde. Ein neunjähriger Kaiser. Prinz Kung. Der Adel im himmlischen Reiche. Der Staatsanzeiger von Peking. Der Sprachmeister, mein Mentor. Dejeuner in der Pajode. Eine schwarz-roth-goldene Leiche. Diebe mit falschen Zöpfen. Schlauberger. Die Koch- und Speisestraße.

Einmal in Peking wollte ich, ermuthigt durch mehrmaliges Gelingen meiner Versuche, zu seltenen Sehenswürdigkeiten vorzudringen, nun auch das Wagniß unternehmen, der „verbotenen Stadt", d. h. der kaiserlichen Residenz eine Visite abzustatten. Gleich dem strebsamen Rodrigo in Shakespeare's Othello that ich Geld in meinen Beutel, befahl dem Diener und dem mir attachirten Mongolen, mich zu begleiten und bestieg mein Leibroß Thisbe. Ich wußte, daß Se. kaiserliche Majestät von China hinter einer Separatmauer wohne, und hoffte außer dem Haupteingange noch ein Nebenpförtchen aufzufinden, dessen Wächter weniger für gute Worte, als für Geld sich bewegen lassen würde, mir den Eintritt und die Besichtigung, wenn auch nur eines Theiles der kaiserlichen Schloßanlagen und Appartements zu gestatten. Der um seine Sicherheit be-

ſorgte Selbſtherrſcher hatte ſich indeſſen vorgeſehen. Seiteneingänge waren nicht vorhanden, die hohe Enceinte des Inbegriffs der kaiſerlichen Wohnungen bildete ein geſchloſſenes Ganze; wollte ich hinein, ſo mußte der Angriff auf den Haupteingang unternommen werden. Thisbe gehorſamte mir denn auch, und ſchritt leichten Trittes mit arabiſcher Eleganz auf das Thor zu, aber meine beiden Begleiter fielen mir in den Zügel. Nach ihren angſtvollen Zügen ſtand ich im Begriff, ſie in ein Majeſtätsverbrechen zu verwickeln. Durch Winke gab ich ihnen zu verſtehen, daß ſie ſich entfernen ſollten, und ritt unbekümmert weiter; was ich von Mannſchaften im Innern des erſten Hofes bemerkte, flößte mir keine Beſorgniß ein. Ich vertraute als friedfertiger Menſch auf das Amulet einer gefüllten Börſe. Mein Ausſehen muß jedoch den chineſiſchen Krongardiſten nicht Zutrauen erweckend erſchienen ſein, denn ſtatt, wie es die Zuaven in den Tuilerien zu thun pflegen, dem Eindringling entgegenzutreten, und ihn mit einem höflichen: „on ne passe pas!“ abzuweiſen, rannten ſie, ohne ein Wort zu verlieren, ſpornſtreichs an die Thürflügel, und ſchlugen ſie mir krachend vor der Naſe zu. Nur ſo viel Zeit hatte ich noch, um zu bemerken, daß jene Wachtmannſchaften, die der Defenſive ſo befliſſen waren, Panzer trugen. Eigenthümlicher Weiſe diente keine dieſer glänzenden Metallplatten zum Schutz der Bruſt oder des Rückens; jeder chineſiſche Küraſſier trug ſeinen Harniſch vielmehr auf einem Theile, der im ritterlichen Handgemenge Verletzungen von Hieb- und Stichwaffen am wenigſten ausgeſetzt iſt, und weniger in der Kriegswiſſenſchaft, als im Rechtsweſen und ſeiner Praxis in Betracht kommt. An

der Pforte abgewiesen, wandte ich Thisbe, und ritt langsam davon, in Speculationen versunken, auf welche Weise jene Tapferen wohl vorkommenden Falles zum Angriff schreiten, und sich gleichzeitig des gedachten Panzers als Schutzmittel bedienen mochten. Es blieb unmöglich, das Räthsel zu lösen.

Nach eingezogenen Erkundigungen und eigenen Beobachtungen gelang mir, so viel zu ermitteln, daß die kaiserlichen Leibwächter in drei Abtheilungen zerfallen, die Himmels-, Drachen- und Tiger-Garde. Letztere wird am meisten gefürchtet und pflegt angeblich die Schlachten zu entscheiden. Ihre Kämpfer sind mit großen sichelartigen Schwertern bewaffnet und dahin einexercirt, zwischen die Pferde der feindlichen Cavallerie zu schleichen oder zu kriechen, und Reitern oder Thieren „die Beine abzuschneiden". Bei seinen Schießübungen legt der chinesische Infanterist den Kolben der Luntenflinte nicht an die Backe und zielt; er schießt, wie unsere Jungen, mit Flitzbogen und Pfeil, „im Bogen"! Ein Pfropfen wird nicht auf die Ladung gesetzt und da der Durchmesser der Kugel kleiner ist, als der des Laufes, würde erstere hinausrollen, wollte der Schütz mit der Waffe nach europäischem Brauch hanthieren.

Die verbotene Stadt oder Residenz liegt im Mittelpunkte der Tartarenstadt und lehnt sich nur mit einer Breitseite ihres Geviert's an die chinesische Stadt. Bei dem Ableben des Kaisers findet eine Erbfolge im Sinne europäischer Dynasten nicht statt. Der Sterbende ernennt seinen Nachfolger aus den Angehörigen der kaiserlichen Familie. Zuweilen wird der Sohn zu Gunsten eines

Neffen übergangen. Nicht Geburtsrechte sind bestimmend, sondern natürliche Anlagen, Klugheit und Sittlichkeit. Der jetzige designirte Kaiser war bei meiner Anwesenheit in Peking ein Knabe von neun Jahren und stand unter Vormundschaft seines Onkels, des Prinzregenten Kung. Nach dem trefflichen Stich einer Photographie, den ich mitgebracht habe, ist der Gesichtsausdruck des Prinzen Kung nicht intelligent, aber gutmüthig und etwas trübselig; die Nation hat von ihm weder viel zu fürchten, noch viel zu hoffen. Dem chinesischen Kaiser werden von den Landes-Angehörigen vielleicht größere Ehren erwiesen, als irgend einem anderen Staatsoberhaupte. Nach ihren religiösen Vorstellungen giebt es außer dem Himmel für die Seelen der gewöhnlichen Sterblichen, noch einen kaiserlichen Extrahimmel. Dem entsprechend sind auch seine irdischen Titel von hochfahrender Art. Der Kaiser heißt „der Sohn des Himmels" und „die Blume der Vernunft". „Landesväter" sind bekanntlich alle Regenten, aber der Kaiser titulirt sich nicht nur „Vater", sondern auch „Mutter" des Reichs. Ein häufiges Epitheton lautet: „Dolmetscher der Verordnungen (Bestimmungen) des Himmels." In seinen Reden und Proklamationen, die nicht mit Schwärze, sondern mit Zinnober gedruckt werden, liebt er es, den Mund voll zu nehmen und mit aufgedunsenen Phrasen um sich zu werfen.

„Ich, der Minister des Himmels, stehe über der Menschheit und bin verantwortlich, die Welt und das Volk in Ordnung zu halten. Unfähig zu schlafen, in Ruhe zu essen oder zu trinken, beladen mit Kummer und Angst, mit Leid und Sorge, mache ich meinem Volke bekannt, daß von

heute an . . . . ." folgt irgend eine bedeutungslose Verordnung. Der Kaiserliche Thron wird „Drachensitz" genannt und die gelbe Farbe ist ein Vorrecht des regierenden Hauses. Stirbt ein Kaiser, so haben alle Unterthanen des himmlischen Reiches dreihundert Tage hindurch Trauer anzulegen. Sie dürfen sich während dieser Zeit nicht rasiren, nicht verehelichen und kein Gastmahl veranstalten.

Ein Erbadel existirt in China nicht, alle Auszeichnungen müssen durch persönliche Verdienste erworben werden. Wie in der katholischen Kirche fromme und wunderthätige Personen nach hundert und mehr Jahren selig und heilig gesprochen werden und von diesem Zeitpunkt an eine höher geachtete Stellung in der Verehrung der Gläubigen und den Verzeichnissen der Kirchengeschichte einnehmen, ertheilt der Chinese seinem verstorbenen Groß- oder Urgroßvater, wenn sein Wissen und seine Tugenden allgemeine Anerkennung bei den Nachkommen gefunden haben, den Adel. Auch kann die Gelehrsamkeit oder Sittenreinheit der Söhne ihren Vorfahren die gleiche Auszeichnung verschaffen. Nach den Ansichten der Chinesen müssen die Ahnen eines im Staate hervorragenden Mannes gleichfalls hochbegabte Menschen gewesen sein. Die Erwerbung des Adels durch eine Geldzahlung ist den Chinesen durchaus unbekannt.

Die in Peking erscheinende einzige Zeitung der Chinesen ist ein eigenthümliches literarisches Produkt. Der Staatsrath oder das höchste Tribunal des Reiches hält seine Sitzungen im kaiserlichen Palaste, und seine neuesten Beschlüsse werden täglich, wie wichtige Actenstücke unserer Gerichtshöfe in den Hausfluren, in einem bestimmten Hofe ausgehängt. Von hier aus gehen diese Documente, seien

ſie nun Geſetze oder geringfügigere Verordnungen, in den Beſitz der Regierungs-Verwaltungen und Behörden von Peking über. Die wortgetreuen, von mehreren Beamten collationirten Copien werden in den Archiven der Büreaus aufbewahrt. Aus den Sammlungen aller dieſer Schriftſtücke, die von Zeit zu Zeit in Peking gedruckt werden und in freier Folge erſcheinen, beſteht der „Staatsanzeiger" von China. Die Leſer in den Provinzen finden darin die Ordonnanzen der in Peking befindlichen ſechs Miniſterien, ſowie der Militär-Befehlshaber, die Ernennungen, die Liſten der Examina, die Promotionen der Mandarinen, die Richterſprüche und die Beſtrafungen; eine Art Feuilleton bilden Notizen über Naturerſcheinungen, die aus den Provinzen nach Peking geſendet werden. Das Jahres-Abonnement iſt ſehr billig, und beträgt nach unſerem Gelde ungefähr drei Thaler.

Wenn ſeine anderweitigen Verpflichtungen es geſtatten, mache ich kleinere Ausflüge in den Straßen von Peking gern in Geſellſchaft des Sprachmeiſters der engliſchen Geſandtſchaft. Er führte mich in dem Glauben, ich ſei mit dem Stande der bildenden Künſte ſeiner Heimath nicht bekannt, zu einem geſchätzten Maler der Hauptſtadt, ohne mich durch die Leiſtungen dieſes Meiſters in Verwunderung zu ſetzen. Ich fand nichts als die bekannte Malerei auf Reispapier, doch ſchien der großſtädtiſche Künſtler etwas erfinderiſcher, als ſeine Collegen zu ſein. Unter anderen Gräuelſcenen, die eben abgebildet wurden, fiel mir ein Criminalverbrecher auf. Er hing in einem Schornſtein und wurde lebendig geräuchert. In einem anderen Atelier bemalte man nur Papierlaternen, und doch hätte Leonardo

da Vinci oder Raphael ſich nicht ſtolzer gegen uns gebehrden können, als dieſer ungeſchickte Pinſler. Ganz in der Nähe befand ſich ein Tempel, deſſen Beſichtigung mir der Sprachmeiſter noch beſonders anempfahl. Wir mußten erſt durch lange Reihen kleiner Götzen mit fratzenhaften Geſichtern förmlich äſthetiſche Spießruthen laufen, ehe wir zu dem dickbäuchigen grinſenden Hauptgötzen der Pagode gelangten. Nach der Fülle der Opfergaben mußte der Gott bei dem Stadtviertel ſehr gut angeſchrieben ſtehen. Auf dem langen und breiten Altar ſtanden Platten mit Schweinebraten, geröſteten Fiſchen, gekochten Gemüſen, Kuchen, Marzipan, Tabak und Pfeifen, die Prieſter luden uns ein, den Opfergaben zuzuſprechen, und mein Mentor war, trotz ſeines Poſtens in einem vornehmen europäiſchen Haushalte, noch immer „Chineſe“ genug, um ſich mit den handfeſten Gottesgaben das Mittageſſen zu verderben. Spaßhaft war das Geſpräch eines Bekenners der Confuciuslehre, welcher ſeinen Freund, einen Buddhaiſten, wegen dringender Geſchäfte im Tempel aufgeſucht hatte, mit dieſem frommen Manne. Nach der Ueberſetzung meines Begleiters begann es echt chineſiſch mit Complimenten über die beiderſeitigen Bekenntniſſe.

„Was haſt Du für eine herrliche Religion, mein alter Vater!“ rief der Jünger des Confucius.

„Du irrſt, mein Großvater, die Deinige iſt viel ſchöner, als die meinige,“ antwortete der Buddhaiſt.

So ging es mehrere Minuten lang fort, ehe die Herren auf den Geſchäftsgegenſtand kamen und wir uns empfahlen.

Gegen Abend mache ich gern einen Spaziergang auf

der Festungs-Stadtmauer, welche die tartarische Stadt von der chinesischen trennt. Mit Sonnenuntergang werden die tartarischen Thore geschlossen und Niemand kommt weder heraus, noch hinein. Das Schauspiel des ameisenartigen Gewimmels, kurz vor Beginn der Thorsperre, ist höchst ergötzlich. Sind die Thore geschlossen, so kehre ich auf ein Viertelstündchen in einem der kolossalen Speisehäuser ein, wo zu gleicher Zeit mehrere Tausend Tagelöhner, die von der Arbeit kommen, abgefüttert werden. Ein Besuch des alten, noch von den Jesuiten eingerichteten Observatoriums bot außer einer Totalansicht von Peking wenig Neues; ohnehin sind die noch vorhandenen Instrumente nicht mehr im Gebrauch. Doch benutzte ich den günstigen Standpunkt, ein vorüberziehendes Leichenbegängniß rasch abzukonterfeien. Die vorherrschenden Farben waren schwarz, roth, gold, und auf dem vergoldeten Sarge lag eine purpurrothe Sammetdecke. Zweiunddreißig Träger wechselten immer nach wenigen Minuten unter einander ab, die Leidtragenden trugen als Anzeichen höchster Trauer weiße Oberhemden, gleich unseren Chorknaben. Einige Jungen hielten Trommeln auf dem Rücken, die von Erwachsenen mit tiefbetrübten Gesichtern sehr nachdrücklich bearbeitet wurden.

Erlauben es die Mittel eines philosophischen Chinesen, so kauft er sich schon bei Lebzeiten einen luxuriös ausgestatteten Sarg und bewahrt ihn in seinem Wohnzimmer auf. Auch schenken sich Familienmitglieder an Hochzeits- oder Geburtstagen Prachtsärge. Hier erinnert das Chinesenthum an verwandte Züge der mittelalterlichen Romantik. Ueberaus geliebte Verstorbene behalten die Hinterbliebenen in luftdicht verschlossenen Särgen im Hause. Ihr Anblick

soll, wie unsere Marmorbüsten und Medaillons, an die mit ihnen verlebten frohen Stunden erinnern. Wenn man im Gesandtschaftshotel gut unterrichtet ist, spricht es für den Sittlichkeitszustand Peking's, daß Mordthaten überaus selten vorkommen, desto häufiger sind räuberische oder diebische Angriffe auf das Eigenthum. Eine geringe Gabe der Unterscheidung zwischen „mein und dein" ist dem chinesischen Volksstamm angeboren. Die strenge Criminal-Gerichtsbarkeit leistet zur Beseitigung des Uebels nur wenig. Der dritte Raub- und Diebstahl wird in manchen Ländern mit lebenslänglicher Zuchthausstrafe, in China mit Enthauptung bestraft. Das Leben steht nicht sonderlich hoch im Preise. Ist ein Gefängniß überfüllt, so werden, nur um zu räumen, einer ausreichenden Anzahl von Sträflingen die Köpfe abgeschnitten. In der Verschmitztheit haben es die Diebe aller Welt- und Handelsstädte sehr weit gebracht, doch scheinen die Talente von Peking allen anderen den Rang abzulaufen. Häufig kommt es vor, daß ein auf frischer That ertappter Verbrecher, wenn er von den Polizeibeamten der Landessitte gemäß am Zopfe gepackt und in Gewahrsam gebracht wird, diesen in der Hand des Häschers zurückläßt und entspringt. Da er gewöhnlich den Originalzopf schon durch frühere Bestrafungen eingebüßt, hat er sich einen falschen zugelegt, der in derartigen kritischen Fällen seinem Inhaber die besten Dienste leistet. Was die echten Zöpfe anlangt, ist es ein stereotypes Vergnügen des gemeinen Mannes und der Gassenjugend, zwei bis drei zusammenstehende und plaudernde Personen mit den Zöpfen zusammenzubinden. Es entsteht immer eine heillose Ver-

wirrung, wenn die Anstifter heulend unter die Zusammengekoppelten springen und diese zu Boden fallen.

Der November ist herangerückt, die Morgen und Abende werden kalt, und ich bemerke auffallende Veränderungen in der Garderobe der Stadtgenossen. Das unbezahlbar theure Pelzwerk, das in den Handlungen feilgeboten wird, kann bei seiner Kostbarkeit nur von Personen hohen Ranges getragen werden; die Mehrzahl der Chinesen sucht sich in der rauhen Jahreszeit auf andere Weise zu helfen. So lange die Hitze anhält, wird von dem Volke nur eine, bis zum Knie reichende, kurze Hose getragen, und Brust und Unterleib unbedeckt gelassen. Im September schützen die Chinesen beide durch eine Blouse. Nimmt die Kälte zu, so legen sie nicht dichtere wärmere Kleidungsstücke an, sondern ziehen nur Hose über Hose, Blouse über Blouse. Durch das Geschenk einer Manila-Cigarre bewog ich einen Kuli, mir eine Untersuchung seiner Garderobe zu gestatten; er trug acht Blousen und elf baumwollene Hosen über einander. In dieser Jahreszeit gleichen die auf dem Pflaster flanirenden Einwohner ausgestopften Popanzen. Etwas bemitteltere Personen verfügen über mannichfaltigere Kleidungsstücke. Sie bekleiden sich mit einer Blouse, deren lange Aermel die Handschuhe ersetzen.

Mein aus Shanghai gebürtiger Diener macht mir viel zu schaffen. Gleich in den ersten Tagen hatte ich mir in der Gesandtschaft ausbedungen, seinen Lohn aus meiner Tasche zu bezahlen, doch wäre es besser gewesen, mich mit dem englischen Haushofmeister zu verständigen, diesem das Geld auszuhändigen und die weitere Verrechnung mit dem Taugenichts zu überlassen. Als sich nach einigen Tagen

unſeres Zuſammenſeins die Nothwendigkeit ergab, ihm, leichteren Commandos halber, einen Namen beizulegen, war meine Wahl ſchon getroffen. Ich hätte in das chineſiſche Vocabularium greifen und ihn Attai (Johann), Atchau (Wilhelm) oder Atchung (Auguſt) taufen können, in Betracht ſeiner geiſtigen Anlagen und moraliſchen Eigenthümlichkeiten entſchied ich mich für den deutſchen Namen „Schlauberger", deſſen Ruf er raſch Folge leiſtete. Die meiſten Stunden des Tages außer dem Hauſe verweilend, mit Arbeiten beſchäftigt, und dann nur von einem mongoliſchen Reitknecht begleitet, bin ich außer Stande, „Schlauberger" zu überwachen und zu controliren. Für meine wollenen Unterkleider zeigt er eine rührende Vorliebe. Heimlich trägt er meine rothwollenen Strümpfe und eine ſammtne Mandarinen-Mütze; er theilt Alles mit mir, würde ich nicht letztere unter ſtrengem Verſchluß halten, ſelbſt meine Baarſchaft. Bringt er mir Morgens aus der Geſandtſchaftsküche den trefflichen Kaffee, ſeit langer Zeit wieder einmal das Präparat einer ſauberen, ſorgſamen Frauenhand, ſo hat der ſchamloſe Wicht die Hälfte bereits zu ſich genommen. Seine Leidenſchaft, in Peking den Dandy zu ſpielen, verleitet „Schlauberger" zu Ausgaben, die ſeine Kräfte überſteigen. Mehr als das Doppelte von dem, was ihm bis jetzt an Lohn zukommt, hat er von mir als Vorſchuß herausgelockt, und ich bin darauf vorbereitet, mich von ihm mit einem ſtarken Deficit zu trennen. Meinen Arbeiten gegenüber hat ſich „Schlauberger" zu einem hohen kritiſchen Standpunkte emporgeſchwungen; gleich unnachſichtig bin ich noch von keinem europäiſchen Kunſtrichter

behandelt worden. „Schlauberger" hudelt mich wie einen Sextaner.

Mit meinen Aquarellen kann ich es ihm niemals recht machen. Bald ſind ihm die Augen der ſchönen Landsmänninnen nicht ſchief oder ſcharf genug geſchlitzt, bald habe ich es in der Kleinheit der Füße verfehlt, dann iſt wieder der Zopf nicht lang und dick genug. So ſorgfältig ich in Nachbildung der Architekturen von Peking zu Werke gehe, und die wunderlich verſchnörkelten, zum Hohne aller Geſetze der Schwerkraft und Mechanik ausgeſchweiften Dächer der Tempel und Privatwohnungen mit unſäglicher Sorgfalt in meinen Aquarellen nachzuahmen ſuche, die Zufriedenheit Schlauberger's kann ich nicht erwerben. In ſeiner Seele ſteckt der chineſiſche Dämon der Verzerrung des Naturwahren, Urſprünglichen. Wäre er es im Stande, er würde ſelbſt ſeine Gedärme auf eine andere Weiſe verflechten, als es dem großen Ordner der Organismen beliebt hat. Daß ihm die Berge nie hoch, die Bäume nie grün, die See nie blau genug iſt, darf ich wohl nicht ausdrücklich bemerken. Ueber einen Complexus von Drachen und krampfhaft verkrümmten Katzen, der dem chineſiſchen Künſtler wahrſcheinlich ebenſoviel Mühe gekoſtet hatte, als mir bei der Zeichnung, zuckte Schlauberger verächtlich die Achſel. In der Hoffnung, auch ein blindes Huhn finde bisweilen ein Gerſtenkorn, laſſe ich mir Alles von ihm gefallen.

Am 4. November machte ich mit Sir Frederic Bruce einen faſt vierſtündigen Ausflug durch die Stadt und ihre nächſte Umgebung. Vortrefflich beritten hatten wir auch die weiteſten Wegſtrecken nicht zu berückſichtigen, und ſo galoppirten wir wohl drei Viertelſtunden lang durch die

Ackerflächen und Gartenanlagen, die zwischen der Stadtmauer und den Straßen Peking's liegen, passirten ein Thor, dessen Name mir entfallen ist, und vermochten nun eine lange Mauerflucht mit ihren gigantischen Vorsprüngen oder Forts in der weiten Sandfläche zu übersehen.

„Denken Sie sich, Sie hätten die chinesische Mauer vor sich," sagte Sir Frederic, dem ich mein Leid klagte, bei der Unsicherheit der Straßen von der anderthalbtägigen Reise bis an die mongolische Grenze abstehen zu müssen. „Ich werde Ihnen eine Photographie der Mauer zeigen," fügte der Gesandte hinzu, „und Sie werden keinen wesentlichen Unterschied bemerken!"

Wir sprengten eine gute Strecke an dem riesigen Bauwerk entlang und benutzten dann, ermüdet durch die großartige Monotonie der Formation, das nächste Thor, um in das Innere Peking's zurückzukehren. Das Glück wollte uns wohl; wir kamen an einem Exercierplatz vorüber, auf dem die Tigergarde, angethan mit gestreiften Uniformen, ihren kriegerischen Uebungen oblag.

Hätte uns auch nicht ein englischer Cavallerist in rother Montur und ein mongolischer Reiter begleitet, Sir Frederic schien dem Chef der Tigergarde persönlich bekannt zu sein; der tapfere Befehlshaber unterbrach nicht die Uebungen der Mannschaft. Leider wurde uns das Schauspiel anderweitig verkümmert. Ein mongolischer Gaul riß sich, erschreckt durch unsere weißen Gesichter, von der Hand eines Reitknechtes los und rannte mit der Wuth eines Tigers gegen den englischen Cavalleristen. Nur der muthigen Gewandtheit unseres mongolischen Begleiters hatte der verdutzte Europäer, dessen Streitroß wild aufbäumte, seine

Rettung zu danken. Mit einem dicken Kautschu hieb der Mongole dem anstürmenden Gaule, der, um sich beißend, mit den Vorderhufen den Engländer aus dem Sattel schlagen wollte, mit solcher Gewalt über die Nase, daß er stolpernd in die Knie stürzte und wieder am Zügel festgehalten werden konnte. Unsere edlen Thiere wurden unruhig, und wir suchten im raschen Galopp das Weite. Die chinesische Raumverschwendung gestattete uns, sie weit ausgreifen zu lassen.

Mit drei französischen Missionären, welche die Tracht von Mandarinen angelegt hatten, wurden weiterhin einige artige Worte gewechselt. Nicht oft genug kann wiederholt werden, daß man sich in Europa vor allen Illusionen über die Erfolge der Missionäre zu hüten habe. Die christianisirten Chinesen in Peking sind als die raffinirtesten Betrüger in der ganzen Stadt verschrieen. Bald darauf durchkreuzten wir eine Straße, in der unter freiem Himmel gekocht und dinirt wurde. In großen Kesseln brodelte eine chaotische Suppe, und vor Hunderten von reihenweise aufgestellten Eimern hockten arme Chinesen und stillten ihren Hunger. Der in der Mitte freigelassene Weg war nur schmal; ich bat meine Begleiter, absteigen zu dürfen, um zu Fuß den Garküchen näher zu kommen; der Mongole hielt mein Pferd. Die in den Eimern dampfende Speise bestand aus einer Olla potrida, wie sie annähernd im Don Quixote beschrieben wird. Für zwei oder drei Cash — ich konnte im Gedränge die einzelnen Münzen nicht unterscheiden — erhielt der Kunde die Erlaubniß, mit seinem Löffel in diesen flüssigen Brei von Fleischfetzen, Reis, Wurst, Gedärmen, Leber und Gemüsen zu fahren und so viel zu

eſſen, als er vermochte. Nur eine kritiſche Auswahl unter den Leckerbiſſen war nicht geſtattet. Gern wäre ich noch etwas weiter geſchritten, allein der Knoblauchsgeruch, mit dem das Univerſalgericht angemacht war, der zugleich die ganze Straße verpeſtete, trieb mich von dannen und zu den wartenden Reitern zurück.

XXII.

Schlaf-Bons. Die Bettlerkaste. Sir Frederics Passepartout. Musikalische Kleinhändler. Vor Hunger gestorben. Eine Gebetmühle. Pfeifende Tauben. Ein Hochzeitszug. Yuan-ming-Yuan. Buddha unter Bonzen und Schweinen. Pekings Kranzler. Nicht alt genug. Dr. Lockhart und mein hohler Zahn.

Nicht nur was die Naturalverpflegung anlangt, auch im Punkte des Quartiers kann man in Peking überaus billig leben. In vielen Stadttheilen sind große Häuser errichtet, in denen das Bettlergesindel bei Nacht ein Unterkommen findet. Der Miethsbetrag ist eben nicht hoch. Ein Bon auf drei Nächte kostet etwa einen preußischen Pfennig. Dafür wird der Schlafgast nicht nur beherbergt, sondern auch vor der Kälte geschützt. Sind die Abonnenten im Saale versammelt, so wird vom Plafond desselben eine große Decke voller Schlitze herabgelassen. Jetzt ist es Sache jedes Schlafgastes, ein Loch zu erwischen, durch das er den Kopf steckt, um Athem zu holen. Bei Tagesanbruch wird die Sippschaft unnachsichtig in's Freie getrieben, das Wetter sei so schlecht und rauh, als es wolle. Der Hausherr läßt sich höchstens herbei, einigen ihm längst bekannten Protegés zerlumpte Pelze auf den Weg mitzugeben, die Abends wieder

abgeliefert werden müſſen. Wer die Schlafſtelle nicht zu bezahlen vermag, muß die Nacht unter freiem Himmel zubringen. Man wird ſich die Lage der Aermſten ausmalen können, die ohne einen Fetzen, ihre Blöße zu bedecken, in eiſigen Winternächten in den Winkeln der Straßen kauern. Es iſt nichts Seltenes, im November und December Morgens auf erfrorene nackte Kinder zu ſtoßen. Bei der unſäglichen Uebervölkerung des Landes und der Schwierigkeit, ſie zu ernähren, vererbt ſich der Bettel von Geſchlecht zu Geſchlecht; er wird eine ordentliche Kaſte. Ich habe ſchon geſagt, daß Eltern kein Bedenken tragen, um ihren Kindern eine Handhabe zur Erregung des Mitleids in ihrer Bettler-Carriere mitzugeben, ſie gräulich zu verſtümmeln, oder mit ungelöſchtem Kalk zu blenden. Will man zudringlichen Bittſtellern nichts geben, ſo ſind die Worte „pie kan!“ das einzige Mittel, ſie los zu werden. Sie üben eine eben ſo nachdrückliche Wirkung aus, wie ein Griff an den vorderen Rand der Halsbinde auf die Bettler von Neapel.

Am nächſten Morgen ſollten auf dem großen, mitten in der Stadt gelegenen Richtplatze dreißig Verbrecher hingerichtet werden, Grund genug für mich, vor zwölf Uhr nicht meine Wohnung zu verlaſſen; Schlauberger hatte ſich Urlaub erbeten. Ich bewilligte ihm denſelben in der geheimen Hoffnung, bei einer ſo großartigen Metzelei könne auch er um irgend ein minder wichtiges Glied ſeines Körpers kommen und einigermaßen gedemüthigt werden. Wie ich Abends erfuhr, waren zwei Drittel der armen Sünder geköpft worden, den Ueberreſt hatte man in vier Fuß tiefe Gruben auf die Köpfe geſtellt und lebendig vergraben.

Das Thermometer ſinkt mit jedem Morgen tiefer, aber

noch immer ist es möglich, im Freien zu arbeiten. Mein Atelier habe ich auf der Stadtmauer aufgeschlagen, weil ich hier am wenigsten von Neugierigen betheiligt werde. Nur eine vier Fuß lange, grün und roth gefleckte Schlange leistet mir heute Gesellschaft. Die Kälte hatte die Bewegungen des sonst so regen Geschöpfes verlangsamt; es schlich schwerfällig an meinem Malerstuhl vorbei an einen sonnenhellen Fleck der Mauer. Nach vollendeter Arbeit stattete ich dem benachbarten Tempel der Göttin der Barmherzigkeit einen Besuch ab und bewunderte den Reichthum seiner Ausstattung an Gold und Marmor. Minder ansprechend war der Eindruck eines nahe gelegenen Lama-Tempels mit seinen gelben Bonzen. Die frommen Brüder gingen mir mit einer solchen Zudringlichkeit zu Leibe, daß ich froh war, ihren Betteleien zu entkommen. Gern hätte ich in der Straße, wo ausschließlich Curiositäten der chinesischen Manufactur feilgeboten wurden, einige Ankäufe gemacht, allein die Preise waren nicht zu erschwingen; da Regenwetter ausbrach, betrachtete ich dieses als einen willkommenen Vorwand, die Unterhandlungen abzubrechen und in das Gesandtschaftshotel zurückzukehren.

Am 6. November hatte ein Orkan in der Nacht die Regenwolken verscheucht, allein das Thermometer war gleichzeitig unter Null gesunken und der Hof mit Glatteis bedeckt. Zwar ließ ich mich zu einem Ausfluge nach dem Observatorium verleiten, um meine, von dort aus aufgenommene Ansicht der Stadt zu vollenden, allein ich mußte die Arbeit noch vor dem letzten Pinselstrich unterbrechen. Meine Hände und Füße erstarrten; ich flüchtete Zähne klappernd nach Hause. Die Sprachstudien, welche ich jetzt unter-

nahm, kann ich nur für einen Akt der Verzweiflung ausgeben. So freundlich der Sprachmeister des Gesandten mich unterstützt: diese vermaledeite Schrift und Sprache haftet nicht in meinem Gedächtniß. Schon ihre zweihundert und neun und vierzig Ursignaturen, aus denen nach und nach an 80,000 Schriftzeichen oder Figuren zusammengeschnörkelt worden sind, verursacht mir Schwindel. Wer 12,000 derselben inne hat, gehört zu den Notabilitäten der Gelehrsamkeit; aber mit 2000 kann der gebildete Chinese seinen ganzen Ideenkreis zu Papier bringen. Mein gütiger Wirth Sir Frederic läßt es an nichts fehlen, mir das Leben zu erleichtern. Rührt ihn mein Malerfleiß oder mein unzureichender Ortssinn: um meinen Verirrungen in den Straßen von Peking vorzubeugen, hat er mir seinen Stadtplan, einen Bogen rothen Papiers, auf dem sein Namen in großen chinesischen Worten prangt, anvertraut. Dieses Document wird überall als Passepartout angesehen, man gestattet mir den Zutritt oder weist mich zurecht, wenn ich in die Irre gegangen bin. Erst nachdem ich erfahren habe, daß alle Hauptstraßen von Norden nach Süden und von Osten nach Westen streichen, finde ich mich besser zurecht. Erkundigt man sich in den Straßen nach dem Wege, so sagt der Chinese nie: „Geh' rechts! geh' links!“ sondern: „Geh' nach Süden, nach Norden, nach Osten, nach Westen!“

Bei Ankäufen auch der geringfügigsten Gegenstände werde ich regelmäßig übervortheilt. Grundsätzlich fordert der Chinese für jede Waare stets von einem Europäer den höchsten Preis. Wir gelten in seinen Augen für oberflächlich mit Civilisation gefirnißte oder lackirte Barbaren, die den Werth des Geldes noch nicht kennen und deshalb betrogen werden

müſſen. Der Kleinhandel in den Straßen der großen Hauptſtädte Europa's bedient ſich auch künſtlicher Hilfsmittel, um die Aufmerkſamkeit der Käufer zu erregen; die Detailliſten Pekings ſind indeß allen ihren Fachgenoſſen überlegen. Jeder Hauſirer oder fliegende Händler, und beſtände ſein Magazin auch nur in einem Korbe voll ſaurer Aepfel, führt irgend ein muſikaliſches Inſtrument mit ſich, durch deſſen Klänge er ſeine Ankunft anzeigt. Die beliebteſten Tonwerkzeuge ſind Trommeln, Schellen, Glocken, Triangel, Trompeten und Tamtams, andere echt aſiatiſche Marterwerkzeuge des Gehörs namentlich zu bezeichnen, bin ich außer Stande. In volkbelebten Straßen wird der kaufmänniſche Zweck tonkünſtleriſcher Uebungen meiſtens durch einen zu maſſenhaften Zuſammenfluß von Artiſten vereitelt. Die durch ein ununterbrochenes Enſemble jener Inſtrumente entſtehende „ſymphoniſche Dichtung" verhindert jeden Käufer, den Schmerzenslaut des einzelnen Händlers zu unterſcheiden.

Auf einer meiner letzten Promenaden wurde ich durch einen Auflauf überraſcht, der beinahe die etwas enge Paſſage verſperrte. Um den, vor der Thür ſeines Ladens ſtehenden Hauswirth hatte ſich eine Menge armen Volks verſammelt und begleitete ſeine lauten Wehklagen durch Beileidsbezeugungen. Da ich kräftig vorwärts drängte, machte man mir Platz, ich trat näher und erblickte neben dem Eingange eine, in Lumpen gehüllte Leiche. Spuren äußerer Gewalt fehlten, aber Mangel und Elend hatten an dem Körper größere Verheerungen angerichtet, als eine Mörderhand im Stande geweſen wäre. Der Unglückliche war am Abende vorher, bei der früh einbrechenden Dunkelheit ohne Wiſſen des Beſitzers in den Laden gekrochen und dort in der

Nacht Hungers gestorben. Am Morgen hatte man die Leiche gefunden. Anfangs begriff ich nicht die Aufregung des Hauswirths, da hier eine in China keineswegs ungewöhnliche Todesart vorlag, als ich später jedoch erfuhr, daß der Grundbesitzer in jedem solchen Falle nicht nur eine Geldstrafe an die Regierung zahlen, sondern auch die Kosten der Beerdigung tragen muß, verzieh ich ihm seine Lamentationen. Noch mißlicher wäre seine Lage gewesen, hätte ein Mord oder auch nur Selbstmord nachgewiesen werden können. Mindestens würde er zur ferneren Unterhaltung der Hinterbliebenen des Todten verurtheilt worden sein. Es kommt vor, daß Chinesen, nur um einen Akt der Rache auszuüben, sich in das Haus eines Feindes schleichen und dort entleiben. Das Gesetz macht den Eigenthümer auch verantwortlich, wenn sich ein Lebensüberdrüßiger vor sein Haus legt, und dort zu sterben anschickt. Entdeckt er ihn rechtzeitig, so sucht er ihn durch das Angebot einer kleinen Geldsumme auf andere Gedanken zu bringen und in die Nachbarschaft zu schicken.

Im Innern der Stadt ist jedes zehnte Haus, wie bei uns ein Bierlokal, eine Restauration. Wie das Proletariat sich beköstigt, habe ich schon beschrieben, aber die Beschränktheit der Wohnungen und die Benutzung aller Räume zu industriellen Zwecken, zwingt meistens auch den Mittelstand, seine Nahrung außer dem Hause zu suchen. Dem Pariser ähnlich, dinirt der Einwohner von Peking gern bei einem Restaurant. In den feineren Speisehäusern so gut, wie in den gewöhnlicheren, habe ich oft zahlreiche Familien getroffen, die rasch ihr Mittagsmahl einnahmen und dann wieder in das Geschäft zurückeilten. Trotz meiner geringfügigen Sprachkenntnisse schließe ich mich gern solchen Kreisen

an und niemals hat man mein Entgegenkommen abgelehnt. Sehr auffallend war mir, daß dieſe Familien, Alt und Jung, Groß und Klein, ſtets vor den Schaufenſtern von Läden verweilten, wo die frechſten Photographieen nach lebenden Gruppen ausgeſtellt waren. Dieſe Schmutzbilder werden für den Verkauf in den großen chineſiſchen Städten eigends in Paris fabricirt und repräſentiren ohne andere Concurrenz die Höhe der europäiſchen Kunſtentwicklung. Dürfen wir uns wundern, wenn der denkende Chineſe über unſere Ethik und Aeſthetik nur mit äußerſter Verachtung ſpricht?

Man lernt täglich etwas Neues. Einer meiner flüchtigen Speiſehaus-Bekannten führte mich in den Hof ſeines Häuschens, und zeigte mir mit triumphirendem Lächeln ſeine neu eingerichtete Gebetmühle. Der religiöſe Apparat ſtand auf einer vergoldeten Stange, und das vielfarbige Rädchen drehte bei dem friſchen Herbſtwinde wacker die mit Gebeten beklebte Walze. Auf dem Geſicht des Gebetmüllers lag das ſelige Bewußtſein, ein der chineſiſchen Gottheit wohlgefälliges Werk verrichtet zu haben. Demſelben Privatmanne verdanke ich auch die Erklärung eines akuſtiſchen Phänomens, über das ich mir in Peking oft vergebens den Kopf zerbrochen hatte. Die Taubenſchwärme, wenn ſie ſich in der Luft umhertummelten, ſtießen dabei ein ſeltſames pfeifendes Geräuſch aus, das ich mit der Natur dieſes ſchweigſamen Geflügels nicht zu vereinbaren vermochte. Nachdem ich mich mit meinem Chineſen durch Gebehrdenſpiel verſtändigt, erſuchte er mich, mit ihm auf ſeinen Taubenſchlag zu klettern und zog mit flinker Hand einen ſtattlichen Täuberich hervor. Jetzt war mir Alles klar. Um doch ein neues unerquickliches Getön hervorzubringen, war an dem Vogel eine kleine Pfeife ober-

halb der Schwanzfedern befestigt, auf welchem der Luftzug beim Fluge jenes Geräusch hervorbrachte.

Am 8. November begab ich mich nach dem Tempel der Agricultur, wo der Kaiser jährlich einmal zu Ehren des Landbaus mit dem Pfluge eine Furche zieht, wie sich meine Leser aus Gozzi's und Schillers „Turandot" errinnern werden, und vollendete eine frühere Aquarelle. Auf dem Heimwege begünstigte mich das Glück; ein chinesischer Hochzeitszug kam mir entgegen. Ich trat in einen Theeladen, wurde von dem Eigenthümer sehr höflich empfangen, zum Sitzen genöthigt, und ließ die Prozession gemächlich vorbei defiliren. Der Hochzeitsvater mußte ein bemittelter, wenn nicht reicher Mann sein, denn an die Ausstattung des Zuges war viel verwandt worden. Bei seiner, durch den lebhaften Straßenverkehr gebotenen geringen Breite, dauerte es eine Viertelstunde, ehe die letzten Gäste an mir vorüberzogen. Eine Doppelreihe von Kulis schritt voran, und schwenkte rothe und weiße, vergoldete, und mit einem grünen Drachen bemalte Fahnen, dann erschien ein Orchester von Pfeifern, Gong- und Trommelschlägern; die Braut folgte. Sie saß in einem prachtvollen, mit Gold, Silber, Spiegelglas, Glöckchen und Laternen ausgeschmückten, vielfarbig bemalten Hochzeitspalankin, und blickte aus ihren geschlitzten Aeuglein über das kaum bemerkbare Stumpfnäschen hinweg, fröhlich in die Welt hinein. Der Bräutigam befand sich nicht im Zuge. Nach vollendeten Heirathsfeierlichkeiten im Hause der Schwiegereltern, führt er die Neuvermählte in den Palankin, verschließt die Thür und eilt nach Hause. Hält der Zug vor demselben, so erscheint er mit dem Schlüssel in der Hand, öffnet den Palankin und führt die junge Gattin

in ihre Wohnung. Hinter dem von acht Kulis getragenen Palankin der Braut wurde die Mutter, aber nur von vier Kulis getragen.

Als ich im Geſandſchaftshotel anlangte, war eine halbe Stunde vorher Herr Karl Bismarck von Tientſin eingetroffen. Wir füllten die übrige Zeit des Tages mit Spaziergängen aus, ſpeiſten bei einem eleganten Reſtaurant und trafen die nöthigen Vorkehrungen zu einem Ausfluge nach Yuan-ming-Yuan, den kaiſerlichen Sommerpaläſten, für den nächſten Morgen. Die Weite und Schlechtigkeit des Weges ließ es unbillig erſcheinen, ſich mit der Bitte um Reitpferde an Sir Frederic zu wenden, obwohl er ſie nicht abgeſchlagen hätte; wir wandten uns an einen Roſſetäuſcher und mietheten einige mongoliſche Gäule, bei deren Bösartigkeit wir allerdings auf die verſchiedenartigſten equeſtriſchen Wechſelfälle gefaßt ſein mußten. Am 9. November, Morgens ſieben Uhr, brachen wir auf. Die Kälte war ſchneidend, unſere Hände erſtarrten an den Zügeln, unſere Füße an den Steigbügeln; ohne Herrn Bismarck, der dem Reitknechte in chineſiſcher Sprache gebot, Letztere mit Stroh zu umwickeln, wäre ich umgekehrt. Erſt die ſteigende Sonne erwärmte uns ein wenig. Wir ritten durch eine Menge Dörfer und eine ziemlich große Stadt, und erreichten Mittags halb zwölf Uhr die kaiſerliche Sommerfriſche. So viel ſich noch ermeſſen ließ, war ſie ein Inbegriff alles Phantaſtiſchen und Myſteriöſen, was Baukunſt und Landſchaftsgärtnerei aus Porzellan-Pagoden, Kiosks, Bronzeſtatuen, Marmorbrücken und Pflanzen-Combinationen zu ſchaffen vermögen. Die Vegetation hatte ſchon durch die vorgerückte Jahreszeit gelitten und der größte Theil der Prachtbauten war vor drei Jahren (1860)

) die barbarische französische und englische Soldateska
ört worden, doch machte die von klaren Wasserstreifen
kleinen Seen belebte Hügellandschaft, welche die male-
:n Contouren des Mongolen-Gebirges harmonisch ab-
zten, noch immer einen hochpoetischen Totaleindruck. Ent-
nd ist die Rundsicht von dem höchsten Punkte, einem
el, den ein großer Sommerpalast krönt. Ein Theil des-
n hat der Zerstörungslust der europäischen Vandalen
)tzt, aber an vielen Orten ist kein Stein auf dem An-
geblieben. Man verdummt vor dieser brutalen Freude
Ruin von zierlichen Werken der fleißigen Menschenhand,
ı man unter muthwillig zerschmetterten Marmortreppen
Brücken, umgestürzten Götzenbildern und verwüsteten
)häusern umherwandelt. Offenbar sind die gelb glasirten
hziegeln abgerissen und absichtlich mit den Absätzen zer-
n oder den Flintenkolben zerstampft. Weite Strecken
en im Sonnenglanze Feldern von Goldsand. Nur zwei,
ı ich nicht irre, aus Banca-Zinn gegossene, auf hohen
:mor-Piedestalen stehende colossale Löwen, waren der
h der Eroberer unzugänglich geblieben, und bewachten
heute am Eingange die Ruinen des Sommerpalastes
s kaiserlichen Gebieters. Wir hielten uns nur zwei
nden auf, denn es war grimmig kalt und der vom Mon-
ıgebirge wehende Wind hatte alle stehenden Gewässer
einer dünnen Eisschicht überzogen. Unserer Abenteuer
den Mongolenkleppern sei nur beiläufig Erwähnung ge-
. In einem langen Gange des kaiserlichen Gartens nahm
Schimmel das Gebiß auf die Zähne und Reißaus, um
später über seinen Kopf weg hart vor einem dichten Ge-
ı in den Sand zu setzen. Um fünf Uhr Nachmittags

waren wir wieder in Peking, aber acht Stunden hindurch im Sattel geblieben. Unterwegs hatte ſich uns ein Chineſe aus den beſſeren Klaſſen angeſchloſſen, mit dem Herr Bismarck ein lebhaftes Geſpräch anknüpfte. Der Reiſegefährte beſaß in der Gegend eine ausgebreitete Bekanntſchaft und ſtieg regelmäßig vom Pferde, ſo oft ihm ein Freund begegnete, um der Etikette gemäß ihm parterre ſeine Ehrfurchtsbezeugungen zu erweiſen. Da der Freund dieſelben ſtets gewiſſenhaft erwiederte und dadurch viel Aufenthalt entſtand, wurden unſere Klepper noch ſtörriſcher als zuvor, und Herr Bismarck, der den ſeinigen durch europäiſche Reiterkünſte ſanfter ſtimmen wollte, that einen bedenklichen Sturz, und beſchädigte ſich im Geſicht und an den Händen. Wir griffen zum Kantſchu und ließen den überhöflichen Chineſen hinter uns, der natürlich nicht zögerte, nochmals abzuſteigen und uns aus der Ferne feierlich Lebewohl zu ſagen. Nicht weit von der Stadtmauer führte mich Herr Bismarck in einen Tempel, wo uns die Bonzen gegen ein Trinkgeld die größte Glocke des Kaiſerreichs zeigten. Das Ungeheuer beſitzt einen Umfang von 33 engliſchen Fuß. Es war fünf Uhr, als ich im Hotel anlangte. Nach den Strapazen des Tages genoß ich eine erquickliche Nachtruhe und wurde nur zu frühe durch ein, aus den Dienerwohnungen über den Hof erſchallendes Jammergeſchrei erweckt. Ein chineſiſcher Diener hatte die Ofenklappe zu frühe geſchloſſen und war in ſeiner Kammer am Kohlendampf erſtickt. Nun höre man, wie der engliſche Geſandte ſich benahm! Auf ſeine Koſten wurde ein Sarg herbeigeſchafft und die Familie des Verſtorbenen citirt, welche vom Haushofmeiſter 20 Dollars Schmerzensgeld erhielt. Zugleich wurde aber im Bedientenviertel ein Plakat an die Hofmauer

geklebt des Inhalts, daß der Geſandte dem Verſtorbenen ſeine Unvorſichtigkeit verzeihe, ſich aber gemüßigt ſähe, jeden Nachfolger ſtrenger zu behandeln.

Wer die Klappe wieder zu frühe ſchlöſſe, hätte es ſich ſelber zuzuſchreiben, wenn er weder einen Sarg, noch eine Unterſtützung für die Hinterbliebenen erhielte! Ich bedaure von ganzem Herzen mit dem liebenswürdigen und geiſtvollen Bismarck ſo ſpät zuſammengetroffen zu ſein. Er beſitzt die Ortskenntniß eines Eingeborenen und führt mich an Orte, von deren Vorhandenſein ich keine Ahnung hatte. So beſichtigten wir im nördlichen Theile Pekings einen, anderthalb Meilen vom Hotel entfernten Buddhatempel und darin das 75 Fuß hohe, 25 Fuß breite, aus Holz geſchnitzte Standbild des Götzen, und tummelten uns unverdroſſen unter den zahlreichen Bonzen und Schweinen umher, die gemeinſchaftlich den Tempel bewohnten. Auch dem freundlich gelegenen Kirchhof der ruſſiſchen Miſſion und den Gräbern der am 18. September 1860 ermordeten ſechs Europäer wurde ein kurzer Beſuch abgeſtattet, der uns nur durch den Ueberfall einer Horde von Bettlern aller Lebensalter verleidet wurde. Um ſich zu erwärmen, überſchlugen ſich die unbekleideten Kinder fortwährend, wobei ſie zuweilen in eine Pfütze taumelten und das dünne Eis derſelben durchbrachen. Auf einem Thore zeigte mir Herr Bismarck eine Reihe gemalter Kanonenmündungen in den Schießſcharten; mit unbewaffnetem Auge hatte ich bisher wirkliche Geſchütze dahinter vermuthet.

Sir Frederic war heute bei Tiſch in beſonders heiterer Laune, er erzählte mit vielem Humor von mancherlei Verlegenheiten, die ihm ſeine undeutliche Handſchrift bereitet. Er hatte z. B. vor Jahr und Tag an eine berühmte Firma

der Havannah geschrieben und sich für 200 Pf. Sterling der feinsten Cigarren ausgebeten. Die Firma schickte für 600 Pf. Sterling und der Gesandte mußte bezahlen, da die Zahl mehr Aehnlichkeit mit einer Sechs, als einer Zwei besaß. Vor mehreren Monaten hatte er für 600 Frcs. Trüffeln in Paris bestellt, aber unter Hinzufügung der Entschuldigung: es sei schwer gewesen, in so kurzer Zeit die nöthige Quantität in gutem Zustande herbeizuschaffen, deren für 6000 Frcs. erhalten. „Sie werden erklärlich finden, daß bei keiner Mahlzeit Trüffeln fehlen!" schloß der Bericht Sir Frederics. Nach dem Dessert verabschiedete sich Kapitän Osborne, um mit seinen acht Schiffen nach England zurückzukehren. Der tapfere Seemann hat sich dem Gedächtniß der chinesischen Piraten für immer eingeprägt. Auf seinem Schiffsregister stehen mehr als zweihundert Dschunken, die er in den Grund gebohrt, oder nach Gefangennahme der Mannschaft in Brand gesteckt.

Um auch die Zuckerbäckerkünste von Peking kennen zu lernen, führte mich Herr Bismarck zu dem ersten Conditor des Orts, dem Kranzler von Peking. Unserem europäischen Geschmack sagten die candirten Früchte und feinen Säfte am meisten zu; wir gehörten nicht zu den passionirten Kuchenfreunden. Um meinem Gastfreunde in Tientsin eine kleine Artigkeit zu erweisen, kaufte ich zugleich ein Dutzend mit den erlesensten Früchten gefüllter Flaschen und ließ sie durch einen Kuli in das Hotel tragen. Mit einem Antiquare konnte ich nicht Handels eins werden, so eifrig Bismarck intervenirte. Von einem anderen Bibliothekar hatte ich irgend ein altes Buch verlangt, und der schlaue Händler pries mir als Unicum eine, von Würmern zerfressene Scharteke an, die vor 8000 (!)

Jahren gedruckt ſein ſollte. Er mochte dieſe Koſtbarkeit ſchon lange auf dem Lager haben, denn er empfahl mir den morſchen Fascikel mit einer Leidenſchaftlichkeit, die mich vielleicht zu Fall gebracht und um zehn Dollars ärmer gemacht hätte. Nur die verſtohlenen Winke Bismarcks belehrten mich eines Beſſern, aber wie dem Zudringlichen entrinnen? Ruhig legte ich das Heft nach einiger Prüfung des Inhalts auf den Tiſch und bat meinen Begleiter, dem Verkäufer zu ſagen: ich würde es gern behalten, aber es ſei mir nicht alt genug! Dem Chineſen blieb der Schrei des Entſetzens im Schlunde ſtecken; wir entfernten uns mit feierlichen Schritten. Ein ſolcher Antiquitäten-Liebhaber mochte ihm in Praxi noch nicht vorgekommen ſein. Der liebenswürdige Landsmann veranlaßte mich ferner zu einem Beſuche in Dr. Lockhardts Heilanſtalt. Der ehrwürdige Herr iſt ſeines Zeichens Miſſionär und beſchäftigt ſich nur nebenbei mit der Heilwiſſenſchaft. Eine Kritik derſelben mag den Männern von Fach anheimgeſtellt bleiben: ich beſchränke mich auf eine Beſchreibung ſeiner Fixkurmethode. Ich fand das Vorzimmer Mr. Lockhardts voller lahmer, blinder und tauber Chineſen, anderer Uebel und Gebrechen gar nicht zu gedenken. Für alle dieſe Leiden gab es nur eine Arznei. Die krankhafte Stelle wurde zuerſt mit gelber Farbe angemalt, dann erhielt der Patient eine Handvoll Pillen, die er gleich vor den Augen des Wunderdoctors zu ſich nehmen mußte. Von der Wirkſamkeit ſeiner Medicamente war Mr. Lockhardt felſenfeſt überzeugt. Von ſeiner zahnärztlichen Geſchicklichkeit bin ich weniger erbaut. Ich wollte die Gelegenheit benutzen, mich von meinem Quälgeiſt, einem hohlen Zahne, zu befreien, aber Se. Hochwürden brachen in der Haſt die

Krone auf den erſten Ruck ab und gruben dann eine Stunde lang, während deren ich von zehn Kulis, ſeinen Aſſiſtenten, an Armen und Beinen, Kopf und Kragen feſtgehalten wurde, an der Wurzel umher, die endlich in einzelnen Stücken zu Tage kam. Das Perſonal im Geſandtſchaftshotel ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen, als ich mit bombenartig angeſchwollenem Geſichte am Theetiſche erſchien.

XXIII.

Aquarelle für Zahn. Schlauberger's Diener. Abgelohnt. Mistreß Reynolds. Kutscherwechsel. Tartarus, Inferno und Ausspannung. Segelkarren. Ein umgefahrenes Haus. Mongolische Miethsklepper. Nach Chialin. Die Stinkpots bei Taku.

Das Wetter verschlechtert sich mit jedem Tage und ein anhaltender stürmischer Wind gestattet mir nicht, unter freiem Himmel zu arbeiten. So gleichgültig es mir ist, im Gesicht und an den Händen schwarz, wie ein Schornsteinfeger nach Hause zurückzukehren, der klebrige dunkle Staub, der an jedem frischen Pinselstrich haftet, verdirbt alle neuerdings angefangenen Aquarellen. Auch der Ueberlandweg von Peking nach Tientsin muß reiflich in Erwägung gezogen werden. Nach meiner Bekanntschaft mit der Landstraße kann der Weg bei anhaltendem gelindem Frost unfahrbar werden. Die Kräfte zweier Pferde reichen gewiß nicht aus, den durch die Eiskruste bis an die Achse in den Schlamm gesunkenen Karren tausendmal an einem Tage wieder herauszuziehen. Mein Plan, bald möglichst die Rückreise anzutreten, sollte durch Dr. Lockhardt, den als Zahnbrecher dilettirenden Missionär, vereitelt werden. In Verlegenheit, ihm, dem frommen Diener der Kirche, ein

Honorar für ärztliche Leistungen anzubieten, so elend sie gewesen sein mochten, stammelte ich bei meinem Abschiedsbesuch einige Worte der Erkenntlichkeit, doch war Dr. Lockhardt nicht der Mann, sich damit zu begnügen. Keineswegs geneigt, dem Laster der Undankbarkeit Vorschub zu leisten, erklärte er, durch die Zeichnung eines gewissen Theiles der Stadt sattsam für seine Bemühungen belohnt zu werden; es blieb mir also nichts übrig, als einen Tag zu opfern, und bei einem eisigen Winde, der mich mit neuen Zahnschmerzen bedrohte, die Zeichnung für den bescheidenen Priester anzufertigen. Wenn mich das Geständniß nicht schändet, will ich bekennen, niemals ein Blatt so gleichgültig und nachlässig ausgeführt zu haben.

Einmal dieser Verpflichtung ledig, ging in an das mühselige Geschäft, meine Koffer zu packen. Auf Schlaubergers, meines chinesischen Dieners Hilfe, war nicht zu rechnen; ich suchte ihn sogar Taschen- und Kofferdiebstahls halber fern zu halten. Nur meiner einfältigen Gutmüthigkeit habe ich es zuzuschreiben, wenn mir der heillose Kerl in den letzten Tagen über den Kopf gewachsen ist. Ueberdrüssig, meine Kleider zu reinigen und die Stiefel zu putzen, hält er sich dazu einen Kuli, der mir bei der wahrscheinlich schlechten Bezahlung seines Gebieters, nicht vom Leibe geht, und um „Backschisch" bettelt. Der unaufhörlichen Prellereien Schlaubergers müde, beschloß ich, ihn vor Verschluß meiner Koffer abzulohnen. Zu zahlen hatte ich nichts mehr, da er bereits für anderthalb Wochen Vorschuß empfangen. Diesen ließ ich ihm und fügte sogar noch ein kleines Geschenk hinzu. Dessenungeachtet bettelte der Kerl um Backschisch und dann noch um 50 Cash zu einer Pfeife

Opium. Es war unmöglich, ihn aus dem Zimmer zu entfernen, die offenen Koffer und die auf dem Tisch umherliegenden zum Theil werthvollen Gegenstände waren für ihn zu verführerisch. Jetzt ging ich an die Emballage jenes Dutzends Porzellankrucken, in denen die feinsten eingemachten Früchte enthalten waren, die ich, um meinem gütigen Gastfreunde in Tientsin eine kleine Aufmerksamkeit zu erweisen, bei dem ersten Conditor in Peking gekauft hatte. Ich befahl Schlauberger, die Krucken aus einem Wandschrank mir zuzureichen und dann das Gemach zu verlassen. Zu meinem Befremden trat der Kerl, ohne meinem Befehl zu gehorsamen, sogleich den Rückzug an. Der Paß wurde ihm indessen verlegt; ich drängte ihn gegen das Fenster und griff selber nach den Krucken. Sie waren sämmtlich leer; der Schlecker hatte den Inhalt bis auf die letzte Fruchtfaser verzehrt. Bei der geringsten Spur von Verlegenheit oder Scham wäre ihm seine Gefräßigkeit hingegangen, aber die freche Hohnlache des Buben, der die Dieberei für einen guten Witz zu halten schien, empörte mich aufs Aeußerste. In Ermangelung eines Säbels griff ich nach der Nilpferdpeitsche, welche mich auf meinen letzten Reittouren begleitet hatte und ging Schlauberger zu Leibe. Er wollte mir unter dem Arm durchschlüpfen, allein ich kam ihm zuvor und versetzte ihm mit Aufgebot aller meiner Kräfte einen regelrechten Schwadronhieb. Schlauberger warf sich zu Boden und stieß ein lautes Jammergeschrei aus, sprang jedoch, als ein Regenschauer von Kantschuhieben über ihn hereinbrach, geschwind wieder auf und rannte heulend davon. Zu meinem Troste machte sich der im Hofe beschäftigte Mongole, dem er stets ein Dorn im Auge ge-

wesen war, über ihn her und versetzte ihm, den Zopf festhaltend, mehrere Fußtritte, wie sie eben nur einem Mongolen zur Verfügung stehen.

Das Geschrei des Sträflings zog die Dienerschaft des Hauses herbei und ich benutzte gleich die Gelegenheit, um meinen Dank für geleistete Dienste auszusprechen und die Abschieds-Trinkgelder zu vertheilen. Mit ungeheuchelter Rührung trennte ich mich von Mistreß Reynolds, der dicken Köchin. Die würdige Frau hatte sich um mein Leibeswohl hochverdient gemacht; ihre Diners werden niemals aus meiner Erinnerung schwinden. Ein feierlicherer Act war die Verabschiedung von Sir Frederic und seinen jugendlichen Attachés. Der Aufenthalt in diesem Hause und einer Gesellschaft, die alle Bildung und den edlen Anstand Englands besaß, hat mich für sämmtliche, auf See im Kreise roher Kapitäne und Passagiere erlittenen Ungebührlichkeiten entschädigt. Am 11. November sagte ich den liebenswürdigen Gastfreunden für immer Lebewohl und bestieg den, vor dem Hotel harrenden „Todeskarren". Herr Karl Bismarck und ein junger Attaché gaben mir noch zwei Stunden weit zu Pferde das Geleit. Der Himmel mag wissen, wann ich dem freundlichen Landsmanne 'die mir erwiesenen Gefälligkeiten vergelten kann.

Die Gegenwart der beiden Herren mochte meinen Kutscher in Zaum gehalten haben, als sie ihm aus dem Gesicht entschwunden waren, entwickelte er plötzlich eine der unangenehmsten Eigenschaften, an der Rossebändiger zu leiden pflegen. Seiner gigantischen Statur nach ein geborener Raufbold, fing er mit einer Menge Passanten Streit an, und ging gleich zu Schimpfworten und Thät-

lichkeiten über. Für einen schlichten Deutschen ist es immer eine bedenkliche Aufgabe, die Streitigkeiten chinesischer Pferdeknechte schlichten zu müssen; ich machte gute Miene zum bösen Spiele. Zänkereien kommen bei der tief eingewurzelten Feigheit der ostasiatischen Völker selten vor, und mich belustigte dieser Wortwechsel, wie ich ihn noch nie erlebt. War der Frieden wieder hergestellt, so suchte mich der störrige Kutscher durch Geschichtserzählungen für meine Vermittelung zu belohnen. Ihrem Gange vermag ich nicht zu folgen, doch lerne ich immer einige neue Vocabeln, die ich aber schon in Tientsin nicht mehr verwerthen kann. Die Naturalverpflegung auf dem Rückwege flößt mir keine Besorgnisse mehr ein. Mistreß Reynolds hat hausmütterlich für mich gesorgt. Noch im Augenblicke des Scheidens brachte die gute Frau einen Kober voller gebratener Rebhühner, Zungen, Pickles nnd Brandy; eingedenk des Schlaubergerschen Appetits habe ich ihn sofort, wie eine Reisetasche, um die Schulter gehängt.

Die Eintheilung unserer Nachtlager ist eine andere, als auf der Hinreise nach Peking, aber ein Unterschied in der Einrichtung der Gasthäuser ist nicht zu bemerken. Sie sind immer dieselben schmutzigen und stinkigen Kabachen mit aufgemauerten Bettpritschen und ungeflickten Papierfenstern. Wäre ich den Peiho stromab gefahren, so hätte ich wohl diese Unbequemlichkeiten gemieden, bei den Krümmungen des Flusses aber beinahe fünf kostbare Tage verloren. Gelegenheit zu Kutscherbekanntschaften wird mir häufig geboten.

Sobald nämlich ein Gespann das andere einholt, ist es Brauch der Fuhrleute nach Austausch der weitläufigen

Begrüßungs-Ceremonien, nun auch ihre Sitze auf der Gabeldeichsel und die Lenkung der Pferde zu wechseln. Ohne den Fahrgast zu fragen, nimmt der fremde Kutscher neben ihm Platz und knüpft sogleich eine vertrauliche Unterhaltung an. Mehrmals wurden mir von den galanten Herren angebissene Aepfel oder brennende Tabakspfeifen angeboten, die ich regelmäßig mit tiefgefühltem Dank zurückwies. Verriethen sie Spuren von Empfindlichkeit über die Ablehnung dieser Artigkeiten, so stellte das Geschenk einer Cigarre ihre gute Laune schnell wieder her. Der Uebersiedelung des Ungeziefers, mit dem sie bedeckt waren, konnte ich mich leider nicht mit gleicher Leichtigkeit erwehren. Mit untergeschagenen Beinen sitzen wir einander so nahe, daß die Colonisation der kleinen Kriechthiere rasch und ungehindert vor sich gehen kann. Die Dichter des Alterthums haben sich über die Schrecken des Tartarus ebenso ausführlich verbreitet, wie Dante über die Gräuelscenen der christlichen Hölle, aber in den Schilderungen Beider vermisse ich das Bild des deutschen Reisenden, der Abends in einer chinesischen Ausspannung angelangt, seine geräderten Glieder auf der geheizten Steinpritsche ausstreckt, hier vor einer eiskalten Kachel zurückschaudert, dort sich an einer glühend heißen Stelle verbrennt, trotz des Getuschels am Papierfenster, nachdem er das qualmende Talglicht ausgeblasen, endlich in einen unruhigen Schlummer verfällt, plötzlich aber von naschhaften Kerbthieren angezapft, entsetzt von der Folterbank aufspringt, sich aller Kleidungsstücke entledigt und wie irrsinnig in der Höhle umhertobt.

Ich verschone meine Landsleute mit einer ausführlichen Beschreibung des ersten Nachtquartiers auf der Rückkehr

von Peking nach Tientsin. Die Qualen desselben hatten bei der früh hereinbrechenden Dunkelheit der Herbstabende schon um halb acht Uhr begonnen, aber erst eine Stunde nach Mitternacht hatte ich meine Fassung so weit wieder errungen, um zu Gunsten der Gastwirthschaft selbst einige Milderungsgründe beizubringen. Möglichst ruhig setzte ich mir auseinander, die Gründung dieser Kneipe könne vielleicht bis in die ersten Jahrhunderte nach Christi Geburt hinaufreichen, und schon ein Zeitgenosse des Attila auf der, über die Pritsche gebreiteten Strohmatte geschlafen haben; die älteren Anrechte der darin hausenden Insecten-Bevölkerung seien daher zu respectiren. Ich hüllte mich wieder in meine Kleider und wandelte bis drei Uhr in dem kleinen Hofe umher. Bis zum Tode erschöpft, schlummerte ich dann noch eine halbe Stunde, wurde aber gegen vier Uhr schon von meinem Kutscher geweckt. Der schlechten Wege halber trieb er, um das nächste Quartier noch rechtzeitig zu erreichen, so frühe zum Aufbruch. Es war bitterkalt und sternenklar, um so unheimlicher wirkte der Leichengeruch, den der Nachtwind uns von benachbarten Gräberstätten entgegentrieb. Der Kutscher bemühte sich wieder, mich durch Fortsetzung seiner gestrigen Erzählungen zu zerstreuen, doch sprach er heute viel lauter. Er mochte mich, da ich meistens nur durch Kopfnicken geantwortet, für harthörig halten. Auch heute setzte ich meine Kutscherbekanntschaften fort, und kam nach einer vierzehnstündigen Fahrt an Gräbern und offenen Särgen vorbei, bald nach Sonnenuntergang, betäubt von dem wirren Geschwätz der Barbaren, in der Herberge an. Seit sechs und dreißig Stunden habe ich keinen Europäer mehr gesehen. Die grundlosen Wege

hatten die Karrenfahrt doppelt unerträglich gemacht. Dreimal mußten wir queer durch kleine Flüsse fahren, in deren Lehmgrund die schweren Karrenräder bis an die Achse versanken und das trübe Wasser unsere Füße benetzte. Wegebau-Commissionen mögen in China nicht existiren!

Um über die Schwierigkeiten der Straßen leichter hinwegzukommen, bedienen sich die Führer von Schiebkarren des eigenthümlichen Hilfsmittels der Mattensegel, und wirkich scheint der Wind bei leichten Fahrzeugen ausreichende Kraft zu besitzen, den Karren rascher von der Stelle zu bringen. Vor einem freistehenden Thor- oder Triumphbogen hielt ich eine Viertelstunde und skizzirte ihn flüchtig. Zwei fünfzehn Fuß hohe hölzerne Figuren veranlaßten mich besonders dazu. Beide mochten Teufel vorstellen, aber während der Eine sich mit einem Säbel gar grimmig gebehrdete, musicirte der Andere unter leutseligem Lächeln auf einer Guitarre. In dem nahen Tempel stand ein Hauptgott aus Bronze, wie eine Bruthenne von ihren Küchlein, umgeben von vielen kleinen Götzchen. In unserem heutigen Nachtquartier sah es etwas reinlicher aus, man war sogar auf ein warmes Abendessen eingerichtet, doch war auch der Betrag der Rechnung diesen Genüssen angemessen. Das Dokument habe ich gleichfalls aufbewahrt, und erfreue mich noch heute in Stunden der Erinnerung der zierlichen Schrift des chinesischen Wirthes. Wenn unsere Oberkellner die Rechnung möglichst flüchtig auf das Papier werfen und die einzelnen Posten gern in ein Pauschquantum zusammenziehen, befleißigt sich der Chinese einer wahrhaft kalligraphischen Ausführung. An den, oft aus zwanzig Haarstrichen gebildeten einzelnen Wörtern fehlt nicht ein Häkchen,

die Anfertigung der Rechnung von der Größe eines Thalerscheins konnte eine Stunde gedauert haben. Am 13. November brachen wir um fünf Uhr Morgens wieder auf und erreichten Nachmittags noch bei guter Zeit Tientsin.

Wäre ich abergläubisch; unser Einzug hätte mir für eine üble Vorbedeutung gelten können. Mein Kutscher, der seit Tagesanbruch wenig Gelegenheit gefunden hatte, seiner Händelsucht Luft zu machen, suchte in der Vorstadt einiges Aufsehen zu erregen, und fuhr ein kleines Haus um. Wäre ihm dieses Attentat auf den befestigten Grundbesitz von Tientsin ungestraft hingegangen, er hätte von den wuchtigen Karrenrädern noch weiteren Mißbrauch gemacht und die ganze Straßenfront von Kartenhäusern über den Haufen gefahren, allein der Hausherr, die Miether und alle Nachbarn, fielen über uns her, und überschütteten den Freund des Umsturzes mit bittern Vorwürfen. Man forderte von mir Bezahlung des übergefahrenen Hauses? Nach Abrechnung des Werthes der Baustelle, für die ich nicht verantwortlich gemacht werden konnte, hätte sich die Entschädigungssumme wohl noch erschwingen lassen, denn die Trümmer des Gebäudes glichen nur einem Haufen übereinander geworfener Bettschirme, allein rechtzeitig überfiel mich der Argwohn, das kleine Haus könne auf Speculation so weit aus der Straßenflucht hervorgerückt sein, um dem Besitzer zuweilen eine Extra-Einnahme zu verschaffen; ich verweigerte jegliche Zahlung. Der Wortwechsel mit dem Kutscher dauerte noch an zehn Minuten, dann ließ man uns passiren und kurz vor Sonnenuntergang hielt der Karren vor dem Hause des Herrn Stammann.

Während meiner ersten Anwesenheit in Tientsin war

mir die Zeit nur spärlich zugemessen, jetzt bin ich genöthigt, den Abgang des Dampfers nach Shanghai hier abzuwarten, und gesonnen, das Versäumte nach Kräften nachzuholen. Gleich am nächsten Morgen (14. November) begünstigte die herrliche, nicht zu kalte Witterung meinen ersten malerischen Ausflug. Schnell war eine Ansicht der Stadt zu Papier gebracht, und Nachmittags ein Spazierritt mit zwei Deutschen unternommen, der leicht traurige Folgen hätte haben können. Den mongolischen Miethsgäulen blieb unsere schülerhafte Reitkunst nicht lange verborgen. Nachdem dicht vor dem Thore erst der Braun und dann der Schimmel mit meinen Begleitern durchgegangen, fühlte sich auch mein Fuchs gedrungen, seinen Stallgenossen zu folgen. Ich verlor die Bügel, avancirte über den Sattelknopf auf den Hals der Mähre und flog endlich über ihren Kopf auf die Landstraße. In einiger Entfernung lagen die Landsleute; in dem tiefen Schmutz hatte Niemand Schaden genommen, nur mußten wir in der traurigsten Gestalt zu Fuß nach Tientsin zurückkehren. In den engen Straßen wurden wir eine willkommene Beute der Bettler, die, ohne unsern bejammernswerthen Zustand zu berücksichtigen, unser Mitleid zu erwecken suchten. Einige hatten unsere, in die Stadt zurücklaufenden Pferde erwischt und erbaten sich ein Trinkgeld, andere suchten unser Erbarmen zu erregen, indem sie ihre nackte Brust mit großen Mauersteinen so gewaltsam bearbeiteten, daß die Stöße blutige Spuren hinterließen. Gerade diese Bettler waren immer gesunde und robuste Personen, die ihren Lebensunterhalt mit geringer Mühe durch Arbeit hätten erwerben können.

Am Morgen des 15. November wurde mir der Mangel jedes Heizapparates in unserer Wohnung schmerzlich fühlbar. Der Aufenthalt im Freien war immer noch erträglicher. Sobald der Nebel sich etwas verzogen hatte, bepackte ich mich mit meinem Malerstuhl und sonstigen Utensilien, und nahm eine sehr malerische Straße mit mehreren Triumphbögen auf. Nach dem Tiffin stattete ich dem preußischen Consul, Herrn Alisch, einen Besuch ab. Der blaue Himmel und warme Sonnenschein forderten zu einem Spaziergange auf, und der Consul führte mich zu den nahe gelegenen Forts, die in der Geschichte des letzten Krieges und Tractatenabschlusses von Tientsin eine große Rolle gespielt hatten. Die Wälle sind durchweg von Schlamm aufgeworfen, ein Material, das der Beschießung stärkeren Widerstand als Mauern und andere solide Befestigungen entgegengesetzt haben soll. Beim Breschescheißen blieben die Kugeln in der zähen Masse stecken oder fuhren hindurch, ohne eine Oeffnung zu hinterlassen. Die Zahl der Gefallenen muß sehr beträchtlich gewesen sein: die Forts sind von einer Menge von Grabhügeln umgeben, unter denen die Soldaten der Engländer und Franzosen ruhen.

Für den 16. November war ich auf den Landsitz des Herrn Alisch nach Chialin (Tschialin) zu einem Diner geladen. Die Villa war eine Stunde von der Stadt entfernt, und es blieb mir, da es die ganze Nacht hindurch gestürmt und geregnet hatte, nichts anderes übrig, als mich eines Tragsessels zu bedienen, doch versanken selbst die acht handfesten Kulis, die abwechselnd den Palankin trugen, nicht selten tief in den Schlamm. An die Rückkehr nach Tientsin

war nicht zu denken: ich wäre in Nacht und Nebel sammt meinen Trägern in der chaotischen Masse zu Grunde gegangen. Ich blieb in der Villa des Consuls, aber auch an ruhigen Schlaf war nicht zu denken. Der Sturm drückte die kleinen blauen und gelben Fensterscheiben des Gemachs ein, und ich holte mir einen heftigen Schnupfen, der mir auch die letzten Stunden der Nachtruhe verdarb.

Am Morgen war die weite Fläche der Flußniederung, so weit das Auge reichte, in Schnee gehüllt, und ein scharfer Nordost trieb ein dichtes Gestöber der feinsten Flocken vor sich her. Dessenungeachtet traten meine acht Kulis an, und über Hals und Kopf kehrten wir mit unserem Palankin nach Tientsin zurück. Consul Alisch versichert mir, wir thäten wohl, stromabwärts nach Taku zu fahren, ehe der Fluß zufriert. Es sei sicherer, von dort aus den Abgang des Dampfers nach Shanghai abzuwarten. Meine Effekten waren rasch gepackt, nur mit klingender Münze war ich noch nicht ausreichend versehen. In der asiatischen Geschäftswelt wird meistens bis auf den letzten Augenblick gewartet. Erst im Moment der Abfahrt war es mir möglich, meine Papiere in Gold umzusetzen. Der Consul, den ich bis Shanghai begleiten werde, hatte ein geräumiges, mit vier und zwanzig Ruderern bemanntes Mandarinenboot gemiethet, und um vier Uhr fuhren wir nach der europäischen Ansiedelung den Fluß hinab. Wir sollen hier von der Abfahrtszeit des Steamers in Kenntniß gesetzt werden. Es stürmt gewaltig bei eisiger Kälte; die Flasche muß den gemüthlichen deutschen Ofen ersetzen. Obgleich man uns längst auf den Abgang des Dampfers vorbereitet hatte, traf doch erst am 19. November Vormittags

die briefliche Aufforderung des Capitäns ein, uns sofort an Bord zu begeben. Die Dienerschaft des Consuls brannte bei hellem lichten Tage ein Abschiedsfeuerwerk ab, und um halb zwei Uhr Mittags schifften wir uns nach dem zehn Meilen entfernten Taku ein. So rüstig unsere schlecht gekleideten Kulis ruderten, um sich zu erwärmen, erreichten wir den Ort unserer Bestimmung doch erst in den Mittagsstunden des nächsten Tages. Kurz vor Taku zeigte mir Herr Alisch die künstlich aufgeworfenen Hügel, auf welchen vor drei Jahren die Scheinbefestigungen der Chinesen gestanden hatten. Diese waren nichts weiter, als Decorationen aus Leinwand und Papier gewesen, die man zwischen Bambusstäben aufgehängt und mit Schießscharten nebst Kanonenmündungen bemalt hatte. Die einzige Armirung dieser Pseudo-Forts bestanden aus sogenannten „Stinkpots", mit denen man den Bajonettangriff der Engländer und Franzosen beantwortete. Die teuflische Mischung verbreitet einen scharfen betäubenden Dunst, der den Athem benimmt und das Auge zu brennend heißen Thränen reizt. Eine andere, noch abscheulichere Composition ist mit feuchtem Schießpulver angemacht und verbrennt langsam, indem die Stinkmasse verdampft.

Wir hatten uns beeilt, an Bord des Dampfers Gerard zu kommen, allein die Mühe war umsonst gewesen. Erst am Tage darauf sollte der „Gerard" die Anker lichten. Die Mannschaft des Steamers begleitete eben die Leiche des Lootsen Wingate zu ihrer letzten Ruhestatt. Der unglückliche Mensch, derselbe, welcher den Argus vergebens über die Barre der Peiho-Mündung zu bringen versucht hatte, war gestern sinnlos betrunken in die See gefallen

und todt herausgezogen worden. Kaum hatten wir uns ein wenig in unserer Kabine eingerichtet, als Herr Alisch die traurige Entdeckung machte, ein Korb mit zwölf Flaschen Champagner und eben so vielen feinen Medocs sei in unserem Mandarinenboot vergessen worden. Eine so wichtige Herzstärkung durfte nicht zurückbleiben. Der Diener, welcher mit uns die Abfahrt erwarten und erst dann zurückkehren sollte, wurde dem schwerfälligeren Boote der Kulis nachgeschickt, holte es wirklich mit seinem winzigen Schnellsegler ein, brachte aber um halb sieben Uhr Abends nur noch drei Flaschen Champagner zurück. Den Rest hatte die Bootsmannschaft für gute Prise erklärt und — ausgetrunken.

Im Verlaufe des Tages kamen noch fünf Passagiere an Bord, darunter drei französische Missionäre, mit denen ich schon in Peking flüchtige Bekanntschaft gemacht hatte, und am Theetisch wurde denn auch die Ursache der Verzögerung unserer Abfahrt nach Taku erörtert. Wieder ist es die ledige Barre, die uns, wie früher die Einfahrt, jetzt die Abfahrt erschwert. Sie besteht aus einer, mit Schlamm bedeckten Sandsteinbank und legt sich, gleich einem Schlagbaum, queer vor die Mündung des Peiho. Der Wasserstand hatte bei dem gestrigen Winde nur sieben Fuß betragen, bei dem heutigen Nordost war er um einen Fuß gestiegen; morgen hoffte der Capitän bei ausreichender Tiefe den „Gerard" glücklich über die Barre zu bringen. Wirklich wurden am 21. November mit steigender Fluth alle Vorkehrungen zur Abfahrt getroffen. Ein deutscher Lootse trat an das Steuerrad, und alle Passagiere, der zweite Platz war mit chinesischen Handelsleuten gefüllt,

legten mit Hand an, den Anker zu lichten. Die ſiameſiſchen und malayiſchen Matroſen ſind nur ein ſchwächlicher, ſchlaffer Menſchenſchlag. Nach einer halben Stunde lag die Mündung des Peiho hinter uns, doch ſollten wir abermals aufgehalten werden. Der Capitän eines, auf die links gelegene Sandbank gerannten amerikaniſchen Barkſchiffes kam an Bord und bot eine beträchtliche Summe, wenn der Dampfer ihn flott machen wollte. Unſer Capitän war nicht der Mann, ein ſo vortheilhaftes Anerbieten abzulehnen; der „Gerard" ging ſogleich ans Werk.

XXIV.

Ein Tag auf der Schlammbank. Die Swartow. Der Rhabarber-Reisende. Ein Laboratorium der Natur. Keine Spielkarten. Kein Schreibpapier. Concert von Rheinländern. Capitän und Matrose. Die Ningpo-Pagode. Das Nachtmahl der Bonzen.

Das Barkschiff war zwischen der Mündung des Peiho und der Barre links auf eine jener Bänke gerathen, welche Schlamm und Triebsand unaufhörlich, bald an dieser, bald an jener Stelle zusammenwirbeln, und saß seit drei Tagen fest. Die Bugsirtaue wurden angelegt und ohne erhebliche Anspannung der Dampfkraft des „Gerard" gelang es, den Nordamerikaner flott zu machen und demnächst auch über die Barre zu schleppen. Wir hielten uns schon für geborgen, als das Tau riß, das Barkschiff vom „Gerard" getrennt, dieser von einer heftigen Strömung ergriffen und südwärts getrieben wurde. Der Yankee nahm diese Gelegenheit wahr, unserem Capitän das Honorar für seine Mühewaltung schuldig zu bleiben, zog eilig so viel Leinen auf, als das Schiff tragen wollte und fuhr spornstreichs davon; der Capitän ließ ihn gewähren. Er war gewiß, das Geld von den Rhedern der Bark später einzutreiben.

Der deutsche Lootse war durch diesen Vorfall und die Strömungen unsicher geworden und fünf Minuten später rannte der Gerard" seinerseits mit äußerster Gewalt auf eine Schlammank. Eine grenzenlose Verwirrung entstand an Bord. Die Mannschaften und Passagiere liefen durcheinander, und erst nach längerer Zeit gelang es der Energie des Capitäns, erstere zur Subordination zurückzuführen, Letztere leidlich zu beruhigen. Es war zwölf Uhr Mittags, ziemlich stilles Wetter, also Aussicht vorhanden, den Dampfer noch vor Sonnenuntergang von der Bank abzubringen. Die Arbeit mit Wurfankern begann sogleich, und wir Reisenden legten eifrig mit Hand an, doch blieben alle unsere Anstrengungen vergebens. Die Anker hafteten nicht auf dem haltlosen Grunde, und statt den „Gerard" zu bewegen, zogen wir bei jedem Ruck die Anker näher an uns. Wir marterten uns die ganze Nacht hindurch ab, als aber am frühen Morgen des 22. November eine starke Brise aufsprang, und nach zwei Stunden in einen fliegenden Sturm mit Schneegestöber und Eisgraupen ausartete, wurde unsere Lage bedenklich. Das ziemlich große eiserne Schiff trieb immer weiter auf die Bank und schlug und stampfte bei einer kolossalen Schwere fürchterlich; der Bau zitterte und bebte in allen Rippen, endlich neigte er sich auf die linke Seite und der Wogenschwall brauste darüber hin. Schon am vorigen Tage hatte der Lootse uns auf das Hochwasser der Mitternachtstunde vertröstet, um zwölf Uhr Mittags durften wir abermals darauf rechnen. Wirklich brachte die steigende Fluth uns Rettung. Der rasch ausgeworfene Wurfanker haftete, das Schiff konnte gedreht werden, sein riesiger Leib richtete sich langsam wieder auf,

der Lootse und Capitän riefen jubelnd: „Der „Gerard“ ist gerettet“, und Zoll für Zoll arbeitete die Schiffsschraube den riesigen Eisenkasten durch die Sand- und Schlammmasse. Um ein Uhr Mittags ließen wir in drei Faden Wasser den Anker fallen, denn noch mußten wir auf Briefe und Passagiere warten, und den Wurfanker einholen, was bei der bewegten See einige Stunden Zeit kostete. Die Zeit wurde uns durch das von Shanghai kommende, nach Taku bestimmte Dampfschiff „Swartow“ verkürzt, welches sich mühselig und fast schon in sinkendem Zustande an dem „Gerard“ vorüberschleppte. Ein spanischer katholischer Geistlicher in schwarzem Ornat kam zu uns an Bord, und von ihm erfuhren wir, daß die arme Nußschale von dem Teifun, den wir in Tientsin erlebt, auf hoher See furchtbar mitgenommen worden sei. Um das leck gewordene Schifflein zu erleichtern, waren nicht nur der größte Theil der, in Thee bestehenden Ladung, sondern auch Passagiergüter und mehrere Kisten mit Zeitungen, Briefen und Büchern für Sir Frederic in Peking über Bord geworfen worden. Der geistliche Herr maß die Rettung des Schiffes aus so großer Bedrängniß zuversichtlich einer Betstunde bei, die er mitten auf Deck während des Orcans gehalten hatte. Nach seiner Behauptung hätte sich die Wuth des Sturmes sofort gelegt, als er die Gläubigen daran erinnert, sie möchten sich darauf vorbereiten, in wenigen Minuten vor dem himmlischen Richter zu stehen. Die „Swartow“ ist in einiger Entfernung von uns vor Anker gegangen, um das zum Passiren der Barre unentbehrliche Hochwasser abzuwarten; wir dampften um vier Uhr Nachmittags der unsicheren Ankerstelle halber eine Stunde weiter hinaus. Mehrere

Passagiere der „Swartow" ließen sich dadurch nicht abhalten, uns einen Besuch abzustatten und einigen Flaschen Cognac den Hals zu brechen. Von ihnen erfuhr ich, daß auf dem Vicomte Canning, dessen ich mich auf der Fahrt von Siam nach Hongkong bedient, vor acht Wochen wirklich die schadhafte Maschine zusammengestürzt sei. Einige Tage vorher hatte der Unglücksdampfer an der Küste von Formosa ein nordamerikanisches Barkschiff in den Grund gesegelt, ohne das Unglück — die Mannschaft war ertrunken — verschuldet zu haben. Der Nordamerikaner war in dem nächtlichen Dunkel ohne Laterne gesegelt. Der Ostwind hatte sich am Morgen des 23. November zwar etwas gelegt, doch war er uns contrair, die Fahrt also nicht angenehm. In der Nacht waren keine weiteren Unglücksfälle vorgefallen und der ungewohnte Zustand einiger Sicherheit fängt an mich zu beunruhigen, so vertraut bin ich nachgerade mit allen Wechselfällen des Seelebens geworden. Mir wird erst wieder leichter um's Herz, als der Capitän das Sinken des Barometers ankündigt, und einen abermaligen Sturm prophezeit. Die Majorität der Gerard-Passagiere, darunter die drei Missionäre, ist schon jetzt seekrank, besser halten sich die chinesischen Touristen. Einer derselben, unter den knauserigen Chinesen eine seltene Ausnahme, fährt erster Klasse, und geht durchweg mit dem Gelde splendider um, als seine Landsleute. Er ist auf der Insel Formosa ansässig, und wenn ich sein Pidjen Englisch richtig verstanden habe, Rhabarber- und Kampher-Reisender. Er hat das, uns Europäern unzugängliche innere China bereist, und überbietet an Lügen unseren vielbewährten Münchhausen. Nach seiner Angabe werden die Flüsse und

Kanäle im Innern des Landes von großen Raddampfern befahren, zuletzt gab er jedoch zu, er könne sich geirrt und schwimmende Reismühlen mit Schaufelrädern für Steamer gehalten haben. Porter und Grog trinkt er mit europäischer Geschmeidigkeit der Kehle.

Zwischen neun und elf Uhr passiren wir glücklich die Pitschili Bay und die Miau-Tau-Straße mit ihren kleinen, aber drohend schroffen Felseninseln, und erblicken die große Stadt Heang-Chau. Am Felsabhang erbaut, reicht sie bis dicht an's Meer herab; auf der benachbarten Insel Chau-Chau zeigte mir der Capitän die Gräber jener vierhundert Franzosen und Engländer, welche vor drei Jahren die Taku-Forts von der Seeseite hatten stürmen sollen, aber im Schlamm umgekommen waren. Die weißen Grabsteine konnten wir mit unbewaffnetem Auge deutlich erkennen. Unser Dampfer durchschneidet jetzt die Wogen des gelben Meeres, das seinen Namen mit vollem Recht trägt. Sein fortwährend stürmisch bewegtes Wasser gleicht einer Lehmtunke und sondert, in einem Glase aufgefangen, sehr bald einen beträchtlichen Niederschlag ab. Die Natur hat hier ein Laboratorium zur Bildung neuer Landstriche angelegt, und ist in voller Arbeit begriffen, die Tiefen des Oceans mit festen Bestandtheilen auszufüllen. Um halb vier Uhr Nachmittags kamen wir nach Chifou.

Wir warfen Anker, verweilten aber nur vierundzwanzig Stunden, um noch 30,000 Dollars, vier chinesische Passagiere und tausend Hühner nebst einigen Dutzend Hasen und großen Seefischen für Shanghai einzunehmen. Der Wind hat sich nach Westen gewandt, es regnet und um 3 Uhr stechen wir mit Segel- und Dampfkraft wieder in

See. Meinen bedauernswerthen Reisegefährten, nachdem sie das Reis-, Thee- und Opiumthema hinreichend variirt, wird die Zeit entsetzlich lang; ich empfehle ihnen eine Partie Whist, aber es ergiebt sich, daß erstens nur zwei der Herren das edle Spiel verstehen, und zweitens der „Gerard" keine Spielkarten „fährt". Ich muß die Herren ihrem Schicksal überlassen, sie kauern sich in der Kajüte zusammen, wie ein Volk durchnäßter Rebhühner; ich spitze meine Bleifeder und arbeite an meinen Aufzeichnungen. Das Schreibpapier war mir schon in Peking ausgegangen, und da dergleichen Waare in der Hauptstadt des himmlischen Reiches nicht käuflich zu haben war, bediene ich mich der in Seide gebundenen, aus alten Brieftaschen gerissenen Pergamenteinlagen zu Scripturen. Buddha wird sie lesbar erhalten!

Unter ungleich erfreulicheren Bedingungen, wie vor vier Wochen, kommt Weih-hei-Weih in Sicht, aber wir dampfen hochfahrend vorüber und passiren Abends 9 Uhr das Cap Chantung. Mit günstigem Winde legen wir zehntehalb Knoten in der Stunde zurück, der Vollmond erleuchtet taghell das Verdeck, und zur Feier des schönen Abends wird in der Kajüte starker Grog in bedenklichen Quantitäten getrunken. Der Rhabarber-Reisende von der Insel Formosa hat es auf die Missionäre abgesehen, aber: wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Der Ungläubige hatte die Fassungskraft und Leistungsfähigkeit der frommen Männer weit unterschätzt; als ich mein zweites Glas mischte, standen die Füße der malayischen Männer, die ihn in seine Koje tragen sollten, schon draußen. Am 25. November ging bei dicht bewölktem Himmel der Wind nach Süden herum, doch erheiterte sich der Himmel Nach-

mittags wieder, und wir beobachteten zwiſchen fünf bis ſechs Uhr Abends eine totale Mondfinſterniß. Der Chineſen bemächtigte ſich beim Anblick dieſes Schauſpiels tiefe Betrübniß. So viel ich zu ermitteln vermochte, ſchloſſen ſie daraus auf bevorſtehende Hungersnoth oder Kriegsgefahren, und beruhigten ſich erſt einigermaßen, als der Schatten unſeres Planeten die klare Mondſcheibe verlaſſen hatte. Ich erſuchte die Herren Miſſionäre, den unwiſſenden Menſchen den natürlichen Vorgang auseinanderzuſetzen, aber ſie zuckten lächelnd die Achſeln. Wir verwickelten uns bei dieſer Gelegenheit in ein längeres Geſpräch, und ich erfuhr von ihnen, daß ſie nur in der Eigenſchaft gerichtlicher Zeugen einen Beſuch in Peking abgeſtattet hätten. Es handelte ſich um die Verurtheilung eines eigenmächtigen Mandarinen, der vor Jahresfriſt einen Collegen der Miſſionäre und vier chineſiſche Chriſten hatte hinrichten laſſen. Der Miſſionär war nach vielen Mißhandlungen nackt mit dem Zopf an den Schweif eines Pferdes gebunden, durch die Stadt nach dem Richtplatze geſchleppt und dort enthauptet worden. Die franzöſiſche Regierung hatte Genugthuung gefordert und der Mandarin ſeine grauſame Willkühr mit dem Leben gebüßt. Die Einkünfte der armen Geiſtlichen ſind überaus geringfügig, und ohne die Unterſtützung chriſtlicher Landsleute müßten ſie, nur auf ihre Jahrgehalte angewieſen, elendiglich zu Grunde gehen. Der Biſchof in partibus erhält 160 Dollars, die beiden Prieſter jeder 88 Dollars. Der Capitän des Dampfers hat ihnen natürlich freie Ueberfahrt nach Shanghai bewilligt, denn der Preis des Fahrbillets würde faſt eine ganze Jahreseinnahme verſchlingen. Ich habe für die Strecke von Taku bis an den Ort

unſerer Beſtimmung nach preußiſchem Gelde 150 Thlr. bezahlt.

Bei ſchönem Wetter näherten wir uns am 26. Novbr. der Mündung des Yantſekiang, die ſich ſchon viele Meilen weit in offener See durch eine eigenthümliche Nüance der gelben Färbung ankündigte. Die Capitäne ſind nie um einen ſchlagenden Ausdruck verlegen, als wir daher um neun Uhr Abends in die Mündung des Stromes einliefen, hieß es nicht: „wir wollen den Anker, ſondern den Schmutzhaken (mud hack) auswerfen!" Die Stromfahrt konnte am nächſten Morgen nur mit halber Dampfkraft fortgeſetzt werden; unſer Kohlenvorrath ging zu Ende. Bald darauf kamen wir an einem geſunkenen engliſchen Barkſchiff vorüber; es war der Verſicherungs-Geſellſchaft theuer zu ſtehen gekommen. Außer der Entſchädigung für die aus Thee und Seide beſtehende, auf eine Million Thaler veranſchlagte Ladung, hatte ſie für das Schiff ſelber 70,000 Thlr. zahlen müſſen. Durch die Gefährlichkeit der Waſſerſtraße verzögert ſich unſere Fahrt, und ich ziehe, als wir eine Meile unterhalb Shanghai wieder vor Anker gehen, mit Herrn Conſul Aliſch vor, eine Barke zu miethen und unſere Effecten hinaufrudern zu laſſen. Im Angeſicht der Stadt kamen wir abermals an einem geſunkenen Dreimaſter vorbei.

In Shanghai iſt an deutſcher Geſellſchaft kein Mangel. Gleich am Tage nach unſerer Ankunft wurden wir zu dem Concert einer rheiniſchen Orcheſter-Geſellſchaft geladen; ich traf dort einen alten Bekannten, Herrn Lindauer, Mitarbeiter der „Revue deux Mondes"; die Soirée ſchloß Nachts 1 Uhr mit einer Punſchgeſellſchaft. Die am anderen Morgen im Kreiſe von ſechszehn Landsleuten unternommene

Waſſerparthie nach einer, oberhalb Shanghai gelegenen berühmten alten Pagode hatte keinen gleich erfreulichen Verlauf. Die Barke führte keine Segel, und die kraftloſen Ruderer ermüdeten ſo bald, daß wir auf halbem Wege ausſteigen und zu Fuß nach Shanghai zurückkehren mußten. Es ward uns ſchwer, durch ein Netz von Kanälen den richtigen Pfad zu finden, doch entſchädigte uns für die Mühſal ein großer Opferplatz mit zahlreichen Leichenhügeln, die mit ſteinernen Roſſen, Löwen und Götzen geſchmückt waren. Die anweſenden Leidtragenden oder Andächtigen kamen uns mit großer Höflichkeit entgegen, aber ſie ſchlugen nicht ein, als meine Gefährten ihnen zum Gruße die Rechte boten. Als Erwiderung ſchüttelt der Chineſe nur mit der Rechten die dürre gelbe Linke und fügt „Tſchin, Tſchin!“ hinzu.

Auf maleriſche Ausbeute muß ich verzichten, Shanghai und ſeine Umgegend iſt durchweg flach und kein Hintergrund für den Landſchafter vorhanden. Mir bleibt daher ausreichende Zeit für geſellſchaftlichen Umgang, doch bin ich, da es ſeine Bedenken hat, mit engliſchen Conſtablern, der Straßenpolizei und franzöſiſchen Schildwachen anzuknüpfen, durchſchnittlich auf Schiffscapitäne angewieſen. Mein Liebling iſt ein Landsmann aus Wolgaſt, der Befehlshaber eines anſehnlichen Pinkſchiffes. Gleich die Antwort, welche mir der humoriſtiſche Mann auf meine erſte Frage ertheilte, wird ihn am beſten charakteriſiren. Als ich mich erkundigte, was ihm in dieſen Tropen-Gegenden am meiſten gefiele, erwiederte er nach einigem Beſinnen: „der ausgezeichnete, der wunderbare Durſt!“

Wir machen gemeinſame Ausflüge und amüſiren uns vortrefflich. Neulich waren wir in dem Atelier eines Schiffs-

malers, vermochten aber nicht mit ihm fertig zu werden. Der gute Capitän wollte ein Bild seines Pinkschiffes haben, wie es im Teifun, vor dem Winde „lenzend", d. h. fliegend, dem Beschauer gleichsam entgegenkommt; der chinesische Künstler behauptete hartnäckig, dergleichen könne nicht gemalt werden. Alle Schiffe ließen sich nur im Profil abconterfeien. Da jegliche Perspektive der chinesischen Malerei unbekannt ist, war der störrische Meister nicht eines Besseren zu überzeugen. Mein Wolgaster Freund war eben nicht über seine Weigerung erzürnt. „Die Bilder haben keinen Pli, keine Façon", sagte er, als wir das Atelier verlassen hatten. Ueberaus ergötzlich ist sein Verkehr mit den Matrosen des Schiffes. Diese Herren befinden sich, wie alle Personen, deren körperliche Haltung nicht durch ein militärisches Reglement bestimmt wird, wenn sie mit einem Vorgesetzten sprechen, in großer Verlegenheit, was mit ihren Händen anzufangen sei. Ich benutze die vorkommenden Gelegenheiten, die lächerlichen Stellungen und fabelhaften Bewegungen der Matrosen rasch abzuzeichnen, und dem Capitän macht es Vergnügen, sie durch leutselige Fragen hinzuhalten und in immer größere Verlegenheit zu bringen. Da die Capitäne gesetzlich verpflichtet sind, ihre Mannschaften in den Häfen möglichst zu überwachen und vor allen unnützen Ausgaben zu bewahren, damit ihnen nach der Rückkehr eine runde Summe aufgesparter Besoldung ausgehändigt werden kann, ersinnen die Matrosen gewöhnlich die ungereimtesten Ausflüchte, wenn sie ihrer Vergnügungen halber in den Besitz einer kleinen Summe kommen wollen. Ich war Augen- und Ohrenzeuge, als drei derselben, die an Land zu gehen gedachten, dem Capitän eine Visite abstatteten.

Jeder bat um drei Dollars Vorschuß, schon diese Uebereinstimmung war verdächtig; noch mehr die angegebenen Gründe.

„Ich möchte mir eine neue Mütze kaufen!“ sagte grinsend der Erste, aber dabei drehte er seinen noch sehr reputirlich aussehenden Deckel auf der linken Hand.

„Drei Dollars, mein Sohn!“ antwortete der Capitän, „zu einer neuen Mütze? Deine Mütze ist ja noch sehr gut, drei Dollars? ah' ich verstehe, Du willst Dir eine Mandarinenmütze mit einer Pfauenfeder kaufen — hier sind die drei Dollars, laß' Dich nur nicht von den verdammten Chinesen über das Ohr hauen!“

Die beiden Anderen forderten drei Dollars, um sich einen Zahn ausreißen und die Haare kappen (schneiden) zu lassen. Nachdem der Capitän mit ironischem Lächeln die struppigen rothen Borsten des Einen und das schneeweiß glänzende Haifischgebiß des Anderen in Augenschein genommen, erhielten alle Drei den geforderten Vorschuß. Auf unserem Abendspaziergange trafen wir das Triumvirat am Yantsekiang, es kam höchlich angeheitert aus einer Schenke und stimmte, an uns vorübertaumelnd, das bekannte Lied an: „Die Mädchen in Deutschland sind nicht so kokett, als jene dort über dem Rhein!“ Der Capitän rief mit sonorer Baßstimme: „Guten Abend, Kinder, habt Ihr Eure Einkäufe gemacht, Eure Geschäfte besorgt?“

An Piraten muß der Distrikt von Shanghai besonders ergiebig sein. Kein Tag vergeht, an dem nicht mehrere ausgeschifft, und mit zusammengeknüpften Zöpfen durch die Stadt transportirt würden. Ein Trupp, dem ich neugierig folgte, wurde in den Palast des Gouverneurs von Shanghai

geführt, wo ſich zugleich der erſte Gerichtshof des Ortes befindet. Was aus ihnen geworden, erfuhr ich nicht, denn gleich im Vorraum wies man mich zurück, und ich fand kaum ſo viel Zeit, den großen, auf Drachenklauen ſtehenden Tiſch, das Dintenfaß, d. h. einen gigantiſchen Tuſchkaſten mit feinen Bambuspinſeln, die Petſchafte und kaiſerlichen Stempel, endlich die an den Wänden umherhängenden Marterinſtrumente, meiner Einbildungskraft einzuprägen. Mich verdroß die hochmüthige Behandlung der Subalternbeamten, ich zog meinen „Mandalin Paß Numbel one“ aus der Taſche und hielt ihn den Geſellen unter die Naſe. Jetzt krümmten ſie ſich wie Ohrwürmer, und erboten ſich, mir alle officiellen Gemächer des „Yamun“ (Palaſt) ihres „Taou-tai“ (Gouverneurs) zu öffnen; ich dankte ihnen verbindlich. Mehrere verurtheilte Verbrecher ohne Zöpfe, die über den Hof geführt wurden, und des Schlimmſten gewärtig ſchienen, benahmen mir alle Luſt weiter vorzudringen. Die Gerichtsſitzung „Squeezi-Pidjen“ (Quäl-Geſchäft) war eben beendet.

Von hier begab ich mich in den nahen großen Buddha-Tempel und die noch geräumigere Pagode der Ningpo-Kaufleute. Letztere, die Bewohner einer im Innern des Landes gelegenen großen Stadt, haben ihren Tempel reich ausgeſtattet und ermüden ſchlechterdings nicht in der Darbringung von Speiſe- und Trankopfern. Hat einer dieſer Induſtriellen etwas auf dem Gewiſſen, ſo beeilt er ſich, den erzürnten Götzen durch einen guten Biſſen zu beſänftigen. Die Herren aus Ningpo müſſen ziemlich viel auf dem Kerbholz der himmliſchen Mächte haben; denn der Altar ihres Tempels glich einer ſauber geſchmückten, reich be-

ſtellten Mittagstafel, ſo viele Bratenſchüſſeln und Fiſchgerichte, Kuchen und Weine, Früchte und Blumen, waren dem Götzen dargebracht. Nach Einbruch der Dunkelheit fallen die Bonzen über die Speiſen her, doch laden ſie auch europäiſche Gäſte ein, ſich nach Belieben zu bedienen. Das Laſter der Intoleranz und des Fanatismus iſt dem chineſiſchen Volkscharakter vollkommen fremd. Conſul Aliſch hatte mich begleitet, und als wir die Straße entlang ſchlenderten, wurden wir plötzlich durch einen jener ſchrecklichen Contraſte erſchüttert, die in dieſem ſeltſamen Lande ſo oft zum Vorſchein kommen. Unweit des reichen Tempels und ſeines Ueberfluſſes an leckeren Speiſen fanden wir auf einem Kehrichthaufen einen armen ſterbenden Knaben. Er war unbekleidet, doch hatte ein Vorübergehender ihn mit einer Matte bedeckt. Außer Stande, mehr für ihn zu thun, drückten wir ihm etwas Geld in die Hand. Es fiel zu Boden, das unglückliche Kind vermochte es nicht mehr feſtzuhalten. Wir gingen ſchweigend davon; Beide fühlten wir uns einer ſchweren Unterlaſſungsſünde ſchuldig. Der Vorwand war ein elender; wir ſagten: es ſei nicht unſere Sache, für die ſchlechten ſtaatlichen Einrichtungen dieſes liebloſen Volkes aufzukommen und ihre Mängel auf unſere Koſten zu verbeſſern. Bei einem ſolchen Geſchlecht läuft Alles auf Vortheil und Geſchäft hinaus, Liebe und Haß, Leben und Sterben, Vergängliches und Ewiges. Den chriſtlichen Gottesdienſt nennen die Chineſen „Jeſus Pidjen", eine Heirath „Love Pidjen". Von der nationalen Reinlichkeit haben ſie eine ſehr hohe Vorſtellung. Aus der Leidenſchaft der Europäer für tägliche Bäder und wiederholte Waſchungen, ſowie aus dem täglichen Wechſel der

Wäſche, ſchließen ſie auf unſere angeborene Unſauberkeit. Nach ihren Behauptungen reicht alle acht Tage eine Abwaſchung vollkommen hin.

Zu einer außerordentlichen Abwaſchung wären wir Deutſchen auf einer Waſſerpartie nach der Pagode Long faeh im Wooſungfluſſe ohne die Entſchloſſenheit unſeres Capitäns leicht gekommen. Durch die Ungeſchicklichkeit des Steuermannes ſtieß der kleine Dampfer ſo heftig gegen das Ufer, daß wir Alle zu Boden ſtürzten, und Flaſchen und Gläſer in der Cajüte in tauſend Granatſplitter zertrümmert wurden. Auch die Maſchine hatte durch den heftigen Stoß Schaden gelitten, und der Capitän rieth uns, da der Keſſel platzen könne, in's Waſſer zu ſpringen und an's Land zu waten. Wir hatten dazu keine Luſt und winkten mehreren Fiſcherböten, die in der Nähe verweilten. Die Schelme waren weit entfernt, uns zu Hülfe zu kommen. Erſt als der Capitän den Revolver zog und nach ihnen zielte, ruderten ſie haſtig herzu und brachten uns an's Land; doch bedurfte es noch einer ſtarken Geldentſchädigung, ehe ſie mit Hand anlegten, den kleinen Dampfer flott zu machen. Ich hatte die Zwiſchenzeit benutzt, die mehr als ſiebenhundert Jahre alte Pagode mit Aquarellfarben zu ſkizziren.

XXV.

Opiumraucher. Die Wochenſtube auf der Straße. Die Cabinets d'aisance von Shanghai. Die Leber auf der Wagſchaale. Dr. Meyer und ſein Todter. Foh-Kien. Der Kaper Alabama. Unter engliſcher Flagge. Miß B. auſtraliſche Sängerin. Feuer! Fat-Jack. Eingepöckelte Chineſen. Teller oder Krone. Die Bai von Fuchow.

Unweit meiner Wohnung liegt eine Reihe Opiumhöllen, ich benutze daher das ſchlechte Decemberwetter, mich dorthin zu begeben, und die Raucher zu beobachten. Der Empfang iſt ſtets überaus freundlich. Falls die Schwelger in den verſchiedenen Stadien des Rauſches nicht zu weit vorgerückt und noch der Sprache mächtig ſind, laden ſie mich ein, neben ihnen Platz zu nehmen und mich auf einer der hölzernen Pritſchen auszuſtrecken. Ich habe mich jedoch immer nur eines Rohrſtuhles bedient, denn die Unreinlichkeit in dieſen Lokalen überſteigt alle europäiſchen Begriffe. Sobald der Raucher es ſich bequem gemacht, zieht er ſeine Pfeife hervor, eine flötenartige Röhre, auf der ein winziger Pfeifenkopf, nur ausreichend, ein erbſengroßes Stück Opium darin zu befeſtigen, angebracht iſt. Eine kleine Lampe, die auf einem Tiſchchen neben jener Pritſche ſteht, dient dazu, daſſelbe anzuzünden, und im

Limmen zu erhalten. Jetzt thut der Raucher langsam ehrere Züge, verschluckt den Rauch und schließt die Augen, ie Wirkung des Narcoticums abwartend. Der Anfänger at seinen Zweck bald erreicht; die alten Sünder sind ge- öthigt, ehe der Rausch eintritt, fünf bis sechs Pfeifen zu auchen. In dem Exterieur der verlorenen Menschen ist nichts Außerordentliches wahrzunehmen, nur selten habe ich bei schwächlichen Individuen leichte Zuckungen bemerkt. Gewöhnlich liegen sie, kaum merklich athmend, auf ihren Pritschen und schwelgen in den wunderbarsten Traumgesichtern. Der erfahrene Opiumraucher vervielfältigt, wie man mir berichtet, seine Dosen so lange, bis er in seiner Vorstellung das Gefühl der körperlichen Schwere vollkommen verliert. Der Zustand eines ätherischen Schwebens durch den Raum, während verführerische Bilder das innere Auge entzücken, wird als der letzte Zweck und höchste Genuß des Opiumrauchens bezeichnet. Die Chinesen geben ihren letzten Heller dafür hin und leben bei geringem Einkommen lieber auf die jämmerlichste Weise, ehe sie auf den dämonischen Rausch verzichten.

Der Himmel klärte sich am 8. December etwas auf und ich machte einen weiten Spaziergang auf der breiten Stadtmauer von Shanghai. Sie begrenzt meistentheils die Hinterhäuser und gestattet die interessantesten Blicke in das Familienleben der Reichen und Armen. In mehreren Gebäuden sah ich durch die offenen Fenster, theils verschlossene, theils offene Särge stehen; im letzteren Falle waren die darin befindlichen Leichen skelettirt. In der Nähe eines Buddhatempels stieg ich von der Mauer herab und brachte dem Idol meine Huldigung dar. Ob die auf dem Altar

brennenden Lichter zur Verherrlichung der Gottheit, oder nur zur Bequemlichkeit der Bonzen angezündet waren, kann ich nicht mit Bestimmtheit angeben, doch bedienten sich Letztere derselben, um ihre Tabackspfeifen in Brand zu stecken, und ich nahm zu den glimmenden Opferstäbchen meine Zuflucht, die mir als Fidibus gleichfalls gute Dienste leisteten. Augenblicklich war eine stolze Schönheit in kostbarer Toilette im Tempel anwesend. Es schien ihr um Auskunft über den Verlauf ihrer Herzensangelegenheiten zu thun zu sein und sie zog aus einem dargebotenen Becher ein Loos, dessen Nummer mit einem Zettel correspondirte, den der Oberbonze aus einem großen Bündel hervorsuchte. Die Inschrift mochte die schöne junge Dame nicht befriedigen, sie honorirte die Bemühungen des Bonzen und ließ sich in ihren Palankin heben. Ich hatte von den Stufen des Altars aus der Scene zugesehen und eine Tasse Thee aus den Händen der buddhaistischen Priester angenommen; jetzt näherten sich mir auch die vierfüßigen Tempelgenossen. Sechs alte, äußerst übelriechende Ziegenböcke hatten bisher in den Winkeln des Gotteshauses umhergeschnuppert, sobald sie mich entdeckt, traten sie an den Hauptaltar und machten die Bekanntschaft des europäischen Eindringlings. Ich hatte an dem scharfen Dunst der Unholde genug, reichte dem Bonzen ein kleines Geschenk und rannte in's Freie. Der Schmutz der Straßen war entsetzlich, aber eine arme chinesische Frau hatte sich dadurch nicht abhalten lassen, hart an der Mauer eines Hauses ihr Wochenbett aufzuschlagen, und ohne Unterstützung einer Wehemutter oder eines Accouchenrs eines gesunden Knäbleins zu genesen. Gutmüthige Nachbarn hatten ihr ein Bündel Reisstroh

unter den Kopf geschoben, ein junges Mädchen brachte eine Schüssel Reis mit Curry, die Wöchnerin richtete sich auf, und vertilgte die ansehnliche Quantität bis auf das letzte Körnchen, dann wickelte sie das Kind, welches bis dahin in der scharfen Decemberluft auf den Fliesen nackt dagelegen hatte, in ihre Lumpen und machte sich davon.

Die Straßen von Shanghai sind durchschnittlich nur fünf Fuß breit und alle hundert Schritt stieß ich auf mehrere Cabinet's d'Aisance, die nach allen Richtungen offen, sämmtlich Zuspruch gefunden hatten und von Dünger-Inspectoren überwacht zu werden schienen. Die Gewohnheiten dieses Volkes sind überaus wunderlich; ich lerne täglich neue Eigenthümlichkeiten kennen. Daß die Ostasiaten den Comfort einer Bettstelle, eines gepolsterten Lagers nicht kennen, habe ich schon angeführt, aber es ist bei ihnen selbst keine bestimmte Schlafenszeit festgesetzt. Der Chinese, gleichviel welches Standes, streckt sich, sobald ihn Müdigkeit überfällt, bei Tage oder bei Nacht, auf den Matten des Fußbodens aus und entschlummert. Wacht er auf, und wäre es um zwei Uhr Morgens, so zündet er seine Pfeife an und greift zu irgend einer Arbeit. Die Bequemlichkeiten der Europäer kennt er nicht; er legt niemals seine Kleider ab. Verschläft er nicht selten die schönsten Stunden des Tages; so beginnt er dafür sehr oft seine Arbeit mitten in der Nacht.

Mit dem Gesundheitszustande der Landsleute ist es hier eben so schlecht bestellt, wie in allen asiatischen Flußniederungen; mehr oder weniger leidet Jeder an der Leber. Um daher die Ernährung des Körpers fortwährend zu controliren, läßt man sich in 14tägigen Fristen wiegen und verzeichnet die jedesmaligen Resultate. Eine Menge Selbsttäuschungen

läuft natürlich mit unter, dieser setzt sich immer nach Tisch auf die Waageschale, jener streckt vorher eine Rolle mit fünfzig Dollars, als einen rechtmäßigen Theil des Menschen, in die Tasche. Strenge genommen ist es indeß höchst tadelnswerth, über die Schwächen der armen Deutschen und Engländer zu lachen; sie thun alles Mögliche, mir das Leben angenehm zu machen. Kein Tag geht vorüber, an dem ich nicht zu irgend einer Gesellschaft geladen wäre. Allerdings sind es nicht immer die auserlesensten Cirkel, in denen ich mich bewege, doch lächelt mir zuweilen das Glück. Die Frau eines Schiffscapitäns, der mit seiner Bark eben von San Francisco anlangte, war eine fertige Klavierspielerin, und in den Salons des Consuls Herrn Alisch verstummt weder Gesang noch Saitenspiel. Man begleitet mich auf meinen Ausflügen, und Herr Dr. Meyer, ein junger Arzt, der Anlagen für Landschaftsmalerei zeigt, führte mich zu einem der schönsten Schauspiele für philosophische Männer seiner Wissenschaft, zu der Leiche eines Mandarinen. Wir fanden den würdigen Büreaukraten schon auf der Bahre. Die Hinterbliebenen hatten ihn in den goldgestickten Bratenrock gehüllt und auf einem Paradebette ausgestellt. Die nächsten Verwandten lagen, in weiße Gewänder vermummt, rings auf den Matten des Fußbodens umher, weinten und heulten, vor der Hausthür wurde Feuerwerk abgebrannt und schlechte Musik gemacht. Dr. Meyer schien stolz auf den Todten. Zwar hatte er nicht zu seinen Patienten gehört, doch war der junge Arzt mit der allmähligen Degeneration seiner Leber vollkommen vertraut und wußte viel von der Euthanasie des edlen Mandarinen zu erzählen. Die Tage meiner Abfahrt rücken heran, und ein Abschiedsdiner jagt das Andere;

in Folge der unaufhörlichen Toaste bin ich in eine bedenkliche Schwäche verfallen, aus der ich mich erst wieder auf hoher See emporraffen werde. Im Hafen liegt der Foh-Kien vor Anker, ein nordamerikanischer Dampfer, den dortige Rheder auf Speculation gebaut und dem Kaiser von China zum Verkauf angeboten hatten. Das prachtvoll ausgestattete Schiff war Seiner Majestät indeß zu theuer gewesen, und so hatten die Besitzer in den sauren Apfel beißen, und den Foh-Kien in ein Transportschiff für Passagiere und Frachtgüter verwandeln müssen. Mit Vergnügen hätte ich dem tadellos eingerichteten Dampfer meine Person und Habseligkeiten anvertraut, wäre er nur nicht ein Nordamerikaner gewesen. In den chinesischen Gewässern lief nämlich die Nachricht um, die „Alabama" jener berüchtigte Kaper, der dem Handel der Union so vielen Schaden zufügen sollte, ehe ihn an der französischen Küste der Rächer ereilte, treibe sich auf der Höhe von Hongkong umher. Die Hiobspost wurde zwar wieder bezweifelt, aber am 11. December traf von amtlicher Seite wirklich die Kunde ein, die „Alabama" habe in der Sundastraße zwei amerikanische Dreimaster mit Ladungen im Werthe von 400,000 Dollars verbrannt und in Grund gebohrt.

Was war zu thun? Das Passagiergeld von Shanghai bis Hongkong hatte ich mit 190 Thlr. am Tage vorher entrichtet. Alles stand auf dem Spiele. Ward der Foh-Kien von der Alabama genommen, so war das, auf meine Reise verwandte Kapital und die Mehrzahl meiner Arbeiten verloren! Die Eigenthümer des schönen Schiffes waren jedoch nicht gewillt, Alles auf eine Karte zu setzen. Sie sind übereingekommen, die nordamerikanische Flagge

des Dampfers mit der engliſchen zu vertauſchen, und dem Seerecht nach, Capitän und Mannſchaft darauf zu vereidigen. An Bord des Foh-Kien ſind daher nur ſo viel Matroſen und Feuerleute zurückgeblieben, als zur Ueberwachung des Schiffes erfordert werden; der Capitän iſt mit ſeinen Leuten nach Shanghai berufen, um dort nach Vollziehung der ſonſtigen ſeemänniſchen Ceremonien den Eid zu leiſten.

Wir Paſſagiere erſter Klaſſe, etwa ein Dutzend, haben uns indeſſen auf dem Dampfer ſchon einquartiert. Eine junge Sängerin, die angeblich ihre Vocalſtudien in Auſtralien gemacht, begleitet uns nach Hongkong. Bei der Vernachläſſigung meiner muſikaliſchen Erziehung habe ich die triftigſten Gründe, in meinen Urtheilen über Geſangscapacitäten vorſichtig zu ſein, allein noch heute laſſe ich mir nicht ausreden, daß Miß B. am Stockſchnupfen litt.

Sehr leicht wäre es geweſen, darüber Gewißheit zu erlangen, denn Miß B. hatte am Abende vorher in Shanghai ein Concert gegeben; ich war leider durch den Preis des Eintrittbillets, der fünf Dollars betrug, abgeſchreckt worden. In Japan, wohin ſie ihre Kunſtreiſen gleichfalls gerichtet, hatte ſie ſogar acht Dollars gefordert und erhalten. Darf ich die Qualität ihrer Stimme nach dem tändelnden Getriller taxiren, das ſie während des Tiffins ausſtieß, ſo bezweifle ich nicht, daß ſie in unſerer kunſterfahrenen Heimath nur Verehrer in jenen Lokalen gefunden haben würde, deren Eintrittspreis 5 Sgr. nicht überſteigt. Außer einer Kammerzofe polyneſiſchen Geblüts, führt Miß B. einen Kornak mit ſich, der die Regeln des Anſtandes aufrecht erhält und ſeine Herrin vor irdiſcher oder maritimer Ungebühr ſchützt. Mein Benehmen iſt

wie das meines Kojen-Gefährten, eines Persers, sehr respectvoll; eben deshalb hat Miß B. uns Beide in ihre Affection genommen. So saßen wir in Abwesenheit des Capitäns am 11. December in holder Eintracht beim Tiffin, und Miß B. ringelte eben mit zierlichen Fingern ihre blonden Locken um die Zacken einer reich mit Perlen besetzten Krone, die nie von ihrem Haupte kam, als plötzlich aus dem Schiffsraum der entsetzliche Ruf: „Feuer! Feuer!" erschallte. Aus den Oeffnungen neben der Maschine drang ein leichter Rauch hervor. Da wir schon seit zwölf Stunden geheizt hatten, mußte das Feuer in der Nähe des Kessels ausgekommen sein. Persönliche Gefahr war nun freilich nicht vorhanden, denn der „Foh-Kien" lag am Hafenquai, und über ein Brett schritten wir in Sicherheit, allein alle unsere Effecten lagen tief unten im Raum, von anderen Frachtstücken bedeckt. Diesen tragischen Moment hielt Miß B. für geeignet, in meine Arme zu sinken und die Besinnung zu verlieren; ich war entgegengesetzter Meinung. Statt das elegante Persönchen mit theatralischem Anstande auf das Sopha zu schleppen, und dort die vorschriftsmäßigen Wiederbelebungsversuche zu beginnen, schloß ich Miß B. fest in meine Arme und rüttelte sie, während ich ihr energisch zusprach, so schnell und kräftig, daß sie sofort in's Bewußtsein zurückkehrte und ihre Ohnmacht durch den gehabten Schrecken und die Furcht vor dem Verlust ihrer Sammt- und Damastkleider entschuldigte. Unterdessen war von allen Schiffen Hilfe herbeigeeilt, die Wassereimer flogen in einem rasch gebildeten Spalier auf und ab, die Dampfspritze des „Foh-Kien" wurde in Bewegung gesetzt und nach einer halben

Stunde war auch der letzte Funken erstickt. Die chinesischen Passagiere zweiter Klasse, deren Gepäck auf Deck steht, hatten das bessere Theil erwählt, und statt sich bei der Dämpfung des Feindes zu betheiligen, ihre Habseligkeiten auf das Bollwerk geschleppt, an dem wir ankerten. Miß B. gab ihrem Entzücken über unsere Rettung und die ihrer Garderobe dadurch Ausdruck, daß sie im ferneren Verlaufe des Tages die Toilette noch dreimal änderte. Nur so konnten wir einsehen, in welcher Gefahr sie geschwebt hatte. Der Capitän und die Mannschaft waren spät Abends von Shanghai zurückgekehrt; als ich mich nach einer ruhig verschlafenen Nacht am 12. December von meinem Lager erhob, wehte schon die englische Flagge von der Gaffel. Alles, was an Bord zur Bedienung des Foh-Kien gehört, ist darüber bis auf den Tod betrübt. Mir wurde versichert, daß nach seiner Metarmorphose der Foh-Kien nie wieder das nationale Sternenbanner führen dürfe. Uns genügte die jetzige Gewißheit, vor den Angriffen des Kapers „Alabama" gesichert zu sein.

Um halb zwei Uhr Mittags stach unser stolzes Schiff in See und suchte sich langsam einen Weg durch das Labyrinth von Kauf- und Kriegsfahrern aller Nationen zu bahnen, unter denen wir vor Anker gelegen hatten. Ich stand vorn auf Deck neben dem Lootsen, der von hier aus nach amerikanischer Weise das Steuer lenkt, als der Foh-Kien unerwarteter Weise einen gewaltigen Stoß erhielt. Bei der geringen Spannung der Dampfkraft hatte uns eine starke Strömung rechts ab und gegen den Rumpf eines großen französischen Kriegsschiffes getrieben. Ein

kleinerer Steamer wäre sogleich versunken, der Foh-Kien kam mit der Zertrümmerung des Radkastens davon; das Bugspriet des Franzosen rasirte die Dächer der Cajüten und zugleich stürzte der Besaanmast in Trümmer. Zum Glück hatte das sehr solide construirte Schaufelrad keinen Schaden gelitten, auch die Maschine war durch die heftige Erschütterung nicht verletzt worden, der Capitän verbesserte die unerwartete Havarie so gut als möglich durch getheerte Leinwand, welche über die offenen Cajüten gedeckt wurde; erst in Hongkong gedenkt man den Schaden glücklich auszubessern. Mich setzen dergleichen Episoden im Seeleben so wenig in Erstaunen, daß ich meine Seemannsmütze, als die Splitter des Besaanmastes mir um den Kopf flogen, nur etwas fester über die Ohren zog. Den meisten Schaden haben die Cajütenfenster gelitten, auch sind zwei Rettungsböte zermalmt und verloren gegangen. Die Schuld des Unglücksfalles kann Niemandem beigemessen werden; der Lootse behauptete wenigstens, bei der starken Fluth und der Enge des Fahrwassers des riesigen Schiffes nicht vollkommen Herr gewesen zu sein. Um fünf Uhr passirten wir das Leuchtschiff, um sechs Uhr wurde der Lootse entlassen, doch trug der Capitän gerechtes Bedenken, in tiefer Dunkelheit mitten unter kleinen Inseln und Klippen die Fahrt fortzusetzen; um sieben Uhr wurde der Anker ausgeworfen und nur zu bald erwies sich, wie recht wir gethan. Mehr und mehr steifte sich die Brise auf, und um neun Uhr Abends wehte es, um einen Ausdruck des Capitäns zu gebrauchen: „Kanonen und Haubitzen." Nach einer, trotz des Tobens der Wasser ruhigen Nacht, stachen wir am 13. December um neun

Uhr Morgens in See. Wir legen in der Stunde 14 bis 15 Knoten zurück und könnten mit Hilfe des günstigen Windes noch rascher vorwärts kommen, geböte uns der Verlust des Besaanmastes und unterschiedlichen Takelwerkes nicht die äußerste Behutsamkeit in der Anwendung der Segel. Für unser materielles Wohlbehagen ist hinlänglich Sorge getragen, wir haben sogar einen Leibbarbier an Bord, der nach europäischem Geschmack rasirt und Haare verschneidet. Fat-Jack, auf diesen Namen hört der junge Haarkünstler, ist technisch nicht ohne Uebung, doch muß man nicht an gewissen üblen Gewohnheiten Anstoß nehmen. Durch constante Einreibungen mit Rhicinusöl sucht er seinem fetten Leibe einen poetischen Glanz zu geben, der nur durch den scharfen Geruch der ranzig gewordenen Flüssigkeit beeinträchtigt wird. An meinem Kopf hat er seinen Beruf mit einer solchen Geschicklichkeit erfüllt, daß ich ihm einen Dollar schenkte. Sobald er mir seitdem auf Deck begegnete, war seine stehende Redensart: „You masta! Ulopin man numbel one!“ d. h. „Sie Master, sind ein europäischer Herr Nummer eins!“ und wenn ich ihn anblickte, fragte er sogleich, ob er mir wieder die Haare verkürzen solle.

Die chinesischen Passagiere zweiter Klasse sind keine angenehme Reisegesellschaft. Als wir am Abend des 14. December, mitten unter uns die emancipirte Miß B., im „Rauchcoupé“ des Foh-Kien saßen und uns an dem eisigen Decemberabende mit Grog zu erwärmen suchten, brachte der Steward außer einer frischen Flasche Cognac die Nachricht, zwei unserer Landeskinder lägen im Sterben oder seien schon todt. Die Ursache ihres Ablebens ließ

sich nicht ermitteln, doch vermuthe ich, daß Beide an Entkräftung zu Grunde gegangen seien. Die unglücklichen Menschen, die sich selber zu beköstigen hatten, wandten, gleich den meisten Chinesen, an ihre Lebensnahrung nur so wenig, daß bei dieser scharfen Witterung das Oel in der Lebenslampe bald verzehrt sein mußte. Verstimmt durch die Hiobspost gingen wir zu Bette und zogen die Decke über die Ohren, aber erst auf ein Machtgebot des Capitäns verstummten die Lamentationen der Ueberlebenden, welche noch tief in der Nacht mit den Begräbnißfeierlichkeiten den Anfang machten.

Nach erfolgter Todtenschau, die wirklich ergab, daß luxuriöses Leben den Tod der beiden Reisenden nicht beschleunigt habe, wollte der Capitän nach gewohnter Weise zur Bestattung schreiten, d. h. an die Beine jedes Todten eine Kanonenkugel binden und sie in's Meer versenken, allein die Leidtragenden widersetzten sich auf die hartnäckigste Weise. Die beiden Verstorbenen waren in Hongkong ansässig, ihre Gefährten bestanden deshalb darauf, ihre Ueberreste dorthin zu schaffen und auf heimischem Boden beizusetzen. Auf die Frage des Capitäns, durch welche Mittel sie die Leichen vor Verwesung zu schützen gedächten, baten sie ihn nur um zwei leere Tonnen. Die armen Teufel vermochten nicht viel daran zu wenden, und das ganze Verfahren der Einbalsamirung bestand darin, daß jeder Todter in eine Tonne gesetzt und diese bis an den Rand mit Salz gefüllt wurde. Die eingepöckelten Leichen kamen wirklich nach Hongkong, ohne die Mannschaft des Foh-Kien durch ihre Ausdünstungen belästigt zu haben.

Die Passagiere hatten nichts von diesen Unterhandlungen erfahren, die See ging hoch und die ganze Gesellschaft verweilte in den Kojen, nur ich und Miß B. blieben von der Seekrankheit verschont, so entsetzlich der Foh-Kien auch stampfen mochte. Wir fuhren den Tag über die Tschusanküste entlang, meistens dicht unter Land und oft an schroffen, kahlen Felsklippen vorüber. Hier haben sich unter dem Vorwande der Fischerei ganze Seeräuber-Colonien angesiedelt, und hier spielen auch die grausigen Abenteuer, von denen Mr. Fortune in seiner lesenswerthen Reisebeschreibung erzählt. Unser Schiff hat von den Piraten nichts zu fürchten; seine außerordentliche Schnelligkeit würde es allen Verfolgungen entziehen. Gefährlicher ist mir mein Kojenkamerad, der Perser. Zwar habe ich, als ein erfahrener Reisender, mich sofort der oberen Bettstelle bemächtigt und ihm das Erdgeschoß anempfohlen, allein die Seekrankheit tritt bei ihm unter so stürmischen Symptomen auf, daß ich selbst von meiner höheren Warte aus der Nacht mit Schrecken entgegensehe. Miß B. war bei Tisch erschienen, zog sich aber noch vor dem Dessert in ihre Gemächer zurück. Das Schiff rollte entsetzlich, und einer der chinesischen Aufwärter hatte, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren und einen Teller Suppe aus der Rechten fallen zu lassen, rasch nach der Stuhllehne der Miß B. gehascht, statt derselben aber das goldene Krönchen auf ihrer Stirn in die Hände bekommen. Das Kleinod war unter den Pranken des Chinesen zerbrochen und Miß B. in der übelsten Laune, ihres liebsten Schmuckes beraubt zu sein. Sie arbeitet in tiefster Abgeschlossenheit an der Wiederher-

ſtellung des Diadems. Wie ich vorher gefürchtet, hat der Perſer mit ſeinem Stöhnen und Röcheln mir die ganze Nacht verdorben. Die Seekrankheit findet in ihm nichts mehr vor, was über Bord geworfen werden könnte, und der Unglückliche ringt mit Tod und Leben. Jetzt wäre der Moment zur Anwendung eines heroiſchen Mittels, eines Achtel Cognacs, oder auch nur eines Viertels Port, gekommen, allein wie ſoll man das einem ſolchen Moslem begreiflich machen? Außer Stande einzuſchlafen, ordnete ich mehrmals die Kiſſen meines Lagers, und fand bei dieſer Gelegenheit unter dem Kopfpfühl einen Lebensretter oder Schwimmgürtel aus Korkſtücken. Auf dem „Foh-Kien" iſt das Bett jedes Paſſagiers erſter Klaſſe mit einem ſolchen verſehen; für die zweite Klaſſe haben die nordamerikaniſchen Menſchenfreunde nicht Sorge getragen. Am 14. December trieb mein Perſer es ſo arg, daß ich ſeine Ausquartierung beantragte. Der „Foh-Kien" führt 110 Köpfe an Bord, doch iſt immer noch hinlänglicher Raum vorhanden; es war das Glück des Seekranken geweſen. Ich hatte mich nach ſeiner Entfernung eben auf meinem Lager ausgeſtreckt, um die verſäumte Nachtruhe nachzuholen, als das Bett am Kopfende zuſammenbrach, und die Stelle mit Trümmern bedeckte, wo das bärtige Haupt des Moslems geruht hatte.

Die Schnelligkeit des Foh-Kien vermindert ſich übrigens nicht, wiewohl die Briſe für einen Dampfer zu ſteif weht; eines der Schaufelräder bewegt ſich immer in freier Luft. Weniger als 14 Knoten legen wir in der Stunde nie zurück, doch haben wir auch ſchon 18 erreicht. Die

Maſchine wird ſorgfältig überwacht und trefflich im Stande erhalten, aber unſere Ingenieure werden ihren Mühwaltungen entſprechend, wie Generäle und Miniſter bezahlt. Der erſte erhält 4500 Dollars! Der Sicherheit der Küſtenfahrt wegen begleiten uns zwei chineſiſche Lootſen mit Weibern und Kindern. Einer iſt für die Seebuchten, der Andere für die Flußmündungen, jeder erhält monatlich etwas über 50 Dollars. Der Lootſe, durch deſſen Unachtſamkeit wir einen Maſt, die Radbekleidung und einen Theil des Verdecks verloren, war ein engliſcher Süßwaſſerlootſe und für ſeinen Meiſterſtreich mit 75 Dollars honorirt worden. Aus meinen Zwiegeſprächen mit dem Capitän, einen gebildeten, mittheilſamen Mann, erfahre ich, daß die Höhe der Paſſagiergelder, namentlich wenn die Reiſenden ſo gut wie wir verpflegt werden, nicht immer ungerechtfertigt iſt. So hat der Foh-Kien mit Ausſchluß der Kohlen täglich zwiſchen 900 und 1000 Dollars Unkoſten.

Unſere Eilfahrt hatte uns auf wahrhaft magiſche Weiſe aus nordiſchen Regionen zwiſchen die Wendekreiſe verſetzt. Noch in Shanghai war es ſo kalt geweſen, daß ich nothgedrungen einem chineſiſchen Schneider für ein Paar grobe grauwollene Beinkleider vier Pfund Sterling zahlte; auf den Ankauf eines warmen Winterrockes hatte ich nur verzichtet, da der Preis nicht mehr zu erſchwingen war. So muß der armen Seele zu Muthe ſein, die, nachdem ſie ihr Penſum im Fegefeuer abgeſeſſen, durch Meſſen und Fürbitten geläutert, entlaſſen wird, und nun die erſten Lüfte des Paradieſes einathmet. Durch eine enge Paſſage fuhren wir in die große Bai von Fouchow; die Thore des Himmels ſchienen ſich vor uns zu öffnen.

Im Vordergrunde stiegen kleine schroffe Inseln aus der blauen Tiefe, eine Bergkette von 4000 Fuß Höhe begrenzte malerisch den Hintergrund. Inseln und Festland waren mit Villen und Pagoden bebaut, die in Hufeisenform in die Felsen gehauenen Erbbegräbnisse wurden von alten Banienbäumen (ficus Indica) und Theegesträuchen beschattet. So weit das Auge reichte, war kein unbebauter Fleck zu entdecken. Nach den rauhen Lüften des Nordens erquickte uns hier der linde Athem eines ewigen Frühlings. Miß B. brach vor Freuden in Thränen aus, und schwebte in Gefahr, jetzt wirklich in Ohnmacht zu fallen. Mittags ein Uhr warfen wir hart an der Pagodeninsel Anker.

Der District, in dem wir uns befinden, wird das Paradies des chinesischen Reiches genannt, und verdient wirklich den schmeichelhaften Namen. Nach meiner Gewohnheit einen hervorragenden Punkt aufzusuchen, begab ich mich nach einer siebenstöckigen, ganz aus Stein erbauten Pagode, und erstieg die oberste Galerie. Meine hohen Erwartungen wurden nicht getäuscht. Ein phantasievoller Landschaftsmaler hätte die Gegend nicht mit mehr Geschmack hinsichtlich der Terrainbildung anordnen und architektonisch ausstaffiren können. Das von der Bergreihe bis an die Küste reichende Amphitheater war mit Städtchen und Dörfern wie besäet, doch verrieth jede dieser kleinen Niederlassungen die weise Berechnung ihres Gründers. Bald lagen sie hart am Meere und kleinen Häfen, bald in Schluchten an Kanäle gereiht, dann wieder in Reisfeldern und zwischen Gemüsebeeten; zierliche, ja zuweilen kostbare Joß-Häuser (Gebethäuser) brachten Abwechselung

in alle dieſe kleinen, der Induſtrie und dem Ackerbau gewidmeten Anlagen. Die Sonne neigte ſich tief, als ich meine Mappe ſchloß, und unwillig über mich ſelbſt: nicht mehr zu Papier gebracht zu haben, auf den Steamer zurückkehrte.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von Hermann Blanke in Berlin, Neue Promenade 4.

Im Verlage von **Otto Janke** in **Berlin** sind folgende Werke erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

In Reih' und Glied.

Roman

von

Friedrich Spielhagen.

5 Bände. Geh. 6 Thlr. 22½ Sgr.

Friedrich Spielhagens **„In Reih' und Glied"** hat einen erfolggekrönten Rundgang durch ganz Deutschland gemacht. Mit großer Spannung folgt man der Entwickelung des breit angelegten Romans. Die in demselben handelnd auftretenden Personen fesseln unser Interesse bis zum letzten Moment, und die episodisch in den Gang der Ereignisse verwebten Figuren gewähren wohlthuende Ruhepunkte inmitten eines farbenprächtigen Gemäldes. Und doch reizt Spielhagen unsere Phantasie nicht durch Ungeheuerlichkeiten; er muthet dem Verstande nicht Dinge zu, denen selbst das nur Wahrscheinliche noch zu reell ist, und die sich in Regionen verlieren, wohin ihnen nur Jene folgen können, die Alles auf Treu und Glauben für wahr halten, was ihnen in französischen Romanen geboten wird. In Spielhagens „In Reih' und Glied" haben wir es mit wirklichen, leibhaftigen Menschen zu thun. Wir fühlen mit ihnen; ihre Freuden lassen unser Herz aufjauchzen; ihre Schmerzen bereiten uns trübe Augenblicke; wir lieben mit ihnen und wir entziehen uns dem Hasse nicht, der auf ihre Seelen düstre Schatten wirft. Und doch bilden weder glückliche noch unglückliche Liebe, weder Reichthum noch Armuth allein die Ingredienzien dieses Romans; große politische Probleme sind es, denen sich die Helden des Romans weihen und für die sie kämpfen, streben und unterliegen. Der Roman spielt in Preußen, in jenen Tagen, wo Lassalle, inmitten einer dumpfig gewordenen Zeit, das Proletariat mächtig aufregte durch das von ihm gepredigte Evangelium der Arbeit unter dem Schutze des Staates. Die politischen Kämpfe dieser Zeit werden auf's spannendste und die Parteien in ihren Vertretern auf's getreueste geschildert. — Von diesem actionsreichen Hintergrunde heben sich von dem Hauche wahrer Poesie angewehte deutsche Frauengestalten ab. Somit ist dieser Roman

Spielhagens nach seinem Umfang, nach kunstvoller Anlage und Durchführung, wie nach dem Ideengehalte unstreitig das bedeutendste Werk des Dichters.

Geheimnisse des Glückes.

Roman

von

Gustav vom See.

4 Bde. Geh. 6 Thlr.

Der beliebte Schriftsteller giebt hier eine Erzählung aus dem bürgerlichen und Familienleben, nicht überladen, aber dennoch reich an Ereignissen und Verwickelungen, um den Leser von Anfang bis zu Ende in angenehmer Spannung und Erregung zu erhalten. Die auftretenden Personen sind naturwahr, durchweg gut gezeichnet und durchgeführt, so daß sie lebendig in Fleisch und Blut vor uns stehen; die Situationen mannigfaltig und gerade so geschaffen, um recht viele sociale und sittliche Fragen anzuregen. Die meisten geschilderten Charaktere sind Personen, für die man in der einen oder andern Beziehung alsbald lebhaftes Interesse gewinnt. Die Idee, welche in der Erzählung ausgeprägt wird, ist der Gegensatz zwischen den Ansichten und Idealen von Glück uud dessen Realisirung im Leben; die beiden Haupthelden des Romans werden vollkommen glücklich — mit den Hochzeiten schließt der Roman — aber Jeder erhält gerade in seiner Frau einigermaßen das Gegentheil von dem, was zu suchen er nach seinen Grundsätzen und Lebensanschauungen sich vorgenommen hatte. Die Erzählung spielt in der jüngsten Zeit, bis in die „neue Aera" hinein.